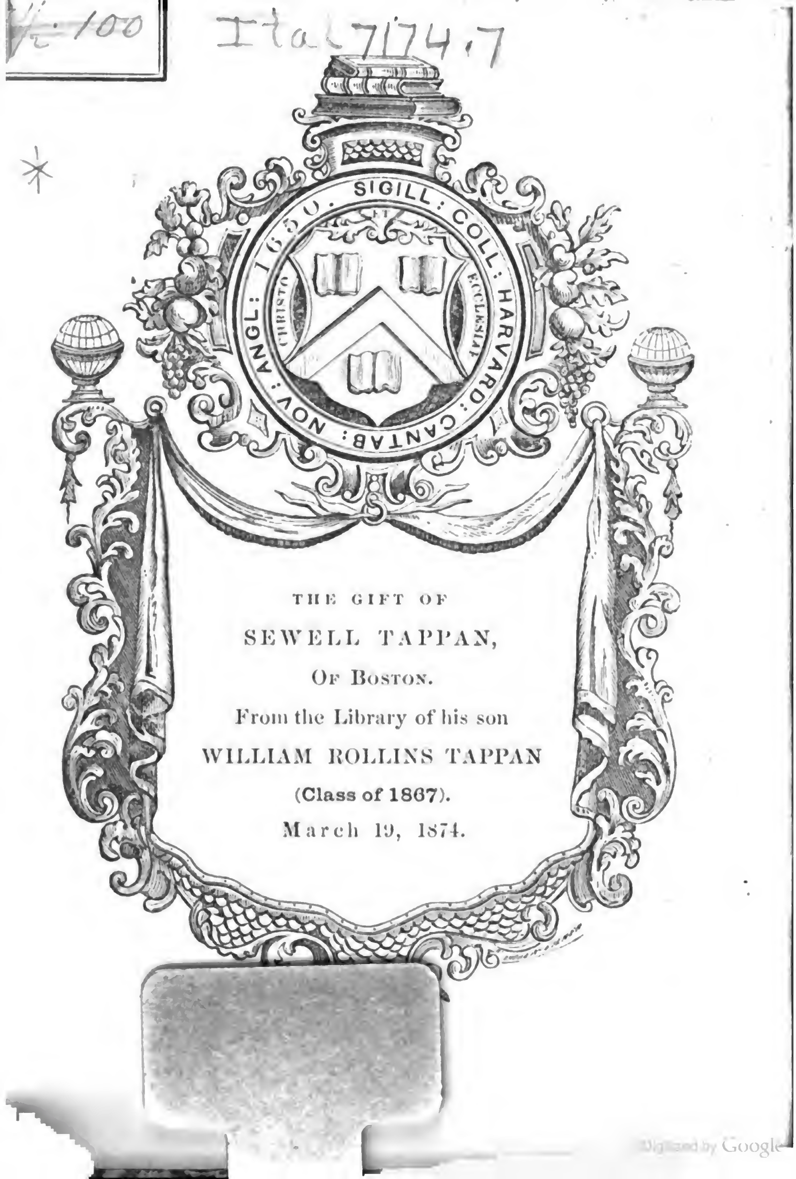



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
THE GIFT OF
SEWELL TAPPAN,
OF BOSTON.
From the Library of his son
WILLIAM ROLLINS TAPPAN
(Class of 1867).
March 19, 1874.

Giovanni Boccaccio's

Dekameron und Fiammetta.

Ins Deutsche übersetzt

von

Gustav Diezel.

3te durchgesehene und theilweise neu bearbeitete Auflage.

Die Poesien sind in dieser Auflage von Herm. Kurz übertragen.

Dritter Theil.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Es beginnt der achte Tag

des

Dekameron,

an welchem unter dem Regiment der Lauretta von den Possen erzählt wird, welche tagtäglich entweder der Mann der Frau, oder die Frau dem Manne, oder ein Mann dem andern spielt.

Schon beschienen am nächsten Sonntag früh die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die höchsten Gipfel der Berge, bereits war jeder Schatten verschwunden und man konnte Alles deutlich unterscheiden, als die Königin mit ihrer ganzen Gesellschaft aufstand. Zuerst ergingen sie sich auf dem vom Thau glänzenden Rasen, dann besuchten sie gegen die Mitte der dritten Stunde eine benachbarte Kapelle, wo sie dem Gottesdienste beiwohnten; darauf kehrten sie nach Hause zurück, aßen heiter und fröhlich zu Mittag, tanzten und sangen ein wenig und erhielten endlich von der Königin die Erlaubniß, ganz nach Belieben spazieren zu gehen oder ein Mittagsschläfchen zu halten. Als aber die Sonne bereits die Linie des Mittagskreises überschritten hatte, kamen sie, nach dem Willen der Königin, zu ihrer gewöhnlichen Unterhaltung, dem Erzählen, an dem Springbrunnen zusammen, und setzten sich da nieder, wo dann auf den Befehl der Königin Neifile also begann:

Erste Novelle.

Gulfardo entlehnt von Guasparuolo Geld und kommt mit dessen Frau dahin überein, daß er um diese Summe bei ihr schlafen dürfe; er gibt sie ihr, geht den andern Tag zu Guasparuolo und sagt ihm in ihrer Gegenwart, daß er ihr das Geld gegeben habe, was sie bestätigen muß.

Da es der Himmel beschlossen hat, daß ich am heutigen Tage mit meiner Erzählung den Anfang mache, so muß es mir auch recht sein, und weil, meine liebenswürdigen Damen, bekanntermaßen schon sehr viel von den Possen erzählt worden ist, welche die Frauen ihren Männern spielen, so will ich einen Streich, den ein Mann einer Frau spielte, preisgeben. Dabei habe ich aber nicht die Absicht, den Mann wegen dessen, was er that, zu tadeln, oder zu sagen, es sei seiner Frau nicht recht geschehen; sondern ich will den Mann loben und die Frau tadeln, und zeigen, daß auch die Männer den, der ihnen traut, so gut anzuführen wissen, als sie selbst von denen angeführt werden, denen sie Vertrauen schenken. Ueberdies sollte man, um den rechten Ausdruck zu gebrauchen, das, was ich erzählen will, keinen Possenstreich, sondern eine ganz gerechte Wiedervergeltung nennen; denn bekanntlich sollen die Frauen ehrbar und züchtig sein und ihre Keuschheit mehr bewahren, als ihr Leben, und sich unter keinerlei Grund verführen lassen; und wenn sie dies auch nicht durchaus und immer so, wie sie sollten, unserer Schwachheit wegen, können, so glaube ich doch, daß diejenige des höllischen Feuers werth ist, die sich durch Geld dazu bringen läßt, während die, welche aus Liebe — wir kennen ja ihre Allgewalt — dazu kommt, von dem gnädigen Richter leichter Verzeihung erhält, was, wie uns vor wenigen Tagen erst Filostrato bewies, bei Frau Filippa in Prato vorkam.

Es stand einmal in Mailand ein Deutscher in Diensten,

mit Namen Gulfardo, ein stattlicher Mann, der denen, welchen er seine Dienste widmete, große Treue bewies, was bei den Deutschen sonst nicht allzuoft vorkommt, und der, wenn er ein Anlehen gemacht hatte, als äußerst pünktlicher Zahler bekannt war, und deßwegen immer genug Kaufleute gefunden hätte, die um geringen Profit ihm jede Summe vorgestreckt hätten. Dieser nun warf während seines Aufenthaltes in Mailand seine Augen auf eine sehr hübsche Dame, Namens Ambruogia, die Frau eines reichen Kaufmanns, der Guasparuolo Cagastraccio hieß, und mit welchem Gulfardo ganz gut stand und genau bekannt war. Er wußte übrigens seine Liebe so gut zu verbergen, daß weder der Mann noch Jemand Anders etwas merkte. Eines Tages aber ersuchte er sie um eine Unterredung und bat sie, sie möchte doch seine Liebe erhören und ihn nicht länger schmachten lassen, da er seinerseits bereit sei, Alles zu thun, was sie nur irgend von ihm verlangen könne. Nach vielem Hin- und Herreden kam endlich die Frau zu dem Entschluß, daß sie sich bereit erklärte, den Willen des Gulfardo zu erfüllen, sobald er zwei Bedingungen eingehe: erstens, daß er nie Jemanden eine Sylbe davon sagen dürfe, und zweitens: daß er ihr, da er ein reicher Mann sei, zweihundert Goldgulden, die sie gerade zu etwas nöthig habe, gebe; dann werde sie ihm immer zu Diensten stehen. Als Gulfardo hörte, wie schmutzig geizig sie sei, mußte er sie wegen ihrer Gemeinheit verachten, während er sie für eine edle Dame gehalten hatte. Seine heiße Liebe verwandelte sich nun fast in Haß und er dachte daran, wie er ihr einen Possen spielen könne; er ließ ihr daher sagen, daß er recht gerne sowohl hiezu als zu noch Mehrerem, wenn sie es wünsche, bereit sei, und bat sie sodann, sie möchte ihm nur die Zeit bestimmen, wann er zu ihr kommen dürfe, um ihr das Geld zu bringen; auch sollte Niemand etwas davon erfahren, als nur allein sein Compagnon, auf den er sein ganzes

Vertrauen setze, und der in Allem, was er unternehme, sein Theilhaber sei. Die edle Dame, oder vielmehr das schlechte Weib, war über diese Antwort sehr erfreut und ließ ihm sagen, Guasparuolo, ihr Mann, müsse nächster Tage in Geschäften nach Genua reisen, dann werde sie es ihn wissen lassen und ihn zu sich bitten. Gulfardo wartete den rechten Zeitpunkt ab, ging dann zu Guasparuolo und sagte zu ihm: „Ich möchte gerne ein Geschäft machen und brauche dazu zweihundert Goldgulden; ich bitte Dich, leih' mir dieses Geld zu den nämlichen Zinsen, die Du gewöhnlich bei mir nimmst." — „Recht gerne," sagte Guasparuolo und zählte ihm sogleich das Geld hin. Wenige Tage darauf reiste Guasparuolo nach Genua, wie die Frau gesagt hatte; sie ließ daher dem Gulfardo sagen, er dürfe jetzt zu ihr kommen und solle die zweihundert Goldgulden mitbringen. Gulfardo ging mit seinem Compagnon in das Haus der Dame und traf sie da, wie sie ihn erwartete; das erste, was er nun that, war, daß er ihr in Gegenwart seines Compagnons die zweihundert Goldgulden mit den Worten übergab: „Edle Frau, nehmt dieses Geld und gebt es Eurem Gemahl, wenn er zurückgekommen sein wird." Die Frau nahm es, wußte aber nicht, warum Gulfardo sich so ausdrückte. Allein, da sie glaubte, er habe es nur gethan, um seinen Compagnon nicht wissen zu lassen, daß er es ihr als Kaufpreis gegeben habe, so erwiederte sie darauf: „Ich werde es gerne thun, doch will ich vorher sehen, wie viel es ist." Sie schüttete es nun auf einen Tisch und fand, daß es richtig zweihundert Gulden seien, worauf sie sehr vergnügt dem Gulfardo antwortete, es sei recht. Dann führte sie ihn in ihr Schlafzimmer und gab sich ihm nicht bloß diese Nacht, sondern noch viele andere, bis ihr Gemahl von Genua zurückkehrte, hin. Kaum war Guasparuolo zurückgekehrt, als Gulfardo, der die Zeit erlauert hatte, da er bei seiner Frau war, zu ihm ging und ihm in ihrer Gegenwart

sagte: „Guasparuolo, das Geld, nämlich die zweihundert Goldgulden, welche Du mir vor einigen Tagen geliehen hast, konnte ich nicht brauchen, da das Geschäft, wozu ich sie verwenden wollte, nicht in Ausführung kam; ich habe sie daher sogleich Deiner Frau wieder gebracht und übergeben; lösche deßwegen nur meine Rechnung aus.“ Guasparuolo wandte sich an seine Frau und fragte sie, ob sie das Geld erhalten habe. Sie konnte es nicht läugnen, da sie sah, daß der Zeuge da sei, und sagte: „Ja, ich habe es erhalten, aber ich dachte nicht gleich daran, es Dir zu sagen.“ Drauf sagte Guasparuolo: „Gulfardo, es ist gut; geh' mit Gott, ich werde Dein Conto löschen.“ Gulfardo entfernte sich; die betrogene und beschimpfte Dame aber übergab ihrem Manne den schändlichen Preis ihrer Schlechtigkeit. So befriedigte der kluge Liebhaber, ohne daß es ihn etwas kostete, sein Gelüste an seiner geizigen Dame.

Zweite Novelle.

Der Pfarrer von Varlungo beschläft Frau Belcolore und läßt ihr als Faustpfand seinen Mantel zurück; darauf entlehnt er von ihr einen Mörser und läßt, als er ihn zurückschickt, seinen Mantel, den er als Unterpfand zurückgelassen habe, verlangen; die gute Frau gibt ihn ihm unter Schmähungen.

Einstimmig lobten sowohl die Herren wie die Damen das Verfahren des Gulfardo gegen die schmutzige Mailänderin; dann wandte sich die Königin an Panfilo und befahl ihm lächelnd fortzufahren, worauf dieser also begann: Schöne Damen, ich habe im Sinne, eine Geschichte zur Verspottung derjenigen zu erzählen, welche uns unaufhörlich beleidigen, ohne daß wir ihnen den Laib heimgeben können, nämlich der Pfaffen,

die gegen unsere Weiber einen allgemeinen Kreuzzug gepredigt haben und die, wenn sie eine derselben unter sich gebracht, dadurch ebenso gewiß Vergebung von Sünden und Strafen erworben zu haben glauben, als wenn sie den Sultan von Alexandria gebunden nach Avignon geführt hätten; die gottlosen Weltkinder können aber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn sie auch mit derselben Hitze, wie jene ihre Weiber anfallen, auf deren Mütter, Schwestern, Freundinnen und Töchter losgingen, um an ihnen ihren Zorn auszulassen. Deßwegen will ich eine ländliche Liebesgeschichte erzählen, die am Schlusse mehr zu lachen gibt, als sie lang ist, und aus der ihr noch überdies die gute Moral ziehen könnt, daß man den Priestern nicht immer Alles glauben darf.

Um jedoch auf meine Erzählung zu kommen, so war einmal in Varlungo, einem Orte, der nicht weit von hier entfernt ist, was jeder von Euch weiß oder wohl schon gehört hat, ein Pfarrer von kräftiger Natur, wie zum Dienste der Frauen gemacht. Dieser erbaute, obgleich er nicht recht lesen konnte, sonntäglich seine Bauern mit manch' guter und heiliger Rede am Fuße einer Ulme und besuchte, wenn sie anders wohin gegangen waren, ihre Frauen öfter, als ein anderer Pfarrer, der vorher da war, und brachte ihnen Festtags Weihwasser oder ein Stümpchen von einer Wachskerze, und gab ihnen zuletzt seinen Segen. Nun fand er unter andern seiner Bäuerinnen, die ihm früher gefallen hatten, eine, die ihm vor Allen gefiel; dieselbe hieß Frau Belcolore und war die Frau eines Taglöhners, Namens Bentivegna von Mazzo, war aber nichts weiter, als eine starke, frische Bäuerin, mit bräunlichem Gesicht, fröhlichen Augen und von untersetzter Statur, die sich flinker als eine andere rühren konnte. Auch verstand sie es außerdem sehr gut, zu dem Liede: „Es läuft das Wasser das Thal hinab,“ die Cymbel zu schlagen, und wenn es nöthig

war, den Wirbeltanz oder einen Hopswalzer, sie mochte auch zur Nachbarin haben, wen sie wollte, mit einem kleinen, hübschen und zierlichen Schnupftuche in der Hand, vorzutanzen. Diese Vorzüge machten den Herrn Pfarrer so lüstern, daß er ganz närrisch vor Liebe wurde, und den ganzen Tag herumschnuffelte, um sie zu sehen. Und wenn er sie Sonntags früh in der Kirche sah und er gerade am „Kyrie“ oder „Sanctus“ war, so strengte er seine Lunge über die Maßen an, um zu zeigen, was er für ein gewaltiger Sänger sei, ob es gleich mehr dem Geschrei eines Esels glich; wenn er sie aber nicht sah, so ging er nur ganz gleichgültig darüber weg. Doch wußte er es so zu machen, daß weder Bentivegna von Mazzo, noch einer seiner Nachbarn etwas merkte. Um aber die Liebe der Frau Belcolore eher zu gewinnen, machte er ihr von Zeit zu Zeit Geschenke und schickte ihr bald einigen frischen Knoblauch, der nirgends in der Gegend so schön wuchs, als in seinem Garten, und den er selbst pflanzte, bald ein Körbchen Hülsenfrüchte, oder auch hie und da ein Bündelchen rother Zwiebel oder Schalotten; manchmal, wenn es ihm am Platze schien, sah er sie auch etwas mürrisch an, oder schalt sie ganz liebreich ein wenig aus; allein sie that immer, als ob sie es gar nicht bemerkte, und war ungezogen genug, ganz kalt an ihm vorüberzugehen, so daß der fromme Herr Pfarrer gar nicht zu seinem Zwecke kommen konnte. Eines Tages begegnete der Pfarrer, der ohne Zweck in der Gegend herumschweifte, dem Bentivegna von Mazzo mit einem Esel, der über und über beladen war; er redete ihn an und fragte ihn, wo er hin wolle. Bentivegna antwortete: „Bei meiner Treu, Herr, daß ich's Euch nur sage, ich hab' was in der Stadt zu schaffen, und bringe die Sachen da dem Herrn Bonaccorri von Ginestreto, daß er mir hilft, denn es hat mir der Malefizrichter den Presser auf den Hals geschickt und mich ter-

ministisch geladen." Hierüber ward der Pfarrer sehr erfreut und sagte: „Gut, mein Sohn, ich gebe Dir meinen Segen auf den Weg; kehre bald wieder um, und solltest Du dem Lapuccio oder Naldino begegnen, so vergiß es doch nicht, ihnen zu sagen, sie sollten mir die Riemen zu meinen Dreschflegeln schicken." Bentivegna sagte, er wolle es thun und ging Florenz zu weiter. Nun, dachte der Pfarrer, sei es gerade die beste Zeit, zu Belcolore zu gehen und sein Glück zu probiren. Er nahm daher den Weg zwischen die Füße und stand nicht eher still, als bis er an ihrem Hause war. Er trat hinein und sagte: „Grüß Gott, ist Niemand zu Hause?" Als Belcolore, die auf dem oberen Boden war, ihn hörte, sagte sie: „Seid willkommen, Herr! Was lauft Ihr da in der Hitze herum!" Der Pfarrer antwortete: „Der Himmel meint's gut mit mir, denn ich bin hergekommen, mich ein Weilchen mit Dir zu unterhalten, da ich Deinen Mann in die Stadt gehen sah." Belcolore kam herab, setzte sich und fing an Krautsamen, den ihr Mann gerade vorher gedroschen hatte, zu lesen. Der Pfarrer begann nun folgendes Gespräch: „Belcolore, willst Du mich denn durch dieses Betragen ganz ums Leben bringen?" Belcolore fing an zu lachen und sagte: „O! was thue ich Euch denn?" — „Du thust mir nichts," sagte nun der Pfarrer, „aber Du läßt mich das nicht thun, was ich gerne möchte, und was Gott selbst befiehlt." Drauf erwiederte Belcolore: „Ach, geht mir! Thun denn die Priester auch solche Dinge?" — Gewiß," erwiederte der Pfarrer, „und wir thun es noch besser, als die anderen Männer. Und warum nicht? Ich sage Dir noch einmal: wir machen weit bessere Arbeit. Und weißt Du warum? Weil wir nur mahlen, wenn wir die Mühle geschwellt haben. Gewiß und wahrhaftig, es soll Dein Schade nicht sein, wenn Du still hältst und mich machen läßt." — „So," sagte Belcolore, „und worin bestände denn das? Ihr seid ja Alle zusammen so

schäbig wie der Teufel!" Drauf erwiederte der Pfarrer: „Ich wüßte nicht, sag' nur einmal, was Du begehrst; willst Du ein paar hübsche Schuhe, oder einen metallenen Gürtel, oder einen rothen Beutel mit Wolle oder sonst etwas?" — „Oh," erwiederte Belcolore, „daran fehlt es mir nicht! Das habe ich Alles im Ueberfluß; aber wenn Ihr wirklich so gut gegen mich seid, würdet Ihr mir wohl einen Gefallen erweisen, wenn ich Euch dann Euern Willen thäte?" Drauf sagte der Pfarrer: „Sag', was Du willst und ich will es gerne thun." Nun erwiederte Belcolore: „Ich muß nächsten Sonnabend nach Florenz gehen und Wolle hineintragen, die ich gesponnen habe, und will auch gleich mein Spinnrad wieder machen lassen; und wenn Ihr mir fünf Thaler geben wolltet, die Ihr ganz gewiß bei Euch habt, so würde ich meinen dunkelrothen Rock und meinen Festtagsgürtel, den ich in die Ehe brachte und der mir so sehr fehlt, daß ich nicht einmal in die Messe, oder irgend wo anders hin gehen kann, von dem Pfänderleiher einlösen, und dann würde ich immer bereit sein, Euch Euern Willen zu thun." Der Pfarrer antwortete: „Gott möge mich strafen, wenn ich so viel Geld bei mir habe; aber ich versichere Dich, ehe es Samstag ist, sollst Du es ganz gewiß haben." — „Ja wohl," sagte nun Belcolore, „so seid Ihr Alle, das Maul nehmt Ihr voll mit Versprechungen, und wenn es ans Halten geht, wollt Ihr nichts davon wissen. Glaubt Ihr, Ihr könnet mir es auch machen, wie Ihr es der Biliuzza gemacht habt, die mit einer langen Nase abziehen mußte? So wahr Gott lebt, das sollt Ihr nicht, denn sie ist dadurch in aller Leute Mäuler gekommen. Wenn Ihr das Geld nicht bei Euch habt, so gehet nach Hause und holt es." — „Geh!" sagte der Pfarrer, „Du wirst doch nicht wollen, daß ich den weiten Weg nach Hause mache? Denn sieh', es steht nicht immer so glücklich, daß Niemand da ist, und vielleicht wäre, wenn ich dann wieder zurück käme,

Einer da, der uns im Wege stände; auch weiß ich nicht, wann wieder eine so gute Gelegenheit kommt, wie gerade jetzt." Darauf erwiederte sie: „Es bleibt dabei; wenn Ihr nach Hause gehen wollt, so geht, wo nicht, so bleibt's beim Alten." Als der Pfarrer sah, daß sie durchaus nicht dahin zu bringen wäre, seine Wünsche zu erfüllen, außer wenn er den Geldbeutel ziehe, so sagte er, da sie jetzt ohne Zeugen waren: „Siehe, Du glaubst mir nicht, daß ich Dir das Geld bringen werde; damit Du mir aber Glauben schenkst, will ich Dir meinen hellblauen Mantel hier als Pfand dalassen." Belcolore hob den Kopf in die Höhe und sagte: „Da den Mantel da? was ist er denn werth?" Darauf sagte der Pfarrer: „Was er werth ist? Ich sage Dir, es ist Zweibrücker, ja sogar Dreibrücker Tuch, und viele unserer Leute meinen sogar Vierbrücker Tuch; auch ist es noch keine 14 Tage her, daß er mich 7 gute Thaler auf dem Trödelmarkt gekostet hat, und ich habe an diesem guten Kaufe wohl fünf Zwanziger profitirt, wie mir Buglietto sagte, der, wie Du weißt, sich auf dunkelblaues Tuch sehr gut versteht." — „Sei's denn," sagte Belcolore, „aber Gott soll mir helfen, ich hätte das nicht gedacht, doch gebt mir ihn nur zuerst." Der Herr Pfarrer, der sich den Wanst recht vollgestopft hatte, zog den Mantel aus und übergab ihn ihr. Sie hob ihn auf und sagte: „Herr, wir wollen da unter die Hütte gehen, denn dort kommt Niemand hin." So machten sie es auch und der Pfarrer gab ihr die süßesten Schmatzmäuler von der Welt und vertrieb sich mit ihr eine gute Weile die Zeit, indem er sie mit unserem lieben Herrgott in Verwandtschaft setzte. Dann ging er im Kirchenrock ohne Mantel fort, so daß es schien, er müsse gerade eine Trauung verrichten, und wandte sich zur Kirche. Indem er hier darüber nachdachte, daß, so viel er auch das ganze Jahr hindurch Lichtstümpchen geopfert erhielte, diese doch nicht halb so viel werth wären, als seine 5 Thaler, überkam ihn die

Reue, daß er seinen Mantel zurückgelassen hatte, und er dachte darüber nach, wie er ihn wohl ohne eine weitere Ausgabe wieder erlangen könnte. Auch fiel es ihm, da er von der Natur mit etwas Bosheit begabt war, bald ein, wie er es angreifen müsse, um ihn wieder zu bekommen, und er kam in der That zum Zwecke. Der Tag darauf war nämlich ein Festtag, und er sandte daher einen Buben seines Nachbars zur genannten Frau Belcolore und ließ sie bitten, ihm doch ihren steinernen Mörser zu leihen, weil Binguccio von Poggio und Nuto Buglietti den andern Tag bei ihm zu Mittag äßen, und er für diese ein Gericht darinnen zubereiten wolle. Belcolore schickte ihm den Mörser. Als nun die Essenszeit herbeikam, wartete der Pfarrer ab, bis Bentivegna von Mazzo und Belcolore zusammen am Tische sitzen würden, rief seinem Meßner und sagte zu ihm: „Nimm diesen Mörser da, bringe ihn der Belcolore zurück und sage zu ihr: „Der Herr läßt Euch schönen Dank sagen und Ihr möchtet ihm doch den Mantel wieder zurückschicken, den der Knabe als Faustpfand zurückgelassen habe.“ Der Meßner ging mit dem Mörser in das Haus der Belcolore und traf sie mit Bentivegna gerade bei Tische über dem Mittagessen. Er stellte den Mörser hin und richtete seine Botschaft aus. Als Belcolore hörte, wie man ihr den Mantel wieder abfordere, hatte sie schon eine Antwort bereit; allein Bentivegna sagte mit einem bösen Gesichte: „Demnach nimmst Du von dem Herrn ein Unterpfand? Gott strafe mich, ich hätte gute Lust, Dir eine rechte Maulschelle zu geben. Geh, gib ihn gleich her, oder das Wetter soll über Dich kommen, und nimm Dich wohl in Acht, daß Du ihm, was er auch verlangt, ja ich sage Dir, wenn er sogar unseren Esel, geschweige etwas Anderes wollte, ganz und gar nichts verweigerst.“ Belcolore stand brummend auf, ging zum Bettkasten hin, zog den Mantel hervor, gab ihn dem Meßner und sagte: „Richte

Deinem Herrn von mir aus: Belcolore sagt, sie bitte Gott, Ihr möchtet doch in ihrem Mörser keinen Pfeffer mehr stoßen, denn Ihr habet damit eine gar schlechte Ehre eingelegt." Der Meßner ging mit dem Mantel fort und richtete seinem Herrn die Botschaft aus. Darauf sagte der Pfarrer lachend: „Sage ihr, wenn Du sie wieder siehst, wenn sie mir nicht den Mörser leihen will, so leihe ich ihr auch nicht den Stößel, eins geht nur mit dem andern." Bentivegna glaubte, seine Frau habe jene Worte darum gesagt, weil er sie gezankt habe, und bekümmerte sich nichts weiter darum; Belcolore aber war auf den Herrn erbost und sprach kein Wort mit ihm, bis zur Weinlese; als jedoch der Pfarrer ihr drohte, er wolle schon machen, daß sie in die tiefste Hölle komme, versöhnte sie sich um die Zeit des Kelterns und der Castanienernte aus purer Furcht mit ihm, und sie hielten nachher noch oft ein Schmäuschen miteinander. Zum Ersatz der 5 Thaler stimmte ihr der Pfarrer ihre Cymbel, und ließ sogar noch Schellen daran anbringen, womit sie dann zufrieden war.

Dritte Novelle.

Calandrino, Bruno und Buffalmacco gehen am Mugnone entlang und suchen einen Jaspis; Calandrino glaubt ihn gefunden zu haben, und kehrt mit Steinen beladen in seine Wohnung zurück; seine Frau schmäht ihn, worüber er aufgebracht wird und sie schlägt; dann erzählt er seinen Kameraden die Sache, die sie besser als er wissen.

Als die Novelle Panfilos, über welche die Damen so sehr lachen mußten, daß sie gar nicht aufhören konnten, zu Ende war, befahl die Königin der Elise, fortzufahren. Diese begann immer noch lachend also: Ich weiß in der That nicht, meine

freundlichen Damen, ob es mir gelingen wird, Euch mit einer kleinen Novelle, die eben so wahr als lustig ist, eben so sehr zum Lachen zu bringen, als es Panfilo mit der seinigen gethan hat; doch will ich mir alle Mühe geben.

In unserer guten Stadt, in welcher immer überflüssig viel Leute von neumodischer und sonderbarer Weise lebten, war, es ist noch nicht lange her, ein Maler mit Namens Calandrino, ein beschränkter Mensch mit sonderbaren Gewohnheiten, der fast den ganzen Tag bei zwei andern Malern, Namens Bruno und Buffalmacco, sehr lustigen, aber auch sehr verschlagenen und überaus listigen Männern, zubrachte. Diese gingen mit Calandrino nur deßwegen um, weil sie an seiner Sonderbarkeit und Dummheit öfters die größte Belustigung hatten. Außerdem lebte noch in Florenz ein junger Mann von wunderbarer Liebenswürdigkeit in allen Dingen, zugleich schlau und anmuthig, mit Namen Maso von Saggio. Dieser hörte Verschiedenes von der Dummheit des Calandrino und nahm sich vor, seinen Scherz mit ihm zu treiben, indem er ihm entweder einen Streich spielen, oder irgend einen Bären aufbinden wollte. Zufällig traf er ihn eines Tages in der Kirche des heiligen Johannes, wo derselbe die Malereien und das Schnitzwerk des Tabernakels, das über dem Altare der genannten Kirche sich befindet und nicht lange zuvor dort aufgestellt worden war, aufmerksam betrachtete, und er glaubte, jetzt sei Zeit und Ort am günstigsten, um seine Absicht zu erreichen. Er unterrichtete daher einen Kameraden von dem, was er vorhatte, und Beide näherten sich dem Orte, wo Calandrino allein saß, thaten aber, als ob sie ihn gar nicht bemerkten und begannen eine lange Unterhaltung über die Kräfte und Eigenschaften verschiedener Steine, ein Thema, über das sich Maso mit solcher Sicherheit aussprach, als wenn er ein berühmter und großer Steinschneider gewesen wäre. Ueber diesen Erzählungen spitzte

Calandrino die Ohren, stand eine Weile nachher auf und gesellte sich zu ihnen, da er sah, daß sie sich vor ihm gar nicht scheuten; hierüber hatte Maso eine große Freude, und indem er das Gespräch fortsetzte, richtete Calandrino die Frage an ihn, wo man solche Steine, von so ausgezeichneten Eigenschaften, finden könne. Maso antwortete, daß sie besonders häufig in Berlinzone gefunden würden, dem Lande der Baskier, in einer Gegend, die Lustiggelebt heiße, in welcher man die Weinstöcke mit Bratwürsten anbinde, wo man eine Gans für einen Groschen kaufe und noch dazu eine junge Gans als Beigabe bekomme, wo ein ganzes Gebirge aus geriebenem Parmesankäse bestehe, und wo die Leute nichts Anderes thäten, als Maccaroni und Mehlklöschen machen, und dann in Kapaunenbrühe kochen und hernach auf den Boden werfen, und wer dann am meisten auffange, der habe auch am meisten, wo ganz in der Nähe ein Fluß voll süßen weißen Weines fließe, des besten, den man nur trinken könne, ohne daß auch nur ein Tropfen Wassers darunter sei. „Ei!“ sagte Calandrino, „das muß ein gutes Land sein, aber sage mir einmal, was macht man denn mit den Kapaunen, welche man dort kocht?“ Maso erwiederte: „Diese essen die Baskier alle.“ Drauf sagte Calandrino: „Warst Du einmal da?“ Maso antwortete ihm: „Du fragst noch, ob ich dort gewesen sei? Ich war mehr als tausendmal dort.“ Drauf sagte Calandrino: „Wie viele Stunden ist es denn hin?“ Maso erwiederte: „Es ist unzählige Mal weiter, als Sprossen an der Himmelsleiter.“ — „Also,“ meinte Calandrino, „muß es viel weiter sein, als nach Abruzzi.“ — „Ja,“ erwiederte Maso, „ein klein wenig.“ Als der dumme Calandrino sah, daß Maso dies Alles ganz ernsthaft und ohne zu lachen sagte, so glaubte er so fest daran, als man nur an eine ausgemachte und offenkundige Wahrheit glauben kann, und sagte: „Das ist mir doch ein bischen zu weit für meine Um-

stände; wenn es etwas näher wäre, so sage ich Dir, möchte ich doch einmal mit Dir hingehen, nur um zu sehen, wie die Maccaroni einem ins Maul fallen, und mir eine tüchtige Portion mitzunehmen. Aber sage mir einmal, wenn Du die Güte haben willst, findet man in unserer Gegend nicht auch solche vortreffliche Steine?" — „Ja," erwiederte Maso, „es gibt zwei Arten von Steinen, von außerordentlichem Werthe. Das eine sind die Steine von Settignano und Montisci, welche die besonderen Eigenschaften haben, daß sie, wenn man sie zu Mühlsteinen verwendet, Mehl machen! Deßwegen ist es auch in jener Gegend Sprüchwort: Von Gott kommt die Gnade und von Montisci die Mühlsteine. Allein es gibt solcher Steine so außerordentlich viele, daß sie bei uns nicht höher geschätzt werden, als dort die Smaragden, von denen es dort größere Berge gibt, als der Berg Morello. Diese leuchten bei dunkler Mitternacht, was Du mir auf's Wort glauben kannst, und Du mußt wissen, wenn einer einen solchen Mühlstein poliren und in einen Ring fassen ließe, ehe noch ein Loch durch denselben gemacht wäre, und würde ihn zum Sultan bringen, so könnte er von diesem haben, was er nur immer wollte. Die andere Art von Steinen gehört zu der Klasse, welche wir Steinschneider Jaspis nennen, ein Stein von ganz außerordentlichen Eigenschaften, denn wer ihn nur bei sich trägt, wird, so lange er ihn bei sich hat, von niemand Anderem da gesehen, wo er nicht ist." Drauf sagte Calandrino: „Das sind in der That äußerst schätzenswerthe Eigenschaften, aber wo findet man denn diese zweite Steinart?" Maso erwiederte: daß sie sich im Mugnone häufig vorfinden. „Wie groß ist denn dieser Stein," meinte nun Calandrino, „und was hat er für eine Farbe?" Maso antwortete: „Er ist von verschiedener Größe, das eine Mal größer, das andere Mal kleiner; alle aber sind fast pechschwarz." Calandrino schrieb sich das Alles

aufmerksam hinter das Ohr, that sodann, als ob er etwas Anderes zu thun hätte, und verabschiedete sich von Maso mit dem festen Vorsatze, diesen Stein zu suchen; zugleich beschloß er jedoch, vorher Bruno und Buffalmacco, seine geliebtesten und vertrautesten Freunde, davon in Kenntniß zu setzen. Er machte sich daher sogleich auf den Weg, sie aufzusuchen, damit sie ohne Verzug, und ehe ihnen Jemand zuvorkomme, ihre Nachforschungen anstellen könnten, und brachte den ganzen übrigen Vormittag damit zu, sie zu suchen. Endlich, als es schon spät Mittags, um die neunte Stunde, war, erinnerte er sich, daß sie an dem Nonnenkloster von Faenza beschäftigt seien; er ließ daher Alles stehen und gehen, lief, als ob es brennte, obgleich die Hitze sehr groß war, zu ihnen, ließ sie rufen und sprach folgendermaßen zu ihnen: „Meine Freunde, wenn Ihr mir Glauben schenken wollt, so können wir die reichsten Menschen von Florenz werden, denn ich habe von einem glaubwürdigen Manne gehört, daß es im Mugnone einen Stein gebe, der demjenigen, der ihn trägt, Unsichtbarkeit verleihe; ich dächte daher, wir machten uns ohne Verzug und ehe jemand Anders uns zuvor kommt, auf den Weg, den Stein zu suchen. Finden werden wir ihn ganz gewiß, denn ich weiß, wie er aussieht, und wenn wir ihn gefunden haben, was hätten wir dann Anderes zu thun, als ihn in eine lederne Geldkasse zu stecken und an die Tische der Wechsler hinzugehen, die, wie Ihr wißt, immer mit harten Thalern und Gulden überhäuft sind, und so viel davon zu nehmen, als uns beliebte? Niemand sieht uns und wir können dann auf einmal reich werden, ohne daß wir mehr nöthig haben, den ganzen Tag die Mauern zu beklexen, als wären wir Schnecken." Als Bruno und Buffalmacco das hörten, mußten sie innerlich lachen und sahen einander nur an, thaten aber, als wären sie im höchsten Grade erstaunt und lobten den Vorschlag Calandrinos; Buffalmacco

fragte jedoch, wie dieser Stein heiße. Dem Calandrino, der etwas sehr dickköpfig war, war der Name entfallen, weßwegen er antwortete: „Was brauchen wir den Namen des Steines, da wir ja seine Kräfte kennen! Ich dächte, wir sollten uns gleich auf den Weg machen, ohne länger dahinzustehen." — „Gut," sagte Bruno, „aber wie ist er denn beschaffen?" Calandrino erwiederte: „Es ist nicht einer wie der andere, aber alle sind fast ganz schwarz; deßwegen glaube ich, wir sollten alle schwarzen Steine, die wir sehen, sammeln, bis wir den rechten gefunden haben; lasset uns also keine Zeit verlieren und fortgehen." Darauf sagte Bruno: „Halt einmal," wandte sich dann an Buffalmacco und meinte: „Mir scheint, Calandrino hat Recht, allein ich glaube, jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, denn die Sonne steht hoch und scheint gerade senkrecht in den Mugnone hinein, und hat deßwegen alle Steine ausgetrocknet, so daß sie uns durchaus weiß vorkommen werden; Morgens aber, ehe sie noch nicht von der Sonne getrocknet sind, werden sie uns schwarz scheinen; überdies ist heute, als an einem Werktage, aus verschiedenen Gründen viel Volks um den Mugnone herum, und wenn diese Leute uns sehen würden, so könnten sie leicht dahinter kommen, was wir beabsichtigen und ihrerseits es uns nachmachen, und der Stein könnte in ihre Hände fallen und wir wären vom Gaul auf den Esel gekommen. Ich glaube vielmehr, das wäre, wenn Ihr nichts dagegen habt, eine Arbeit für den frühen Morgen, weil man da die schwarzen Steine besser von den weißen unterscheiden kann, und für einen Festtag, weil uns da Niemand zusehen wird." Buffalmacco fand Brunos Rathschlag ganz vortrefflich, und auch Calandrino stimmte bei, und sie machten es daher mit einander aus, daß sie künftigen Sonntag Morgen alle Drei zusammen den Stein suchen wollten; vor Allem aber bat sie Calandrino, mit keinem Menschen auf der Welt von dieser

Sache zu sprechen, weil sie ihm auch nur im Vertrauen gesagt worden sei. Als sie nun darüber im Reinen waren, erzählte er ihnen auch noch, was er von jener Gegend Lustigleben gehört habe, und bekräftigte es mit einem Eidschwur, daß Alles so sei. Kaum war Calandrino von ihnen fortgegangen, machten sie es mit einander aus, wie sie sich in dieser Sache zu verhalten hätten; Calandrino aber wartete mit Schmerzen auf den Sonntag Morgen. Endlich brach dieser an und er stand mit dem frühesten Tage auf, rief seinen Kameraden an und ging mit ihnen zum St. Gallusthore hinaus, worauf sie zu dem Mugnone hinabgingen und denselben entlang nach dem Steine suchten. Calandrino, der am meisten begierig war, ging voraus, sprang hurtig bald da, bald dorthin, und wo er nur einen schwarzen Stein liegen sah, bückte er sich, hob ihn auf und steckte ihn in den Busen. Seine Kameraden folgten ihm auf dem Fuße und hoben auch hie und da einen Stein auf; Calandrino aber hatte kaum eine kurze Strecke Wegs zurückgelegt, als schon seine ganze Brusttasche voll war; er hob daher die Zipfel seines langen Rockes, der keineswegs nach der neuesten Mode war, auf, machte einen weiten Schooß aus denselben, indem er sie sorgfältig in seinem Gürtel befestigte, füllte auch diesen in kurzer Zeit mit Steinen an, und so ebenfalls in wenigen Augenblicken seinen Mantel, den er auf gleiche Weise in einen Schooß verwandelt hatte. Als nun Buffalmacco und Bruno sahen, daß Calandrino ganz beladen war, und da die Mittagszeit herannahte, so sagte Bruno, nach Verabredung mit Buffalmacco: „Calandrino, wo bist Du?“ Buffalmacco sah ihn gar wohl hart neben sich, drehte sich aber rund um, indem er bald da, bald dorthin sah, und antwortete: „Ich weiß es nicht, aber er war doch noch vor einem Augenblicke bei uns.“ — „Ja vor einem Augenblicke,“ sagte Bruno, „ich möchte fast darauf schwören, er ist jetzt schon zu Hause beim

Mittagessen und hat uns hier wie Narren stehen lassen, schwarze Steine dem Mugnone entlang zu suchen.“ Drauf sagte Buffalmacco: „Geh, er hat ganz Recht gehabt, uns hier zum Narren gehalten und verlassen zu haben. Warum waren wir auch solche Thoren, ihm Glauben zu schenken! Meinst Du, es wäre außer uns Jemand so dumm gewesen, zu glauben, im Mugnone finde sich ein solch' kostbarer Stein?“ Als Calandrino sie so reden hörte, bildete er sich ein, der Stein müsse ihm unter die Hände gekommen sein, und sie könnten ihn, ob er gleich vor ihnen stünde, wegen der demselben inwohnenden Kraft nicht sehen. Ueber diesen glücklichen Zufall war er über alle Maßen erfreut und beschloß, ohne ihnen ein Wort weiter zu sagen, nach Hause zurückzukehren; schnell wandte er sich daher um, und machte sich auf den Weg. Als dies Buffalmacco sah, sagte er zu Bruno: „Was sollen wir nun anfangen? Wollen wir nicht auch nach Hause gehen?“ Darauf erwiederte Bruno: „Gehen wir, aber ich schwöre es bei Gott, so etwas soll mir von Calandrino nicht mehr passiren; und hätte ich ihn nur noch so nahe bei mir, wie den ganzen Vormittag, so würde ich ihm mit diesem Steine da ein solches auf die Ferse geben, daß er noch vier Wochen an den Spaß denken sollte.“ Dies sagen, ausholen und dem Calandrino den Stein an die Ferse werfen, war eins. Calandrino schmerzte dies sehr; er hob den Fuß hoch in die Höhe und athmete tief auf, allein er schwieg dennoch und ging weiter. Buffalmacco nahm nun auch eines von den kleinen Steinchen, die er gesammelt hatte, in die Hand und sagte zu Bruno: „Sieh, das ist ein hübsches Steinchen, wenn ich es nur dem Calandrino auf die Rippen werfen könnte,“ und dieses sagend, ließ er den Stein fliegen und warf ihn ihm tüchtig auf die Rippen. Kurzum, auf diese Weise und unter ähnlichen Redensarten kamen sie dem Mugnone entlang bis zum St. Gallusthore immer fort werfend. Drauf warfen sie

die Steine, die sie noch übrig hatten, weg und standen ein wenig zu den Zolleinnehmern hin. Diese waren schon vorher von der Sache unterrichtet, thaten, als ob sie den Calandrino nicht sähen und ließen ihn mit dem größten Gelächter von der Welt passiren. So kam er, ohne aufgehalten zu werden, in seine Wohnung, die in der Nähe von der Ecke der Macinastraße lag, und so sehr war das Glück dem Spaße günstig, daß, auf dem ganzen Wege vom Flusse her durch die Stadt, kein Mensch etwas mit Calandrino sprach, wie er denn auch nur wenigen Leuten begegnete, da fast Jedermann beim Essen war. Calandrino kam nun also schwer beladen in seine Wohnung. Zufällig stand seine Frau, ein schönes und braves Weib, Namens Tessa, auf der Spitze der Treppe und fing, da sie über sein langes Ausbleiben etwas unwillig war, so bald sie ihn kommen sah, an, ihn mit den Worten auszuschmähen: „Was, mein schöner Herr, reitet Dich denn der Teufel? Alle Welt hat schon zu Mittag gegessen, wenn Du erst nach Hause kommst.“ Als dies Calandrino hörte und sah, daß er sichtbar war und gesehen wurde, sagte er voll Aerger und Wuth: „Wie, Du schlechtes Weibsbild, warst Du denn dabei? Du hast mich zu Grunde gerichtet; aber so wahr Gott lebt, ich will mich dafür bezahlt machen.“ Schnell sprang er in einen kleinen Saal, entlud sich dort der vielen Steine, welche er gesammelt hatte, ging dann ganz wüthend auf seine Frau los, nahm sie an den Haaren, warf sie auf den Boden und versetzte ihr über den ganzen Körper so viel Püffe und Tritte, als er nur Arm und Fuß rühren konnte, so daß kein Haar auf ihrem Kopfe und kein Bein an ihrem Leibe war, das er nicht durchgebläut hätte; denn all' ihr Bitten und Flehen und Händeringen half nichts. Buffalmacco und Bruno waren, nachdem sie mit den Zollwächtern noch eine Weile gelacht hatten, dem Calandrino langsamen Schrittes von ferne gefolgt und hörten, an seiner Hausthüre

angekommen, wie er seine Frau so grausam schlug; sie thaten daher, wie wenn sie jetzt gerade ankämen und riefen ihm. Calandrino trat ganz in Schweiß gebadet und roth vor Zorn ans Fenster und bat sie, zu ihm hinauf zu kommen. Sie stellten sich etwas unwillig, gingen aber hinauf und fanden den Saal voll Steine, in einem Winkel aber die Frau, die ganz zerzaust und zerrauft, und im Gesicht braun und blau geschlagen war und heftig weinte; auf der andern Seite saß Calandrino, halb entkleidet und keuchend, wie ein ganz ermatteter Mensch. Nachdem sie eine Zeit lang ihre Betrachtungen angestellt hatten, sagten sie: „Was soll denn das sein, Calandrino? Willst Du ein Maurer werden, weil wir da so viele Steine sehen? Und," setzten sie hinzu, „was hat denn Frau Tessa? scheint es doch, als ob Du sie geschlagen hättest. Was sind das für Dummheiten?" Calandrino, der von der Last seiner Steine und den wüthenden Schlägen, die er seiner Frau gegeben hatte, so wie von dem Schmerz über den großen Verlust, den er gehabt zu haben glaubte, ganz darnieder gedrückt war, war so sehr außer Athem, daß er kein einziges Wort zu seiner Vertheidigung herausbringen konnte. Ueber diese Zögerung ergriff Buffalmacco wieder das Wort und sagte: „Wenn Dich auch etwas Anderes geärgert hat, so hättest Du uns deßwegen doch nicht an der Nase herumführen sollen, wie Du gethan hast; denn nachdem Du uns mitgenommen hattest, um mit Dir kostbare Steine zu suchen, ließest Du uns ohne ein „Behüt Dich Gott," oder „hol Euch der Teufel" zu sagen, gerade wie zwei Maulaffen am Mugnone stehen und gingst hieher; dies haben wir Dir sehr übel genommen, aber wahrhaftig, das soll das letzte Mal sein, daß Du es uns so machst." Ueber diese Worte nahm sich Calandrino zusammen und antwortete: „Liebe Freunde, seid nicht böse, die Sache verhält sich ganz anders, als Ihr glaubt. Ich Unglückseliger hatte den

Stein gefunden, und wollt Ihr wissen, ob ich die Wahrheit sage? Als Ihr zum erstenmal einander nach mir fragtet, war ich keine zehn Schritte von Euch, und da ich sah, daß Ihr auf mich zukamt und mich doch nicht sahet, so ging ich hieher und kam immer nur eine kurze Strecke vor Euch voraus hier an." So erzählte er ihnen Alles, was sie gethan und gesagt hatten, von Anfang an bis zu Ende, und zeigte ihnen, wie sein Rücken und seine Fersen von den Steinen, die sie nach ihm geworfen, zugerichtet waren, und fuhr dann so fort: „Ich sage Euch, ich kam mit allen den Steinen, die Ihr hier seht, im Schooße, zum Thore herein und kein Mensch sagte mir ein Wort, während Ihr doch wißt, was diese Zolleinnehmer für widerwärtige und aufdringliche Leute sind, die Alles sehen wollen; überdies fand ich auf dem Wege mehrere meiner Gevatter und Freunde, die mich sonst immer anreden und zum Trinken einladen, aber auch nicht Einer sagte nur ein Sterbenswörtchen zu mir, gerade wie wenn sie mich gar nicht sehen würden. Endlich komme ich nach Hause, und dieser Teufel von einem verfluchten Weibe tritt mir entgegen und sieht mich gleich, denn, wie Ihr wißt, verliert jedes Ding in Gegenwart der Weiber seine Kraft. So bin ich, der ich sagen konnte, der glücklichste Mensch von Florenz zu sein, jetzt wieder der allerunglückseligste, und deßwegen habe ich sie so lange geschlagen, als ich nur die Arme rühren konnte, und ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich ihr nicht die Pulsadern aufschneiden soll. Verflucht sei die Stunde, wo ich sie zum erstenmal sah und wo sie mir in dieses Haus kam." Hierüber abermals wüthend geworden, wollte er aufstehen und seine Schläge wiederholen. Buffalmacco und Bruno thaten, als ob sie sich über das, was sie eben hörten, außerordentlich verwunderten, und bekräftigten oftmals, was Calandrino sagte, hätten aber vor Lachen platzen mögen. Als sie ihn jedoch wüthend aufstehen sahen, um sein Weib aber-

mals zu prügeln, traten sie ihm entgegen und hielten ihn zurück, indem sie sagten: sein Weib habe in dieser Sache keine Schuld, wohl aber er, denn wenn er gewußt habe, daß alle Dinge in Gegenwart der Weiber ihre Kraft verlieren, so hätte er es ihr sagen sollen, damit sie sich hätte hüten können, an diesem Tage vor ihm zu erscheinen. Der liebe Gott aber habe ihn diese Vorsichtsmaßregel nicht ergreifen lassen, entweder weil er dieses Glück nicht habe gewinnen sollen, oder weil er im Sinne gehabt habe, seine Kameraden zu betrügen, denn so wie er geglaubt, den Stein gefunden zu haben, hätte er es ihnen sagen sollen. So versöhnten sie endlich, nach vielen Worten und nicht ohne große Mühe, seine betrübte Frau wieder mit ihm, ließen ihn dann ganz melancholisch in seiner mit Steinen angefüllten Wohnung zurück und gingen ihres Wegs.

Vierte Novelle.

Der Propst von Fiesole liebt eine Wittwe, wird aber von ihr nicht wieder geliebt; in der Meinung nun, er liege bei ihr, liegt er bei ihrer Magd, und die Brüder der Dame veranstalten es, daß ihn der Bischof so findet.

Als Elise mit ihrer Erzählung, an welcher die ganze Gesellschaft eine große Freude hatte, zu Ende war, wandte sich die Königin an Emilien und befahl ihr, nach Elisen zu erzählen. Diese begann sogleich folgendermaßen: Wackere Frauen! So viel ich weiß, ist es schon in vielen Erzählungen bewiesen worden, wie sehr die Pfarrer und Mönche, und überhaupt alle Geistlichen unsere Sinne aufzuregen suchen, allein weil über diesen Gegenstand nie zu viel gesagt werden kann, so beabsichtige ich, Euch überdies die Geschichte eines Propstes zum Besten zu geben, der um Alles in der Welt gerne gehabt hätte,

daß eine edle Dame, ob gerne oder nicht, ihm den Willen thue; diese aber, eine sehr kluge Frau, behandelte ihn, wie er es verdiente.

Wie Jeder von Euch weiß, so war Fiesole, dessen Anhöhen wir von hier aus sehen können, einmal vor Alters eine große Stadt, und wenn sie jetzt auch herabgekommen ist, so hatte sie doch stets einen Bischof und hat ihn jetzt noch. Hier besaß ganz nahe an der Hauptkirche eine edle Dame, Frau Piccarda, ein Gütchen mit einem nicht allzugroßen Hause, und weil sie nicht in den besten Umständen war, so brachte sie den größten Theil des Jahres da zu und mit ihr zwei Brüder, ganz artige und wackere junge Männer. Zufälligerweise besuchte diese Dame die Hauptkirche sehr oft, und da sie noch sehr jung und schön und liebenswürdig war, so verliebte sich der Propst dieser Kirche so sehr in sie, daß er vor Liebe ganz blind wurde. Nach einiger Zeit hatte er sogar die Dreistigkeit, der Dame seine Wünsche geradezu zu gestehen, und sie zu bitten, seine Liebe anzunehmen und ihn wieder zu lieben, wie er sie liebe. Dieser Propst war zwar in den Jahren schon etwas vorgerückt, hatte aber einen so jugendlichen Geist und war so stolz und so hochmüthig und von sich eingenommen, und in Manieren und Sitten so voll Ziererei und Affektation, und überhaupt so widerwärtig und ekelhaft, daß ihn Niemand liebte; und wie Niemand ihm geneigt war, so war die Dame diejenige, die ihn nicht nur nicht liebte, sondern der er so verhaßt war, wie das Kopfweh. Deßwegen erwiederte sie ihm als eine kluge Frau Folgendes: „Mein Herr, daß Ihr mich liebt, kann mir nur sehr schmeichelhaft sein, und ich muß Euch wieder lieben, und will Euch auch recht gerne lieben, aber zwischen unserer gegenseitigen Liebe darf nie das mindeste Unanständige vorfallen. Ihr seid mein geistlicher Vater, seid Priester und nähert Euch schon gar sehr dem Greisenalter; diese Dinge müssen Euch keusch und ehrbar

machen; andererseits bin ich kein junges Mädchen mehr, dem solche Liebeleien noch etwa hingingen, ich bin Wittwe, und von den Wittwen verlangt man, wie Ihr wißt, die größte Anständigkeit; deßwegen werdet Ihr mich entschuldigen, daß ich Euch auf die Weise, wie Ihr es von mir verlangt, nie lieben werde, und auch nicht so von Euch geliebt sein will."

Obgleich der Propst für diesmal nichts Anderes von ihr erlangen konnte, so war er darüber doch nicht bestürzt und gab das Unternehmen beim ersten Versuch noch nicht auf; im Gegentheil lag er ihr nach seinem gewohnten ungestümen vermessenen Wesen mit Briefen und Botschaften sehr oft an und sogar in eigener Person, wenn er sie in die Kirche kommen sah. Dieses ewige Quälen war der Dame verhaßt und widerwärtig, und sie dachte daher darauf, wie sie ihn sich auf eine Art, wie er es verdiente, da er es nicht anders haben wollte, vom Halse schaffen könnte; doch wollte sie nichts vorher thun, ehe sie mit ihren Brüdern darüber gesprochen haben würde. Sie sagte ihnen daher, was der Propst gegen sie beabsichtige und was sie dagegen zu thun im Sinne habe, und da sie von ihnen volle Freiheit erhielt, ging sie nach ihrer Gewohnheit in den nächsten Tagen in die Kirche. So bald sie der Propst sah, ging er auf sie zu und ließ sich mit ihr, wie er es immer machte, auf eine recht väterliche Art in ein Gespräch ein. Als die Dame ihn kommen sah, warf sie ihm einen Blick zu und machte ein sehr freundliches Gesicht; nachdem sie dann etwas auf die Seite gegangen waren und der Propst ihr nach gewohnter Weise Vieles vorgeschwatzt hatte, sagte die Dame mit einem tiefen Seufzer: „Herr, ich habe oft und viel gehört, es sei kein Schloß so stark, das, wenn man es alle Tage bestürmt, nicht endlich einmal eingenommen würde; dies kann ich jetzt an mir selbst recht gut sehen. Ihr habt mir, bald mit süßen Worten und bald mit dieser, bald mit jener Gefälligkeit so von allen Seiten zu-

gesetzt, daß ich meinen Vorsatz brechen muß, und ich bin deßwegen bereit, wenn ich Euch noch ebenso gefalle, die Eure zu sein." Der Propst sagte ganz erfreut hierüber: „Schöne Dame, großen Dank; um Euch aber die Wahrheit zu sagen, so habe ich mich sehr darüber gewundert, wie Ihr Euch so lange zurückhalten konntet, besonders wenn ich daran dachte, daß mir das noch von keiner Andern begegnet ist; manchmal schon hatte ich deßwegen bei mir selbst gesagt, wenn die Weiber von Silber wären, so wären sie keinen Groschen werth, weil keine die Probe halten würde. Doch lassen wir das, sagt mir lieber, wo und wann wir zusammen sein können?" Darauf erwiederte die Dame: „Mein lieber, süßer Herr, das Wann könnte zu jeglicher Stunde, wenn es Euch gefällt, geschehen, denn ich habe keinen Ehegemahl, dem ich wegen meiner Nächte Rechenschaft ablegen müßte, allein über das Wie kann ich noch nicht mit mir einig werden." — „Wie so nicht?" erwiederte der Propst, „etwa in Eurem Hause?" Darauf antwortete die Dame: „Wie Ihr wißt, mein Herr, habe ich zwei junge Brüder, die sowohl bei Tag als bei Nacht mit ihren Gesellschaften in mein Haus kommen, das noch überdies nicht allzugroß ist; deßwegen könnte es dort nicht sein, wenn Ihr nicht etwa die Rolle eines Stummen spielen und ohne ein Wort zu sprechen oder einen Laut von Euch zu geben, in der Finsterniß wie ein Blinder tappen wolltet; wäre Euch aber das recht, so könnte es sein, denn sie bekümmern sich nichts um mein Zimmer, nur ist das ihrige dem meinigen so nahe, daß man Alles hört, man mag auch noch so leise sprechen." Der Propst erwiederte: „Schöne Dame, deßwegen wollen wir die Sache nicht um eine oder gar zwei Nächte aufschieben, inzwischen aber will ich schon auf einen andern Ort denken, wo wir mit größerer Bequemlichkeit zusammen sein können." Die Dame sagte: „Das steht ganz bei Euch, mein Herr; nur um eines bitte ich Euch, es muß Alles geheim

bleiben und kein Mensch darf ein Wort erfahren.“ — „Schöne Dame,“ erwiederte der Propst, „zweifelt nicht im Geringsten hieran, und wenn es sein kann, so macht, daß wir diesen Abend noch beisammen sein können.“ Die Dame war es zufrieden, und nachdem sie ihn davon unterrichtet hatte, wie und wann er kommen solle, nahm sie Abschied und ging nach Hause. Nun hatte die Dame ein Dienstmädchen, das nicht mehr allzu jung war und noch überdies das allerhäßlichste und ungestaltetste Gesicht, das man nur sehen konnte, hatte. Die Nase war ganz stumpf und zerquetscht, der Mund krumm, die Lippen dick und wulstig, und die Zähne unregelmäßig und groß; sie schielte bedeutend und hatte immer böse Augen, ihre Gesichtsfarbe war grün und gelb, so daß man glauben konnte, sie habe den Sommer nicht in Fiesole, sondern in Sinigaglia zugebracht. Ueberdies war sie noch lendenlahm und an der rechten Hüfte etwas zu kurz bedacht. Eigentlich hieß sie Cinta, weil sie aber ein so gar hündisches Gesicht hatte, nannte sie Jedermann nur Cintazza. So sehr sie aber auch von Person mißgestaltet war, so war sie doch um nichts weniger boshaft. Diese Magd nun ließ die Dame rufen und sagte ihr: „Cintazza, wenn Du mir diese Nacht einen Dienst erweisen willst, so will ich Dir ein schönes neues Hemd dafür geben.“ Als Cintazza von dem Hemde hörte, sagte sie: „Gnädige Frau, wenn Ihr mir ein Hemd gebt, so laufe ich zum wenigsten für Euch durchs Feuer.“ — „Gut,“ sagte die Dame, „ich wünschte, Du sollst diese Nacht mit einem Manne in meinem Bette schlafen und ihm Liebkosungen machen, Dich aber wohl hüten, ein Wort zu sprechen, damit Dich meine Brüder, die, wie Du weißt, hart daneben schlafen, nicht hören. Dann will ich Dir das Hemd geben.“ Cintazza erwiederte: „Ei, ich würde bei Sechsen schlafen, nicht nur bei Einem, wenn es nöthig wäre.“ Als es Nacht geworden war, kam der Herr Propst, wie es ihm ange-

geben worden war; die zwei jungen Männer aber waren, wie es ihre Schwester mit ihnen ausgemacht hatte, in ihrem Zimmer und ließen ihre Anwesenheit laut genug hören; der Probst trat daher ganz leise und im Finstern tappend in das Zimmer der Dame und ging, wie sie es ihm angegeben, auf das Bette zu; ihrerseits aber war Cintazza von der Dame ebenso gut unterrichtet, was sie zu thun habe. Der Herr Propst, in der Meinung, die Dame neben sich zu haben, schloß Cintazza in die Arme und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen; Cintazza gab ihm die Küsse heim, und der Propst begann nun, sich mit ihr zu letzen, indem er von den Gütern Besitz nahm, nach denen er so lange geschmachtet hatte. Als die Dame sah, wie Alles gut ging, trug sie ihren Brüdern auf, die Sache, so wie es ausgemacht war, zu Ende zu führen; diese verließen daher leise ihr Zimmer und gingen dem Marktplatze zu. Auch war ihnen das Glück für ihr Vorhaben günstiger, als sie es selbst erwartet hätten, denn es war ein sehr heißer Tag, und der Bischof hatte sich deßhalb den beiden jungen Männern ansagen lassen wollen, daß er zu seiner Erholung zu ihnen kommen werde, um mit ihnen zu trinken. Als er sie daher kommen sah, sagte er ihnen sein Vorhaben selbst und machte sich mit ihnen auf den Weg; sie gingen mit einander in den kühlen Hof am Hause, ließen viele Lichter anzünden und tranken mit großem Vergnügen von ihrem guten Weine. Nachdem sie den Durst gelöscht hatten, sagten die Jünglinge: „Herr, weil Ihr uns die hohe Gnade erzeigt habt, unser kleines Haus, in das wir Euch eben einladen wollten, Eures Besuches zu würdigen, so wagen wir es, Euch zu bitten, Ihr möchtet eine Kleinigkeit, die wir Euch zeigen wollen, mit ansehen.“ Der Bischof antwortete, er sei es zufrieden. Einer der jungen Männer nahm eine brennende Fackel in die Hand, ging voran, während der Bischof und alle Anderen nachfolgten, und wandte sich gegen

das Zimmer, in dem der Herr Propst bei Cintazza lag. Dieser hatte, um bald ans Ziel der Reise zu kommen, einen Schnellritt angestellt und war, ehe Jene ankamen, schon wohl mehr als drei Meilen weit geritten; darüber ermattet, war er eingeschlafen, indem er Cintazza, trotz der großen Hitze, fest umschlossen hielt. Der junge Mann trat, mit dem Lichte in der Hand, in das Zimmer und hinter ihm der Bischof und die übrige Gesellschaft, der natürlich der Propst in den Armen Cintazzas sogleich sichtbar ward. Ueber dem erwachte der Herr Propst, und da er das Licht und die vielen Leute um sich herum sah, schämte und fürchtete er sich sehr und steckte den Kopf unter die Decke; der Bischof aber hielt ihm eine große Schmähtrede, hieß ihn den Kopf hervorziehen und sah nach, mit wem er im Bette liege. Der Propst erkannte nun den Betrug, den ihm die Dame gespielt hatte, und wurde sowohl hierüber, als auch wegen der Schande, die jetzt über ihn erging, plötzlich der allerbetrübteste Mensch von der Welt; der Bischof befahl ihm, sich anzukleiden, legte ihm wegen der Sünde, die er begangen, eine schwere Buße auf und schickte ihn unter guter Bedeckung nach Hause. Nachher wollte der Bischof wissen, wie es gekommen sei, daß jener mit Cintazza hier habe schlafen können, und die jungen Männer unterrichteten ihn daher gehörig von Allem. Als er das hörte, lobte er die Dame und die jungen Männer andererseits sehr, weil sie den Propst, ohne sich mit dem Blute eines Priesters die Hände zu beflecken, so wie er es verdiente, behandelt hätten. Der Bischof ließ denselben sein Vergehen vierzig Tage lang büßen. Allein Liebe und Zorn machten, daß die Buße wohl noch eine gute Woche länger dauerte, das gar nicht in Anschlag zu bringen, daß er lange Zeit hindurch nicht über die Straße gehen konnte, ohne daß die Knaben mit den Fingern auf ihn gedeutet und gerufen hätten: „Siehe, das ist der, der bei Cintazza geschlafen hat.“

Dies kränkte ihn so tief, daß er nahe daran war, den Verstand zu verlieren; die wackere Dame aber schaffte sich auf besagte Weise den widerwärtigen ungestümen Propst vom Halse, und Cintazza hatte ein Hemd und eine gute Nacht davon getragen.

Fünfte Novelle.

Drei junge Männer ziehen einem Marchesaner Richter in Florenz die Beinkleider aus, während er auf der Richterbank sitzt und Gericht hält.

Als Emilie ihre Erzählung geendigt hatte, lobten Alle die Wittwe gar sehr; die Königin aber warf dem Filostrato einen Blick zu und sagte: „An Dir ist jetzt die Reihe zu erzählen." Er erklärte sich augenblicklich bereit dazu und fing an: Geliebteste Damen, Elise hat kurz vorher den Namen eines jungen Mannes genannt, nämlich Maso von Saggio, der mich veranlaßt, eine Geschichte, die ich erzählen wollte, bei Seite zu setzen, um eine andere von ihm und von einigen seiner Kameraden zu erzählen, die zwar nichts Unanständiges enthält, in der aber eine Menge Redensarten vorkommen, deren Ihr Euch zu bedienen schämen würdet; nichts desto weniger gibt sie so viel Stoff zu lachen, daß ich sie immerhin auftischen will.

Wie Ihr Alle schon gehört haben könnt, kommen in unsere Stadt sehr oft Marchesanische Beamte, die im Allgemeinen armselige Menschen sind und ein so karges und elendes Leben führen, daß ihr ganzes Sein und Wesen einem wie eine Lauserei vorkommt; wegen ihrer geizigen und niederträchtigen Gesinnung, die ihnen angeboren ist, haben sie Unterbeamte, sowohl Richter als Notare bei sich, welche eher Leuten, die gerade vom Pfluge genommen oder vom Schusterschemel aufge-

standen sind, gleichsehen, als Rechtskundigen und Gelehrten. Als nun einmal Einer in der Eigenschaft eines Oberrichters hierher gekommen war, führte er unter andern vielen Richtern, die er bei sich hatte, auch einen mit sich, der sich Herr Nicola von San Lepidio nennen ließ, aber weit eher einem Schlosser, als einem andern Menschen gleich sah. Dieser war nebst einigen andern Richtern dazu aufgestellt, Criminalfälle abzuurtheilen. Wie es nun oft geht, daß Manche, wenn sie auch auf der Welt nichts im Gerichtshause zu thun haben, dennoch hie und da hingehen, so kam auch Maso von Saggio eines Morgens, als er einen Freund aufsuchen wollte, zufälligerweise hin; er sah da den Herrn Nicola zu Gericht sitzen und dachte gleich, das werde so ein neuer Maulaffe sein, weßwegen er ihn auch näher betrachtete. Und ob er gleich bemerkte, daß derselbe ein ganz eingeräuchertes Marderfell auf dem Kopfe und eine Federbüchse am Gürtel hängen hatte, obgleich das Unterkleid viel länger, als der Oberrock war und noch vieles Andere gegen einen gewöhnlich gekleideten Menschen gar wunderlich abstach, so sah er doch außerdem etwas an der Kleidung, das ihm noch weit merkwürdiger als alles Andere vorkam, und das waren ein Paar Hosen, welche bei der sitzenden Stellung desselben, da ihm die Kleider, weil sie zu eng waren, vorn auseinander standen, mit dem Hintertheile bis halb auf die Kniee herabhingen. Ohne sich daher lange zu besinnen, gab er seine frühere Absicht, seinen Freund aufzusuchen, auf, machte schnell die Runde, um Andere zu suchen, und traf auch zwei Kameraden, von denen der eine Ribi, der andere Mateuzzo hieß, zwei Männer, die beide eben so lose Spaßvögel waren, als Maso. Zu diesen sagte er: „Wenn Ihr mich lieb habt, so kommt mit mir in den Gerichtssaal, wo ich Euch den allersonderbarsten Faselhans zeigen werde, den Ihr je gesehen habt.“ Er ging nun mit ihnen in das Gerichtshaus und wies ihnen

den Richter mit seinen Hosen. Diese brachen schon von weitem bei solchem Anblick in ein großes Gelächter aus, und als sie sich der Bank, auf welcher der Herr Richter saß, mehr näherten, sahen sie, daß man unter diese Bank ganz leicht hinunterkommen könne, und bemerkten noch überdem, daß das Brett, auf welchem der Richter seine Füße hatte, zerbrochen sei, so daß man ganz bequem die Hand und den Arm hindurchstecken konnte. Darauf sagte Maso zu seinen Gefährten: „Wollen wir ihm nicht die Hosen vom Leibe ziehen, da dies ganz leicht geschehen kann?" Alle Drei hatten schon gesehen, wie das möglich sei; sie machten daher unter einander aus, was jeder thun und sagen solle, und kamen den andern Morgen wieder. Der Saal war ganz voll von Menschen und Mateuzzo kroch, ohne daß es Jemand bemerkte, unter die Bank und machte sich ganz nahe an den Ort hin, wo der Richter seine Füße hatte. Maso näherte sich von der einen Seite dem Herrn Richter und faßte ihn am Saume seines Oberrocks, Ribi näherte sich von der andern Seite und that das Nämliche, worauf Maso also begann: „Ach liebster Herr, ich bitte Euch um des Himmels willen, macht, daß dieser Spitzbube, der Euch hart zur Seite ist, ehe er sich davon macht, mir ein Paar Stiefelchen zurückgibt, die er mir gestohlen hat; er läugnet es zwar; allein ich habe es gesehen, wie er sie vor noch nicht vier Wochen hat neu sohlen lassen." Ribi schrie andererseits laut: „Herr, glaubt es ihm nicht, das ist ein Schurke, und weil er weiß, daß ich hieher gekommen bin, um ihn wegen eines Felleisens, das er mir gestohlen hat, zu verklagen, so ist er gleich auch hergelaufen und spricht da von ein Paar Stiefeln, die ich schon seit langer Zeit zu Hause habe; und wenn Ihr mir nicht Glauben schenken wollet, so kann ich Euch das Höckerweib da neben mir und den fetten Dickwanst da und noch eine Andere, die den Auskehricht der Kirche zur heiligen Maria von Vergaza sammelt,

und ihn, wie er von meinem Landhause herauskam, gesehen hat, als Zeugen stellen.“ Maso seinerseits schrie so, daß Ribi kaum zum Worte kommen konnte, worauf Ribi noch ärger schrie. Während nun der Richter aufstand und sich ihnen mehr näherte, um sie besser zu verstehen, nahm Mateuzzo den rechten Zeitpunkt wahr, streckte die Hand durch den Riß des Brettes, ergriff das Hintertheil der Hosen des Richters und zog stark daran. Die Hosen fielen auch gleich herab, denn der Richter war mager und namentlich hinten schlecht beleibt. So bald er es merkte, ohne jedoch die Ursache zu kennen, wollte er die Kleider vorn zusammenziehen, sich bedecken und wieder niedersetzen, allein Maso hielt ihn von der einen und Ribi von der andern Seite fest und schrieen gewaltig: „Herr, das ist recht schlecht von Euch, daß Ihr mir nicht Recht verschaffen und mich nicht hören, oder gar fortgehen wollt; über eine solche Kleinigkeit, wie diese Sache da, gibt man hier zu Lande keine besondere Klagschrift ein.“ Mit solchen Redensarten hielten sie ihn an den Kleidern fest, so daß Alle, welche im Hause waren, sahen, wie ihm die Hosen ausgezogen waren. Mateuzzo hielt sie eine Zeit lang fest, ließ sie dann fahren und stahl sich fort, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte. Ribi, als er glaubte, es sei nun genug, sagte: „Ich schwöre es bei Gott, ich werde mir bei der Revision des Prozesses schon mein Recht zu verschaffen wissen.“ Maso seinerseits ließ jetzt den Rock auch fahren und sagte: „Nein, wahrhaftig, ich werde so oft herkommen, bis ich Euch einmal nicht in dem Zustande der Verwirrung treffen werde, in dem Ihr mir heute erscheint.“ So machten sie sich, der Eine nach dieser, der Andere nach jener Seite, so schnell sie nur konnten, davon. Der Herr Richter zog sich nun vor allen Zuschauern die Hosen an, wie wenn er gerade vom Bette aufstände, und da er sich nun recht gut über das, was man mit ihm vorhatte, ins Klare setzte, so fragte er, wo

die hingegangen seien, welche den Streit über die Stiefeln und das Felleisen gehabt hätten; da man sie nicht auffinden konnte, so schwur er bei allen Heiligen und allen Teufeln, er möchte doch wissen, ob es in Florenz Brauch sei, einem Richter, wenn er gerade auf der Gerichtsbank sitze, die Hosen auszuziehen. Der Oberrichter seinerseits machte, wie er von der Sache hörte, einen großen Lärmen. Als ihn aber seine Freunde überzeugten, daß dies nur geschehen sei, um ihm zu zeigen, wie die Florentiner es recht wohl einsehen, daß er, statt, wie es seine Pflicht war, ordentlicher Richter Schafsköpfe und Maulaffen mit sich führe, weil er dabei einen besseren Schnitt mache, so hielt er es für's Klügste zu schweigen und ging für diesmal in der Sache nicht weiter.

Sechste Novelle.

Bruno und Buffalmacco stehlen dem Calandrino ein Schwein; sie machen ihn glauben, es durch Kügelchen von Galläpfelsaft und durch weißen Wein wieder finden zu können, und geben ihm nacheinander zwei Kügelchen, die aus Hundsfleisch, in Aloe eingetaucht, bereitet waren. So scheint es, er habe den Diebstahl selbst begangen, und zuletzt lassen sie sich noch von ihm dafür bezahlen, wenn er nicht wolle, daß sie es seiner Frau wieder sagen sollen.

Kaum war die Novelle des Filostrato, über welche viel gelacht wurde, zu Ende, als die Königin der Filomena fortzufahren befahl. Diese begann folgendermaßen: Reizende Damen, wie Filostrato durch den Namen Masos veranlaßt wurde, die Geschichte, die wir so eben von ihm gehört haben, zu erzählen, so zieht mich andererseits der Name Calandrino's so sehr an, daß ich Euch von ihm und seinen Freunden ebenfalls eine Geschichte erzählen will, die, so viel ich glaube, Euch gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco gewesen sind, habe ich nicht nöthig, Euch zu sagen, da Ihr es oben schon gehört habt, ich komme daher gleich zur Sache und sage Euch, daß Calandrino nicht weit von Florenz ein Landgütchen hatte, ein Heirathgut seiner Frau, das ihm unter andern Einkommenstheilen auch ein Schwein einbrachte. Seine Frau und er hatten es im Brauch, allemal gegen den Dezember hin auf das Gütchen zu gehen, und es dort schlachten und einsalzen zu lassen; einsmal unter Anderem kam es jedoch vor, daß Calandrino, weil seine Frau nicht ganz wohl war, allein hinausging, um es zu schlachten. Als dies Bruno und Buffalmacco erfuhren und sich überzeugt hatten, daß die Frau nicht mit hinausgehe, besuchten sie einen Pfarrer, der einer ihrer besten Freunde und zugleich ein Nachbar Calandrino's war, um einige Tage bei ihm zu bleiben. Gerade an dem Tage, als sie ankamen, hatte Calandrino morgens sein Schwein geschlachtet, und da er sie mit dem Pfarrer kommen sah, rief er ihnen zu und sagte: „Seid mir herzlich willkommen; nun sollt Ihr sehen, was ich für ein trefflicher Hauswirth bin." Er führte sie in seine Wohnung und zeigte ihnen das Schwein. Sie fanden dasselbe sehr schön, und da sie von Calandrino hörten, daß er es für seinen Hausgebrauch einsalzen wolle, so sagte Bruno zu ihm: „Geh', was bist Du doch für ein Narr! Verkaufe es und laß uns das Geld verjubeln und sage Deiner Frau, es sei Dir gestohlen worden." — „Nein," erwiederte Calandrino, „sie würde es nicht glauben und mich am Ende zum Hause hinaus werfen. Macht Euch keine Mühe, ich kann das nicht thun." Sie sprachen ihm nun zwar sehr zu, konnten aber nichts ausrichten. Calandrino lud sie darauf zum Essen ein, aber so ungern und mit einem so bösen Gesichte, daß diese es nicht annahmen und sich von ihm verabschiedeten. Darauf sagte Bruno zu Buffalmacco: „Wollen wir ihm heute Nacht das Schwein

stehlen?“ Buffalmacco erwiederte: „Wie werden wir dies machen können?“ — „Das wie,“ sagte Bruno, „habe ich mir schon ausgedacht, wenn er es nicht von da, wo es so eben war, wegbringt.“ — „Nun denn, meinte Buffalmacco, „so wollen wir es thun, denn warum sollten wir nicht? Und nachher wollen wir es mit dem Pfarrherrn zusammen verschmausen.“ Dem Pfarrer war die Sache ganz recht. Drauf sagte Bruno: „Wir müssen aber dabei eine kleine List anwenden: Du weißt ja, Buffalmacco, wie geizig Calandrino ist und wie gerne er trinkt, wenn ein Anderer die Zeche bezahlt; gehen wir daher ins Wirthshaus und nehmen ihn mit, dort muß der Pfarrer thun, als ob er ehrenhalber Alles bezahlen wollte, und ihn lassen wir dann zechfrei ausgehen; gewiß wird er über die Schnur hauen, und wir haben dann gewonnenes Spiel, weil er ganz allein im Hause ist.“ So wie Bruno sagte, machten sie es auch. Als Calandrino sah, daß der Pfarrer ihn nicht bezahlen ließ, so ergab er sich dem Trunke und lud sich, ob er gleich nicht viel vertragen konnte, einen Tüchtigen auf. Es war schon spät in der Nacht, als er aus dem Wirthshause fortging und ohne vorher sonst noch irgendwo zu Nacht speisen zu wollen, nach Hause zurückkehrte, wo er die Thüren offen ließ, in der Meinung, sie geschlossen zu haben, und sich ins Bette legte. Buffalmacco und Bruno aßen bei dem Pfarrer in seiner Wohnung zu Nacht und versahen sich mit den nöthigen Werkzeugen, um in Calandrino's Haus hineinkommen zu können; sie schlichen sich leise an den Ort hin, den sich Bruno ausgedacht hatte; da sie aber die Thüre offen fanden, gingen sie gleich hinein, suchten das Schwein, trugen es heraus, in das Haus des Pfarrers, wo sie es bei Seite legten, und gingen nun ebenfalls schlafen.

Als am andern Morgen Calandrino aufstand, war sein Weinrausch verflogen; aber wie er jedoch hinabkam und sich

umschaute, sah er sein Schwein nirgends mehr, wohl aber, daß die Thüre offen war; er fragte daher alle möglichen Leute, ob sie nicht wüßten, wo sein Schwein hingekommen sei, und da er es nicht fand, fing er ein großes Geschrei an: „Ach," klagte er, „mir ist mein Schwein gestohlen worden." Sobald Bruno und Buffalmacco aufgestanden waren, gingen sie zu Calandrino, um zu hören, was er wegen des Schweines sagen würde. Sobald er sie sah, rief er ihnen, um ihnen seinen Verlust zu klagen und sagte: „Ach, meine lieben Freunde, mein Schwein ist mir gestohlen worden." Bruno flüsterte ihm ins Ohr: „Alle Teufel, wie gescheidt bist Du plötzlich geworden." — „Ach," sagte Calandrino, „es ist ja ganz wahr, was ich sage." — „Recht so," erwiederte Bruno, „schreie nur recht laut, damit Jedermann glaubt, es sei so." Calandrino schrie nun noch viel ärger und sagte: „Beim allmächtigen Gott, es ist so, wie ich sage, das Schwein ist mir gestohlen worden," worauf Bruno erwiederte: „Ganz recht, so mußt Du es machen, schreie nur noch lauter, damit man es auch recht hört, und Jedermann glaubt, es sei so." Darauf sagte Calandrino: „Du wolltest wohl, ich sollte mich zu Tode schreien und ich möchte behaupten, Du glaubtest mir nicht, daß es gestohlen worden sei, wenn ich mir auch die Gurgel darauf abschneiden ließe." — „Wie," meinte nun Bruno, „kann denn das sein? Ich habe es doch noch gestern erst hier gesehen. Meinst Du, Du könnest mich glauben machen, es sei gestohlen worden?" Calandrino antwortete: „Es ist aber so, wie ich Dir sage." — „Gehe," erwiederte Bruno, „wäre das möglich?" — „Ganz gewiß," erwiederte Calandrino, „es ist so, ich bin ein geschlagener Mann und weiß gar nicht, wie ich nur wieder nach Hause zurückkehren soll. Meine Frau wird es mir nicht glauben, und wenn sie mir es auch glaubt, so habe ich meiner Lebtage keine Ruhe mehr vor ihr." Darauf sagte Bruno: „Gott soll mir helfen,

das ist ein schlimmer Handel, wenn es so ist, aber Du weißt, Calandrino, ich gab es Dir gestern unter den Fuß, so zu sprechen und ich möchte nicht, daß Du Dich zugleich über uns wie über Dein Weib lustig machest." Calandrino erhob nun abermals ein Geschrei und sagte: „Was? Würde ich dann in Verzweiflung sein, und bei Gott und allen Heiligen und Allem, was auf der Welt ist, schwören? Ich sage Euch, das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen worden." Darauf sagte Buffalmacco: „Wenn es denn wirklich so ist, so müssen wir auf ein Mittel denken, es wieder zu bekommen?" — „Was können wir aber für ein Mittel ausfindig machen?" sagte Calandrino. Buffalmacco erwiederte: „Nun, es wird doch wahrhaftig Niemand aus Indien hergekommen sein, um Dir Dein Schwein zu nehmen; es muß vielmehr einer Deiner Nachbarn gewesen sein, und ganz gewiß, wenn Du sie mir zusammenbringen könntest, so würde ich mit Brod und Käse einmal einen Versuch machen, und dann würden wir gleich sehen, wer es hat." — „Ja doch," sagte Bruno, „da läßt sich gut ein Versuch mit Brod und Käse machen! Die vornehmen Herrn da herum, von denen es ganz gewiß einer hat, würden gleich auf den Sprung kommen und dann nicht kommen wollen." — „Was ist nun aber da zu machen?" sagte Buffalmacco. Bruno erwiederte: „Wir wollen es mit hübschen Ingwerkügelchen und mit gutem weißen Wein probiren und sie zu einem Trunke einladen. Sie werden keinen Anstand nehmen, zu kommen, und dann können wir die Ingwerkügelchen so gut als Brod und Käse beschwören." — „Wahrhaftig, Du hast Recht," sagte Buffalmacco, „und Du, Calandrino, was sagst Du dazu? Wollen wir es so machen?" Calandrino sagte: „Ja wohl, ich bitte Euch darum um Alles in der Welt, denn wenn ich nur einmal weiß, wer es hat, so ist mir schon ein Stein vom Herzen." — „Nun gut," erwiederte Bruno, „so will ich für

Dich in dieser Angelegenheit nach Florenz gehen, wenn Du mir das Geld dazu gibst.“ Calandrino hatte ungefähr vierzig Soldi bei sich, er gab ihm diese und Bruno machte sich nach Florenz auf den Weg, wo er von einem ihm befreundeten Apotheker ein Pfund guter Ingwerkügelchen kaufte und dann noch zwei von Hundsfleisch, in ganz frische Aloe eingetaucht, sich machen ließ; dann ließ er sie gerade so überzuckern, wie es die andern waren, und um sie nicht zu verwechseln und sich zu täuschen, bezeichnete er sie auf eine Weise, daß er sie sehr gut erkennen konnte; zuletzt kaufte er einen Krug weißen Wein, kehrte auf das Landhaus zu Calandrino zurück und sagte zu diesem: „Jetzt mach', daß Du auf morgen früh alle diejenigen, auf welche Du einen Verdacht hast, zu einem Trunke zu Dir einladest; es ist ein Festtag, und Jeder wird gerne kommen. Ich aber will mit Buffalmacco diese Nacht die Verzauberung der Kügelchen vornehmen und sie Dir dann morgen früh ins Haus bringen und aus Liebe zu Dir selbst herumgeben, und überhaupt Alles thun und sagen, was hiebei zu besorgen ist.“ Calandrino machte es so. Er lud also eine hübsche Gesellschaft florentinischer junger Männer, welche gerade auf dem Lande waren, und einige Arbeiter auf den kommenden Morgen vor der Kirche ein, und versammelte sie unter einem Ulmbaum; Bruno aber und Buffalmacco kamen mit einer Schüssel voll Ingwerkügelchen und einer guten Flasche Wein. Bruno stellte Alle in einen Kreis und sagte: „Meine Herren, ich kann nicht umhin, Euch den Grund zu sagen, warum Ihr hier seid, damit Ihr, wenn die Sache anders ausfällt, als es Euch angenehm ist, Euch nicht über mich zu beklagen habt. Dem Calandrino, der hier steht, wurde gestern sein schönes Schwein gestohlen, und er kann den nicht ausfindig machen, der es gethan hat; weil nun aber Niemand, außer Einer von uns, die wir hier sind, es ihm gestohlen haben kann, so gibt er Jedem eines

von diesen Kügelchen hier zu essen, und dann einen Schluck zu trinken, um den ausfindig zu machen, der das Schwein hat. Ihr müßt nämlich wissen, derjenige, welcher das Schwein hat, kann das Kügelchen nicht hinunterschlucken, sondern muß es ausspucken, weil es ihm bitterer vorkommen wird, als Rattengift; deßwegen wird es das Beste sein, wenn derjenige, der es etwa haben mag, es dem Pfarrer hier beichtet, damit er nicht vor einer so großen Gesellschaft öffentlich beschimpft ist, und dann will ich in dieser Sache nichts weiter thun." Jeder, der da war, erklärte, er wolle recht gerne von den Kügelchen essen; Bruno stellte sie daher in Reihe und Glied, und Calandrino mitten unter sie, fing dann oben an und gab Jedem sein Part, wie er aber an Calandrino kam, nahm er eines von den Hundsaloekügelchen und gab es ihm in die Hand. Calandrino nahm es sogleich in den Mund und fing es an zu zerbeißen; allein sobald seine Zunge die Aloe verspürte, spie er dasselbe aus, weil er die Bitterkeit nicht ertragen konnte. Während dessen sah Jeder dem Andern ins Gesicht, um zu sehen, wer sein Kügelchen ausspeie, und Bruno, der noch immer damit beschäftigt war, dieselben herumzureichen, that gar nicht, als ob er darauf Acht gegeben hätte, bis er hinter sich sagen hörte: „Wie, Calandrino, was soll denn das sein?" Nun wandte er sich schnell um, und da er sah, daß Calandrino sein Kügelchen ausgespuckt hatte, so sagte er: „Warte, da liegt vielleicht etwas Anderes zu Grunde, daß Du ausspucken mußtest, hier hast Du ein anderes." Darauf nahm er das zweite Aloekügelchen, gab es ihm in den Mund und fuhr dann fort, die andern, die er noch hatte, herum zu reichen. Schien nun das erste Kügelchen dem Calandrino bitter, so kam ihm das zweite noch weit bitterer vor; weil er sich indeß schämte, es auszuspucken, so hielt er es eine Zeitlang kauend im Munde; dies preßte ihm Thränen so groß wie Haselnüsse aus, und zuletzt

konnte er es nicht mehr aushalten und spuckte das zweite wie das erste aus. Buffalmacco, der der ganzen Gesellschaft zu trinken herumreichte, so wie auch Bruno und alle Uebrigen bemerkten dies sogleich und erklärten einstimmig, daß Calandrino das Schwein selbst gestohlen haben müsse, worüber ihn Einige sehr tadelten. Als jedoch Alle fortgegangen und nur Bruno und Buffalmacco bei Calandrino geblieben waren, fing Buffalmacco so zu sprechen an: „Ich war immer fest davon überzeugt, daß Du es selbst haben müssest und uns nur weiß machen wollest, es sei Dir gestohlen worden, um für das Geld, das Du daraus gelöst, uns kein Gelage zurichten zu müssen." Calandrino, der den bittern Aloegeschmack noch immer im Munde hatte, schwur hoch und theuer, er habe es nicht. Darauf sagte Buffalmacco: „Wie, Du närrischer Kerl, Du solltest es nicht haben? Wie viel hast Du denn dafür bekommen?" Hierüber wollte Calandrino fast verzweifeln. Drauf sagte Bruno: „Höre mir wohl zu, Calandrino. Es war da Einer unter der Gesellschaft, der mit uns aß und trank, der sagte mir, Du habest hier in der Nähe ein hübsches Mädchen, das Du Dir eigens haltest, und diesem gebest Du, was Du nur auf die Seite schaffen könnest, und er sei fest davon überzeugt, Du habest ihm auch das Schwein da gegeben. Du bist für einen Spottvogel bekannt, und schon einmal hast Du uns durch den Mugnone geführt, um schwarze Steine zu sammeln, und hast uns damals mir nichts dir nichts im Dreck sitzen lassen, bist auf und davon gegangen und wolltest uns zu guter Letzt noch glauben machen, Du habest den Stein gefunden; gerade so willst Du uns auch jetzt durch Deine Schwüre auf den Glauben bringen, das Schwein, das Du hergeschenkt oder auch verkauft hast, sei Dir gestohlen worden. Wir sind jetzt gewitzigt und kennen Deine Possenstreiche, und Du sollst uns nicht noch einmal anführen. Um Dir aber die Wahrheit zu sagen, Beschwörung

und Verzauberung ist uns sehr sauer geworden, und wir erwarten daher, daß Du uns zwei Paar Kapaunen dafür gibst, wo nicht, so werden wir der Frau Tessa Alles sagen.“ Calandrino sah, daß man ihm durchaus keinen Glauben schenkte; da er übrigens der Meinung war, schon genug Aerger gehabt zu haben, und sich nicht auch noch von seiner Frau warm machen lassen wollte, so gab er ihnen die zwei Paar Kapaunen. Jene aber salzten das Schwein ein und ließen es nach Florenz bringen; Calandrino dagegen hatte zum Schaden auch noch den Spott.

Siebente Novelle.

Ein Student liebt eine Wittwe, diese ist in einen Andern verliebt und läßt ihn eine Winternacht hindurch im Schnee stehen; dafür läßt er sie durch eine List mitten im Juli ganz nackt auf einem Thurm den Fliegen, Bremsen und der Sonne ausgesetzt einen ganzen Tag lang stehen.

Die Damen hatten über den armen Tropf von Calandrino viel gelacht, und würden noch mehr gelacht haben, wenn es sie nicht verdrossen hätte, daß ihm die, welche ihm das Schwein gestohlen hatten, auch noch die Kapaunen nahmen. Als jedoch die Geschichte zu Ende war, befahl die Königin der Pampinea, die ihrige zu erzählen, und diese begann augenblicklich also: Meine liebsten Damen, sehr oft wird List mit List zu Schanden gemacht, und darum verräth es wenig Verstand, wenn man eine Freude daran hat, einen Andern zu verhöhnen. Wir haben in vielen Novellen, die nun erzählt worden sind, über die, Andern gespielten Streiche gelacht, und es ist bis jetzt noch nichts davon erwähnt worden, daß Einer Rache dafür genommen hätte; ich aber beabsichtige Euer Mitleid für eine unserer Mit-

bürgerinnen zu wecken, die eine gerechte Vergeltung traf und welcher der Streich, den sie einem Andern spielte, auf das eigene Haupt mit lebensgefährlicher Verwundung zurückfiel. Diese Erzählung wird nicht ohne Nutzen für Euch sein, denn Ihr werdet Euch für die Zukunft mehr hüten, mit Andern Euern Spott zu treiben und sehr klug daran thun.

Es ist noch nicht gar lange her, da lebte in Florenz eine junge Dame, von schöner Gestalt, stolzem Sinn und sehr vornehmer Abkunft, die reichlich mit Glücksgütern gesegnet war und Helena hieß. Durch den Tod ihres Mannes Wittwe geworden, wollte sie sich nicht wieder verehelichen und hatte sich in einen artigen jungen Mann, der ganz nach ihrem Geschmacke war, verliebt; ohne daher weitere Rücksichten zu nehmen, machte sie sich mit Hülfe ihres Dienstmädchens, dem sie gänzlich vertraute, manche angenehme Stunde, indem sie mit ihm das wundervollste Vergnügen genoß. Zufälligerweise kam um diese Zeit ein edler junger Mann Namens Rinieri, der aus unserer Stadt gebürtig war und längere Zeit in Paris studirt hatte, nicht um nachher sein Wissen stückweise fürs Brod zu verkaufen, wie jetzt Viele thun, sondern um den Grund aller Dinge und ihre Ursachen zu erforschen, wie es sich für einen Edelmann vorzüglich ziemt, von Paris nach Florenz zurück und lebte hier sehr anständig, sowohl seines edlen Standes, als auch seiner Kenntnisse wegen hochgeschätzt. Wie es jedoch oft geht, daß gerade diejenigen, welche am tiefsten in die Wissenschaft eingeweiht sind, am meisten in die Schlingen der Liebe fallen, so wiederfuhr dies auch unserem Rinieri. Einsmals, als er zu seiner Unterhaltung zu einem Feste gegangen war, kam ihm die besagte Helena unter die Augen; sie war schwarz gekleidet, wie wir es an den Wittwen bei uns gewohnt sind, schien ihm aber so schön und anmuthig, daß er glaubte, noch nie etwas dergleichen gesehen zu haben; selig,

meinte er, müßte derjenige sein, dem Gott die Gnade erweise, sie nackt im Arme haben zu dürfen. Nachdem er sie nun mehrere Male mit aller Vorsicht betrachtet hatte, beschloß er, wohl wissend, daß etwas Hohes und Theures nur mit großer Mühe gewonnen werden kann, kein Opfer und keine Anstrengung zu scheuen, ihr Wohlgefallen zu erwerben, um so ihre Liebe zu gewinnen und Macht über sie zu bekommen. Die junge Dame, die keineswegs ihre Augen stets auf den Boden heftete, sondern im stolzen Selbstbewußtsein, und indem sie sich noch für mehr hielt, als sie wirklich war, dieselben mit vieler Koketterie zu bewegen wußte, wurde das bald gewahr und sah augenblicklich, wie gerne er sie betrachtete. Indem sie nun auf Rinieri hinsah, sagte sie lächelnd zu sich selbst: „Für diesen bin ich heute auch nicht vergeblich hergekommen, denn wenn ich mich nicht täusche, so habe ich da ein Vögelchen an den Flügeln gefangen." Sie fing daher an, ihm nur von der Seite einige Blicke zuzuwerfen und bemühte sich, so sehr sie konnte, ihm zu zeigen, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sei, indem sie andererseits dachte, je mehr sie ihn an sich ziehe und seine ganze Liebe gewinne, desto höher müsse auch ihre Schönheit im Preise steigen, besonders für denjenigen, dem sie dieselbe mit ihrem Herzen hingegeben hatte. Der gelehrte Student warf alle Philosophie und alles Studium derselben auf die Seite und dachte nur noch allein an die Dame; in der Meinung, ihr zu gefallen, machte er ihr Haus ausfindig und ging oftmals an demselben vorüber, indem er diese Gänge durch verschiedene Ausflüchte zu beschönigen wußte. Die Dame, welche aus dem schon oben angegebenen Grunde glaubte, sich hiemit brüsten zu können, that, als ob sie dies recht gerne sehe; der Student machte deßhalb bald Mittel und Wege ausfindig, mit ihrem Dienstmädchen bekannt zu werden, entdeckte demselben seine Liebe und bat, es bei ihrer Herrin dahin zu bringen, daß er ihre

Gunst gewinnen könne. Das Mädchen versprach es gerne und erzählte es ihrer Dame wieder, welche mit dem größten Gelächter von der Welt zuhörte und sagte: „Siehst Du, er ist nur hergekommen, um seinen Verstand, den er aus Paris mitgebracht hat, zu verlieren! Aber warte nur, ich will ihm schon geben, was er sucht. Sage ihm, wenn er Dich wieder anredet, daß ich ihn noch weit mehr liebe, als er mich liebt, daß ich aber auf meine Ehre die größte Rücksicht nehmen müsse, um den andern Frauen mit offener Stirne entgegentreten zu können; er selbst, wenn er so weise sei, als die Welt sagt, müsse mich deßhalb nur noch viel höher halten." O die arme, arme Frau! Die wußte wohl nicht, meine lieben Damen, was es heißt, mit einem Studenten sich in einen Kampf einzulassen. Sobald das Dienstmädchen ihn wieder traf, machte dasselbe es so, wie es ihm von seiner Herrin anbefohlen war. Der Student war sehr erfreut; seine Bitten wurden immer heißer; er schrieb Briefe und sandte Geschenke, und eines wie das andere wurde angenommen, allein es kamen entweder gar keine oder nur ganz allgemeine Antworten zurück. Auf diese Art hielt sie ihn lange Zeit zum Besten. Zuletzt aber, um ihrem Geliebten, dem sie Alles entdeckt hatte und der deßwegen schon öfter mit ihr in Streit gerathen und sogar eifersüchtig geworden war, zu zeigen, daß sein Argwohn gegen sie ganz ungerecht sei, und da überdies der Student sie sehr bedrängte, schickte sie ihr Mädchen zu ihm und ließ ihm sagen, daß sie noch immer keine Gelegenheit gefunden habe, seine Wünsche zu erfüllen, obgleich er sie von seiner Liebe ganz überzeugt habe, daß sie jedoch hoffe, während der Weihnachtsfeiertage, bis zu welchen es nicht mehr lange war, mit ihm zusammensein zu können; er solle daher, wenn es ihm recht sei, am zweiten Festtage Nachts in ihren Hof kommen, wo sie ihn dann so bald wie immer möglich treffen werde. Wer war vergnügter, als unser Student! Er

ging also zur bestimmten Zeit in das Haus der Dame, ließ sich von dem Mädchen in den Hof führen, darin einschließen und erwartete nun die Dame. Diese aber hatte an diesem Abend ihren Geliebten kommen lassen und erzählte demselben, nachdem sie fröhlich mit einander zu Nacht gegessen, was sie in dieser Nacht zu thun beabsichtige, indem sie hinzusetzte: „Dann kannst Du sehen, von welcher Art und wie groß die Liebe ist, die ich gegen den, auf den Du thörichter Weise so eifersüchtig geworden bist, je gehegt habe und noch hege.“ Diese Worte machten ihrem Liebhaber die größte Freude, und er war nur begierig, das, was ihm die Dame mit Worten angedeutet hatte, auch in der That ausgeführt zu sehen. Zufälliger Weise hatte es den Tag zuvor stark geschneit, und Alles war mit Schnee bedeckt; der Student hatte sich daher kaum ein wenig im Hofe verweilt, als er schon eine größere Kälte verspürte, als ihm lieb war; in der Hoffnung jedoch, dafür entschädigt zu werden, hielt er sie geduldig aus. Nach einiger Zeit sagte die Dame zu ihrem Geliebten: „Komm, wir wollen ins Wohnzimmer gehen und zum Fenster hinaussehen, was derjenige, über den Du eifersüchtig geworden bist, macht, und was er dem Dienstmädchen, das ich so eben zu ihm gesandt habe, um mit ihm zu sprechen, antworten wird.“ Sie traten nun Beide an ein Fenster, sahen hinaus, ohne selbst gesehen zu werden, und hörten, wie das Mädchen zu einem andern Fenster hinaus dem Studenten zusprach und ihm sagte: „Rinieri, meine Frau ist das betrübteste Weib, das man nur sein kann, denn es ist einer ihrer Brüder diesen Abend heraufgekommen, hat zuerst eine lange Unterredung mit ihr gehabt, wollte hernach mit ihr zu Nacht essen und ist jetzo noch nicht fortgegangen; aber ich glaube, er wird bald gehen; deßwegen hat sie noch nicht zu Dir kommen können; sie wird aber so bald als möglich kommen und läßt Dich nur bitten, Dich das Warten nicht verdrießen zu

lassen." Der Student war der Meinung, es sei dies Alles wahr, und antwortete: „Sage meiner geliebten Dame, sie möchte sich um mich keine Gedanken machen, bis sie ganz ohne Zwang zu mir kommen könne; sie möge dies aber so bald als möglich thun." Das Mädchen ging ins Haus zurück und legte sich schlafen, die Dame aber sagte nun zu ihrem Geliebten: „Nun, was meinst Du? Glaubst Du, ich würde ihn, wenn ich ihm so wohl wollte, als Du fürchtetest, in der Kälte da unten stehen und erfrieren lassen?" Nach diesen Worten ging sie mit ihrem Geliebten, der nun gänzlich zufriedengestellt war, ins Bett, und sie brachten den größten Theil der Nacht in Lust und Vergnügen zu, indem sie über den armen Studenten lachten und spotteten. Der Student ging im Hofe herum und machte sich Bewegung, um sich zu erwärmen, fand überdies nichts, wo er sich setzen konnte, sondern mußte unter freiem Himmel bleiben; er verfluchte daher das lange Verweilen des Bruders der Dame, und so oft er Etwas hörte, glaubte er, es sei seine Dame, die ihm die Thüre öffne, allein seine Hoffnung war umsonst. Als sich diese bis gegen Mitternacht mit ihrem Geliebten geletzt hatte, sagte sie: „Was denkst Du, mein Herz, von unserem Studenten? Was dünkt Dir größer, sein Verstand oder seine Liebe zu mir? Wird die Kälte, welche ich ihn jetzt ausstehen lasse, den Teufel von Eifersucht, den ich durch meine Worte in Dein Herz trieb, wieder hinaustreiben?" Der Liebhaber antwortete: „Ganz gewiß, Du Herz meiner Seele; ich sehe es zur Genüge ein, daß, wie Du mir mein einzig Gut, meine einzige Wonne, meine einzige Lust und meine einzige Hoffnung bist, so ich es auch Dir bin." Nun sagte die Dame: „So gib mir tausend Küsse, damit ich sehe, ob Du die Wahrheit sprichst." Ihr Liebhaber schloß sie deßhalb fest in die Arme und küßte sie nicht nur tausend, sondern wohl hunderttausendmal. Nachdem sie nun einige Zeit mit dergleichen

Unterhaltung zugebracht hatten, sagte die Dame: „Komm, wir wollen ein wenig aufstehen und nachsehen, ob das Feuer, von dem mein neuer Geliebter, wie er mir schrieb, den ganzen Tag verzehrt werden wollte, ein Bischen erloschen ist.“ Sie standen auf, traten an das bekannte Fensterchen, sahen in den Hof hinab und erblickten den Studenten, wie er nach dem Takte seines Zähneklapperns im Schnee einen Wirbeltanz aufführte, und zwar wegen der heftigen Kälte einen so schnellen und geflügelten, wie sie es nie zuvor gesehen hatten. Darauf sagte die Dame: „Was meinst Du, mein süßes Leben? Siehst Du nicht, daß ich die Männer ohne Trompeten- und Hörnerklang tanzen lassen kann?“ Lachend erwiederte der Liebhaber: „Ja, mein einziges Herz.“ — „Ich denke,“ meinte nun die Dame, „wir wollen einmal zur Thüre hingehen. Dort bleibst Du still stehen, während ich mit ihm rede, und dann werden wir schon hören, was er antworten wird; dies soll uns wahrhaftig keine geringere Freude machen, als wir schon an seinem Anblick gehabt haben.“ Sie öffneten ganz leise das Zimmer und gingen zur Thüre hin, wo die Dame, ohne jene nur ein wenig zu öffnen, ihm durch ein kleines Loch, das darin war, mit gedämpfter Stimme rief. Als der Student sich rufen hörte, lobte er Gott, denn er glaubte nun ganz sicherlich hineinkommen zu dürfen; er näherte sich daher der Thüre und sagte: „Hier bin ich, verehrte Frau. Oeffnet mir um Gotteswillen, denn ich sterbe vor Kälte.“ Die Dame antwortete: „Ach, ich weiß wohl, daß Du ganz erstarrt sein mußt, und die Kälte ist überdies noch weit größer, weil ein wenig Schnee liegt; doch weiß ich, daß das in Paris noch viel ärger ist. Aufmachen kann ich Dir jetzt noch nicht, denn mein verdammter Bruder, der gestern Abend hergekommen ist, um mit mir zu Nacht zu essen, ist noch nicht fortgegangen; aber er wird bald weggehen, und dann will ich unverzüglich wiederkehren, Dir zu öffnen. Ich habe mich jetzt nur

mit großer Mühe von ihm fortgeschlichen, um Dich ein wenig zu trösten, damit Dich das Warten nicht verdrieße." — „Ach, schöne Frau," sagte der Student, „ich bitte Euch um Gotteswillen, macht mir auf, damit ich drinnen wenigstens unter Dach und Fach bin, denn seither ist der allerdichteste Schnee von der Welt gefallen, und es schneit noch immer fort; innen will ich auf Euch warten, so lange es Euch gefällig ist." Die Dame erwiederte: „Ach, mein süßes Herz, ich kann wahrhaftig nicht; diese Thüre macht ein so großes Geräusch, wenn man sie öffnet, daß mein Bruder es gar leicht hören könnte, wenn ich Dir aufmachte; allein ich will hinausgehen und ihm sagen, er solle jetzt einmal fortgehen, dann werde ich sogleich zurückkehren und Dir aufmachen." Darauf erwiederte der Student: „So geht gleich, und ich bitte Euch, laßt ein tüchtiges Feuer anmachen, damit ich mich, wenn ich hineinkomme, erwärmen kann, denn ich bin so durch und durch erstarrt, daß ich kein Glied mehr fühle." — „Das kann wahrhaftig nicht sein," meinte nun die Dame, „wenn das wahr ist, was Du mir so oft geschrieben hast, nämlich, daß Du vor Liebe zu mir lichterloh brennest; jetzt weiß ich gewiß, daß Du mich nur zum Besten hattest; doch ich gehe jetzt, erwarte mich bald und sei guten Muths." Der Liebhaber, der Alles mit anhörte und die größte Freude darüber hatte, kehrte mit ihr ins Bett zurück; sie schliefen aber diese Nacht über wenig, sondern brachten sie ganz allein zu ihrem Vergnügen und mit schlechten Witzen über den Studenten zu. Der unglückselige Student, dem die Zähne so sehr klapperten, als wäre er ein Storch geworden, sah endlich wohl ein, daß man ihn nur zum Besten gehabt habe; er versuchte deßwegen öfters, die Thüre zu öffnen und sah herum, ob er nicht irgendwo einen Ausgang finden könnte. Da er jedoch keinen fand, schickte er sich mit Löwenmuth in sein Unglück, verwünschte das schlimme Wetter, die Bosheit der Dame

und die Länge der Nacht, so wie seine eigene Dummheit, und so groß war sein Zorn auf die Frau, daß die lange und heftige Liebe, welche er bisher gegen sie gehegt hatte, sich plötzlich in den heftigsten und bittersten Haß verwandelte; er machte daher großartige und vielerlei Pläne, um Mittel und Wege zur Rache ausfindig zu machen, nach der jetzt sein Verlangen weit größer war, als früher seine Begierde nach dem Besitz der Dame. So entsetzlich lang die Nacht auch war, so kam endlich doch der Tag herbei, und bereits erschien die Morgenröthe am Himmel. Deßwegen stieg das Dienstmädchen, nach der Anweisung der Dame, hinab, öffnete die Thüre und sagte, indem sie großes Mitleid heuchelte: „Der Teufel soll den holen, der gestern Abend hierher kam; meine Frau ist die ganze Nacht in Angst und Sorgen gewesen, weil sie Dich hat so erfrieren lassen müssen. Allein was ist da zu machen? Ertrage es in Geduld; denn was heute Nacht nicht hat sein können, das kann wohl ein andermal sein. Ich weiß recht gut, es hätte gar nichts auf der Welt vorkommen können, das meiner gnädigen Frau so unangenehm gewesen wäre." Der Student, der eben so klug als erbost war, wußte recht wohl, daß leere Drohungen dem Bedrohten nur Waffen in die Hand geben, verschloß den Haß, den er mit wilder Begierde hätte ausströmen lassen mögen, tief in seiner Brust und sagte mit demüthiger Stimme, ohne auch nur im geringsten seinen Zorn an den Tag zu legen: „Es ist wahr, ich hatte die schlechteste Nacht, die ich in meinem Leben gehabt habe, allein ich sehe recht wohl ein, daß die Dame keineswegs Schuld daran ist; denn sie ist ja selbst so mitleidig gegen mich gewesen, herunterzukommen, sich zu entschuldigen und mich zu trösten, und wie Du so eben gesagt hast, was diese Nacht nicht hat geschehen können, kann vielleicht ein anderes Mal geschehen; empfehle mich ihr und lebe wohl." Er ging nun, so gut er konnte, vor

Kälte ganz zusammengeschrumpft, nach Hause. Dort warf er sich todesmüde und schläferig ins Bett und schlief, bis er an Armen und Beinen wie gelähmt wieder erwachte. Er ließ daher einen Arzt kommen, sagte ihm, wie sehr er sich erkältet habe und bat ihn, seine Gesundheit wieder herzustellen. Die Aerzte sprangen ihm zwar so kräftig und so schnell als möglich mit ihren Heilmitteln bei, allein nur erst nach einer geraumen Zeit konnten sie seine geschwächten Nerven so weit wieder herstellen, daß sie sich wieder ausdehnten, und wenn er nicht so jung gewesen und warmes Wetter dazu geholfen hätte, so würde er noch weit mehr auszustehen gehabt haben. Als er jedoch wieder gesund und frisch war, hielt er seinen Haß tief verborgen und that, als wäre er mehr als je in seine Wittwe verliebt. Auch wollte es nach einiger Zeit ein glücklicher Zufall, daß dem Studenten die Gelegenheit wurde, seinen heftigen Wunsch zum Ziele zu führen. Der junge Mann nämlich, den die Wittwe so sehr liebte, verliebte sich, ohne sich um die Zärtlichkeit, welche jene gegen ihn hegte, weiter zu bekümmern, in eine andere Dame, und da er weder in Worten noch in der That mehr ihr zu Gefallen lebte, so verzehrte sie sich in Gram und Thränen. Ihr Dienstmädchen, das großes Mitleid mit ihr hatte, wußte nicht, wie es den Kummer seiner gnädigen Frau über den verlorenen Geliebten heben sollte und kam, als es den Studenten nach dessen gewohnter Weise Fensterparade machen sah, auf einen tollen Gedanken: Es sollte nämlich der Geliebte der Dame durch irgend ein schwarzkünstlerisches Mittel zu seiner frühern Liebe zurückgebracht werden. Dies eröffnete sie ihrer Frau mit dem Beifügen, daß der Student ein großer Meister in dergleichen sein sollte. Die Dame war thöricht genug, den Worten ihres Dienstmädchens Glauben zu schenken, ohne daran zu denken, daß der Student, wenn er die Schwarzkunst verstände, sie für sich selbst angewendet haben würde,

und befahl dem Mädchen, sogleich von Jenem in Erfahrung zu bringen, ob er es thun wolle, und ihm zugleich auf's Bestimmteste zu versprechen, daß sie zum Dank Alles thun würde, was er von ihr wolle. Das Dienstmädchen richtete die Botschaft gut und sorgfältig aus. Als das der Student hörte, sagte er hocherfreut zu sich selbst: „Gott sei gelobt, jetzt ist endlich die Zeit gekommen, wo ich mich mit Gottes Hülfe an dem schlechten Weibe für die Beleidigung, die mir zum Lohne meiner großen Liebe gegen sie angethan wurde, rächen kann." Er sagte daher zu dem Mädchen: „Richte meiner geliebten Dame nur aus, sie solle sich hierüber keine Sorgen machen; denn wenn auch ihr Geliebter in Indien wäre, so würde ich ihn doch sogleich herbei beschwören und er müßte sie um Verzeihung bitten, daß er etwas gegen ihre Wünsche gethan habe. Allein wie sie sich hierbei zu verhalten hat, das will ich ihr selbst sagen, wann und wo es ihr gefällt. Dies sage ihr und grüße sie von mir." Das Dienstmädchen richtete die Antwort aus, und es ward nun ausgemacht, bei St. Lucia von Pietro zusammenzukommen. Dorthin kam die Dame mit dem Studenten, und als sie sich allein mit einander befanden, unterrichtete sie ihn, ohne mehr daran zu denken, daß sie ihn fast dem Tode nahe gebracht hatte, von ihrer ganzen Lage, sowie von ihren Wünschen, und bat ihn, ihr das Leben wieder zu geben. Darauf sagte der Student: „Gnädige Frau, unter Anderem, was ich zu Paris erlernt, war auch die Schwarzkunst, und ich weiß ganz sicher, was an derselben ist; allein weil der, welcher sie ausübt, den größten Zorn Gottes auf sich ladet, so hatte ich geschworen, weder für mich noch für einen Andern Gebrauch davon zu machen; die Liebe jedoch, welche ich zu Euch hege, ist so groß, daß ich nicht weiß, wie ich Euch irgend etwas, das Ihr von mir verlangtet, abschlagen könnte; ja sogar, wenn ich wegen dieses einzigen Males gleich zum

Teufel fahren müßte, so bin ich doch dazu bereit, wenn Ihr es so haben wollt. Ich gebe Euch nur zu bedenken, daß die Sache viel schwieriger, als Ihr es Euch vielleicht denkt, auszuführen ist, absonderlich dann, wenn eine Frau einen Mann, oder ein Mann eine Frau zur alten Liebe zurückführen will; denn das geht auf keine andere Weise, als wenn der, den es betrifft, in eigener Person gegenwärtig ist, und überdies muß der, der es ausführen will, festen Muthes sein, weil man die Sache nur bei Nacht und an einsamen Orten, ohne alle Begleitung vornehmen kann. So weiß ich nun nicht, ob Ihr fähig und bereit seid, Alles dies zu thun." Hierauf erwiederte die Dame, die mehr verliebt als klug war: „Die Liebe ist ein so heftiger Sporn in mir, daß es nichts auf der Welt gibt, was ich nicht vollführen wollte, um den wieder zu bekommen, der mich so böslich verlassen; vor allen Dingen sage mir, wenn es Dir recht ist, worin ich besonders festen Muthes sein muß." Der Student, dem der Fuchs aus den Augen sah, sagte: „Gnädige Frau, ich muß von dem, welchen Ihr wieder zu erlangen wünscht, ein zinnernes Bildniß machen; sobald ich Euch dieses zugeschickt haben werde, müßt Ihr bei abnehmendem Monde ganz allein, gegen die Zeit des ersten Schlafes hin, in lebendigem Wasser Euch mit demselben nackt baden und sodann ebenfalls nackt auf einen Baum oder auf irgend ein verlassenes Haus steigen, und sodann gegen Norden gekehrt, mit dem Bildniß in der Hand gewisse Worte hersagen, die ich Euch aufschreiben werde. Sobald Ihr dies gethan habt, werden Euch zwei Jungfrauen erscheinen, schöner als Ihr je welche sahet; sie werden Euch grüßen und freundlich fragen, was Ihr gerne haben möchtet. Diesen müßt Ihr dann Eure Wünsche gut und ausführlich angeben und Euch wohl hüten, nie einen Namen falsch auszusprechen; ist dies geschehen, so werden sie fortgehen und Ihr könnt dann an den Ort herabsteigen, wo Ihr Eure

Kleider gelassen habt, Euch ankleiden und nach Hause kehren. Ich versichere Euch, die folgende Nacht wird kaum zur Hälfte vorüber sein, so muß Euer Geliebter voll Reue zu Euch zurückkehren und Euch um Gnade und Verzeihung anflehen, und von dieser Stunde an, müßt Ihr wissen, wird er Euch niemals mehr wegen einer Andern verlassen."

Diesen Worten schenkte die Dame vollen Glauben; sie meinte schon ihren Geliebten wieder in den Armen zu haben, wurde ganz fröhlich und sagte: „Zweifle keineswegs daran, daß ich das Alles ganz vortrefflich ausführen werde, denn ich habe die beste Gelegenheit von der Welt dazu. Ich besitze nämlich im oberen Arnothale ein kleines Gut, das ganz nahe am Ufer des Flusses liegt, und da es jetzt gerade mitten im Juli ist, so wird es ganz angenehm zum Baden sein. Auch erinnere ich mich, daß nicht weit vom Flusse ein kleiner Thurm steht, der ganz unbewohnt ist, wenn nicht hie und da ein Hirte auf der Treppe von Castanienholz, die sich daran befindet, hinaufsteigt, um auf dem oberen Boden sich nach seiner verirrten Heerde umzusehen. Das ist ein ganz einsamer und abgelegener Ort; da will ich hinaufsteigen und glaube hier am besten das, was Du mir aufgetragen hast, vollführen zu können." Der Student, der den Ort und das Thürmchen ganz genau kannte, war erfreut, seine List gelungen zu sehen und sagte: „Edle Frau, ich war niemals in dieser Gegend und deßwegen weiß ich weder etwas von Eurem Gute noch von dem Thürmchen; allein, wenn es so ist, wie Ihr sagt, so könnte es sich gar nicht besser treffen. Sobald es daher Zeit ist, werde ich Euch das Bildniß und den Zauberspruch senden, aber ich bitte Euch gar sehr, wenn Ihr Euern Wunsch erreicht, und eingesehen haben werdet, wie gut ich Euch diente, so erinnert Euch an mich und haltet Euer Versprechen." Die Dame erwiederte, daß sie das ganz sicherlich thun werde, nahm von ihm Ab-

schied und ging nach Hause zurück. Der Student war froh, daß sein Vorhaben so guten Fortgang zu haben schien, machte ein Bildniß mit allen möglichen Zauberzeichen, schrieb dazu eine Narrenspoſſe als Zauberformel auf, schickte beides, als es ihm Zeit zu sein schien, der Dame und ließ ihr sagen, daß sie die folgende Nacht unverzüglich Alles das, was er ihr aufgetragen habe, ausführen müsse; darauf begab er sich heimlich mit seinem Bedienten in das Haus eines Freundes, das ganz nahe am Thürmchen lag, um Alles, was er vor hatte, zu Ende bringen zu können. Andererseits machte sich die Dame mit ihrem Kammermädchen auf den Weg und begab sich auf ihr Landgütchen; sobald es Nacht wurde, that sie, als ob sie ins Bett gehen wollte, und hieß ihr Mädchen sich schlafen legen; gegen den ersten Schlaf hin verließ sie leise das Haus und ging am Ufer des Arno ganz nahe bis zum Thürmchen hin; nachdem sie sich hierauf oftmals umgesehen hatte und nichts sah und hörte, zog sie sich aus, verbarg ihre Kleider unter einem Busche, badete sich siebenmal mit dem Bildniß und ging sodann mit demselben in der Hand gegen das Thürmchen zu. Der Student hatte sich schon bei Anbruch der Nacht mit seinem Bedienten unter Weiden und anderen Bäumen in der Nähe des Thürmchens versteckt und Alles mit angesehen; als er sie nun ganz nahe bei sich nackt vorbei gehen sah und bemerkte, wie ihr Körper so weiß war, daß er sogar durch die finstere Nacht schimmerte, als er ferner die Brust und die andern Theile ihres Körpers betrachtete und bei sich dachte, was aus ihrer Schönheit in kurzer Zeit werden sollte, so fühlte er einiges Mitleid mit ihr; andererseits regte sich der alte Adam in ihm, hob das, was bis jetzt hinabgehangen hatte, schnellend in die Höhe und trieb ihn an, aus seinem Verstecke hervorzubrechen, auf sie zuzugehen, sie zu ergreifen und sein Gelüste zu stillen. Schon war er nahe daran, dem einen oder dem andern An-

triebe zu unterliegen, da erinnerte er sich plötzlich wieder daran, wer er sei und warum und von wem er jene Beleidigung empfangen habe, und so erwachte der Zorn von Neuem in ihm und vertrieb das Mitleid und die Fleischeslust, so daß er fest bei seinem Vorsatze blieb und sie vorbei gehen ließ. Die Dame stieg auf den Thurm hinauf und fing gegen Norden gekehrt an, die Worte, welche ihr der Student aufgeschrieben hatte, herzusagen. Dieser trat ganz nahe und still an den kleinen Thurm heran, zog langsam die Leiter hinweg, welche auf den Boden, wo die Dame war, hinaufführte, und wartete nun, was sie thun und sagen würde. Nachdem die Dame ihr Zaubergebet siebenmal hergesagt hatte, harrte sie der zwei Jungfrauen, mußte aber so lange warten, bis sie die Sonne aufgehen sah, während sie noch überdies mehr von der Kälte zu leiden hatte, als sie gewünscht hätte. Sehr betrübt darüber, daß es nicht so gekommen sei, wie es ihr der Student gesagt hatte, sprach sie zu sich selbst: „Ich fürchte fast, er wollte mir eine ähnliche Nacht bereiten, wie ich ihm eine gemacht habe; allein wenn er mir deßwegen dies angethan hat, so versteht er sich schlecht auf die Rache, denn diese Nacht ist wohl um ein Dritttheil kürzer als die seinige war, und überdies ist die Kälte eine ganz andere, als damals." Damit sie nun der helle Tag hier nicht überrasche, wollte sie vom Thurme herabsteigen, fand aber, daß die Leiter nicht mehr da sei. Nun war es ihr, als ob die ganze Welt unter ihren Füßen zusammenstürzte, aller Muth verließ sie, und erschöpft sank sie auf den Boden des Thurmes nieder. Kaum war sie wieder zu sich selbst gekommen, so fing sie erbärmlich an zu weinen und zu wehklagen und sah nun wohl ein, daß das ein Werk des Studenten sein müsse; sie machte sich daher die heftigsten Vorwürfe, ihn beleidigt und ihm, den sie doch mit Recht für ihren Feind halten mußte, nachher zu viel getraut zu haben. In dieser Lage blieb sie eine

geraume Zeit; dann warf sie ihre Blicke umher, ob sie nicht auf eine andere Mauer hinab kommen könnte; da aber Alles fruchtlos blieb, begann sie ihr Wehklagen von Neuem, machte sich viele herbe Gedanken und sagte zu sich selbst: „O du Unglückselige, was werden deine Brüder, deine Verwandten und deine Nachbarn, was wird ganz Florenz sagen, wenn man erfährt, daß man dich hier nackt gefunden hat? Dein Ruf, der bisher so hoch stand, wird auf einmal ein schlechter werden, und wenn du auch einige Entschuldigungslügen ausfindig machen könntest, so würde es dich nur wenig helfen, denn der verdammte Student, der alle deine Handlungen kennt, würde das Lügengewebe schon aufdecken. Ach du Unselige, die du auf einen Schlag den mit Unrecht geliebten Jüngling und deine Ehre verloren hast!" Darüber erfaßte sie ein so großer Schmerz, daß sie nahe daran war, sich vom Thurme herabzustürzen. Indessen war die Sonne aufgegangen, und da sie sich einer Seite der Mauer des Thurmes mehr genähert hatte, um zu sehen, ob sich nicht ein Hirtenknabe mit seiner Viehheerde erblicken lasse, den sie nach ihrem Mädchen schicken könnte, sah sie der Student, der unter einem Gebüsche eingeschlafen und nun aufgewacht war, so wie umgekehrt auch sie ihn erblickte. Darauf sagte der Student: „Guten Morgen, schöne Frau, sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?" Als die Dame ihn reden hörte, fing sie von Neuem an heftig zu weinen und bat ihn, er möchte doch zum Thurme herkommen, damit sie mit ihm sprechen könnte. Der Student war artig genug, dies sogleich zu thun. Die Dame legte sich nun mit dem Bauche auf den Boden hin, streckte bloß den Kopf über den Rand hinaus und sagte mit Thränen im Auge: „Rinieri, wahrhaftig, wenn ich Dir eine schlechte Nacht bereitet habe, so hast Du Dich vollständig an mir gerächt, denn ob es gleich gegenwärtig Juli ist, so glaubte ich doch, da ich ganz nackt bin, diese Nacht er-

frieren zu müssen, und so sehr habe ich den Betrug, den ich Dir spielte, und meine Thorheit, mit der ich Dir Glauben schenkte, beweint, daß es ein Wunder ist, wie mir die Augen nur noch im Kopfe geblieben sind. Deßwegen bitte ich Dich, nicht aus Liebe zu mir, die Du nicht mehr lieben kannst, sondern aus Liebe zu Dir, weil Du ein gebildeter Mann bist, treibe die Rache für das Unrecht, das ich Dir angethan habe, nicht weiter, und laß es bei dem, was Du mir bis jetzt gethan hast, bewenden, laß mir daher meine Kleider geben, damit ich heruntersteigen kann, und wolle mir nicht das entreißen, was Du mir auch mit dem besten Willen nicht wiedergeben könntest, nämlich meinen guten Ruf. Habe ich Dich auch um jene Nacht, die Du mit mir zubringen wolltest, gebracht, so kann ich Dir, wann und wie es Dir gefällig ist, viele statt dieser einzigen gewähren. Laß Dir daher das Bisherige genügen und sei wie ein starker Mann zufrieden damit, daß es in Deiner Macht stand, Dich zu rächen, und daß Du mich dies hast fühlen lassen; wolle aber nicht Deine ganze Kraft gegen ein Weib anwenden. Für den Adler ist es kein Ruhm, eine Taube überwunden zu haben; ich beschwöre Dich daher bei der Liebe Gottes und bei Deiner Ehre, habe Mitleiden mit mir." Der Student rief sich stolzen Sinnes die Beleidigung, die er von ihr empfangen hatte, ins Gedächtniß zurück, und da er sie so wehklagen und bitten hörte, so empfand er zugleich Freude und Verdruß: Freude über seine gelungene Rache, nach der er mehr als nach irgend etwas gedürstet hatte, Verdruß aber, weil sein Gefühl ihn zum Mitleiden mit der Unglücklichen trieb. Allein das Mitleid war nicht stark genug, seinen Rachedurst zu besiegen, und er antwortete daher: „Dame Helena, wenn meine Bitten, die ich freilich weder mit Thränen zu netzen noch so honigsüß, wie Du jetzt die Deinigen, vortragen konnte, nur die Wirkung gehabt hätten, daß ich in jener Nacht, in welcher ich in Deinem

mit Schnee angefüllten Hofe fast vor Kälte starb, nur ein wenig von Dir unter Dach und Fach gebracht worden wäre, so würde ich es jetzt gar nicht schwer nehmen, Deine Bitten zu erhören; wenn es Dir aber jetzt mehr als früher um Deine Ehre zu thun ist, und wenn es Dich so große Ueberwindung kostet, hier oben nackt zu verweilen, so richte Deine Bitten an den, in dessen Armen Du Dich in jener bewußten Nacht nicht schämtest, nackt zu liegen, während Du wohl wußtest, wie ich zähneklappernd im Schnee in Deinem Hofe umherlief; von ihm laß Dir helfen; er soll Dir Deine Kleider wieder bringen, er die Leiter hertragen, auf der Du herabsteigen könntest; von ihm verlange, daß er Rücksicht auf Deinen guten Ruf nehme, den Du damals und jetzt und tausend andere Mal ihm zu Liebe, ohne Dich zu bedenken, auf das Spiel gesetzt hast. Was rufst Du ihm nicht, daß er Dir zu Hülfe komme? Wem käme dies mehr zu, als ihm? Du bist ja die Seinige, und um was wohl könnte er sich kümmern, wem könnte er zu helfen suchen, wenn er sich nicht um Dich kümmert und Dir hilft? Rufe ihm doch, Du Thörin, und versuche es einmal, ob die Liebe, die Du zu ihm hegst, ob Dein und sein Witz zusammen Dich von meiner Albernheit befreien können, die Dir ja so groß schien, daß Du ihn, als Du Dich damals mit ihm vergnügtest, fragtest, was ihm größer scheine, meine Thorheit oder meine Liebe, die ich gegen Dich hege. Jetzt freilich wärest Du artig genug, mir das zu gewähren, was ich nicht mehr von Dir verlange, und Du könntest mir es nicht abschlagen, wenn ich es verlangte; allein spare nur Deinem Geliebten Deine Nächte auf, wenn Du je noch lebendig von hier fortkommen solltest! Dir und ihm gehören sie. Ich hatte an einer zu viel und es genügt mir, einmal verspottet worden zu sein. Jetzt, während Du alle List und Gewandtheit der Rede aufbietest, möchtest Du gerne durch Lobeserhebungen mein Wohlwollen erwerben; Du nennst

mich einen edlen und starken Mann, und bemühst Dich, es mit List dahin zu bringen, daß ich aus Großmuth Dir die Strafe für Deine Schlechtigkeit erlasse; allein Deine Schmeicheleien sollen das Auge meines Verstandes jetzt nicht mehr umnebeln, wie es Deine treulosen Versprechungen gethan haben. Ich kenne mich recht gut und weiß ganz gewiß, daß ich während meines ganzen Aufenthalts in Paris durch eigenen Fleiß nicht so viel gelernt habe, als Du mich in einer einzigen Nacht gelehrt hast. Allein gesetzt auch, ich hätte die Großmuth, die Du verlangst, so gehörst Du nicht unter diejenigen, bei denen sie gut angebracht wäre. Bei wilden Thieren, wie Du eines bist, endigt Strafe so wie Rache immer nur mit dem Tode, während man bei Menschen sich mit dem, was Du angegeben hast, begnügen kann. Wie ich daher kein Adler bin, so weiß ich auch, daß Du keine Taube, sondern eine giftige Schlange bist, und werde Dich deßwegen als meinen eingefleischten Feind mit allem Haß und aller Kraft verfolgen, obgleich ich das, was ich Dir anthue, nicht eigentlich Rache, sondern viel eher Züchtigung nennen muß, insofern die Rache immer die Beleidigung übersteigen muß, was mir nie gelingen kann; denn wenn ich mich rächen wollte, so könnte es mir in Anbetracht der Gefahr, welcher Du mein Leben aussetztest, nicht genügen, wenn ich Dir und hundert Andern Deinesgleichen das Leben nähme, weil ich immer nur ein gemeines, schlechtes, elendes Weibsbild tödten würde, wenn ich Dir Dein Bischen Schönheit wegnähme, die ohnehin in wenig Jahren durch Runzeln verunstaltet sein wird; was zum Teufel bist Du denn mehr, als irgend ein anderes armseliges Mädchen? Und doch hättest Du fast einen starken Mann, wie Du selbst mich so eben genannt hast, sterben lassen, einen Mann, dessen Leben in einem Tag der Welt viel nützlicher sein kann, als hundert Deinesgleichen es sein können, so lange die Welt steht. Deßwegen will ich Dir durch die

Qual, welche Du jetzt ausstehst, die Lehre geben, was es heißt, mit Männern zu spotten, die nur etwas Verstand im Kopfe haben, was es heißt, mit Studenten seinen Spott zu treiben; ich will dafür sorgen, daß Du nie mehr in eine ähnliche Thorheit verfällst, wenn Du je davon kommst. Wenn Du jedoch so große Sehnsucht hast, herabzukommen, warum stürzest Du Dich denn nicht herab? Denn brichst Du Dir mit Gottes Hülfe den Hals, so bist Du auf einmal aller Qual, die Dir jetzt wird, los, und machst mich zugleich zum vergnügtesten Menschen von der Welt. Ich schweige jetzt. Habe ich es dahin zu bringen gewußt, daß Du da hinaufstiegst, so bringe Du es jetzt auch mit Deinem Verstande dahin, daß Du so gut herabsteigen kannst, als Du früher meiner zu spotten wußtest."

Während der Student also sprach, weinte die arme Dame fortwährend; die Zeit ging herum und die Sonne stand schon sehr hoch. Sobald sie jedoch sah, daß er stille schwieg, sagte sie: „Ach, Du grausamer Mann, wenn Dir auch jene verwünschte Nacht so drückend war und mein Vergehen so schwer vorkommt, daß Dich weder meine jugendliche Schönheit, noch meine bittern Thränen, noch die demüthigsten Bitten zum Mitleid bewegen können, so möge doch der einzige Umstand, daß ich mich von Neuem Dir anvertraute und mein ganzes Geheimniß Dir offenbarte, Deinen Sinn rühren und Deine harte Strenge etwas mildern. Habe ich Dir doch nur hierdurch Gelegenheit gegeben, Deine heftige Begierde, mich mein Vergehen beweinen lassen zu können, zu stillen, denn das ist doch eine ausgemachte Sache, daß Du, wenn ich mich Dir nicht anvertraut hätte, keine Gelegenheit gefunden hättest, Dich an mir zu rächen, wonach Du doch, wie Du jetzt zeigst, ein so brennendes Verlangen hattest. O laß Deinen Zorn fahren und verzeihe mir jetzt. Wenn Du mir verzeihen und mich von hier herabsteigen lassen willst, so bin ich ja gerne erbötig, den ungetreuen Jüngling für immer

zu verlassen und Dich allein als Geliebten und Herrn anzuerkennen, so sehr Du auch meine Schönheit tadelst und sie für vergänglich und von geringem Werthe erklärst; mag an ihr, im Vergleich mit andern Schönheiten, auch sein, was da wolle, so weiß ich doch, daß sie, wenn sie auch sonst ganz werthlos ist, dennoch den Werth hat, dem jüngern Theile der Männer, und Du gehörst doch auch nicht unter die Alten, zur Lust, Kurzweil und zum Vergnügen zu dienen; deßwegen kann ich, so grausam ich auch von Dir behandelt worden bin, nicht glauben, es sei Dir damit Ernst, ich solle mir einen so ehrlosen Tod geben, als der wäre, wenn ich mich hier vor Deinen Augen in der Verzweiflung hinabstürzte, da ich Dir doch einmal, wenn Du nicht damals auch ein Lügner warst, wie Du jetzt einer geworden bist, sehr gefallen habe. Um Gotteswillen, aus Mitleid erbarme Dich meiner. Die Sonne fängt an immer heißer zu werden, und wie ich diese Nacht unter allzugroßer Kälte litt, so macht mir jetzt schon die Hitze die größten Beschwerden." Hierauf erwiederte der Student, der sein Vergnügen daran fand, sie mit Worten hinzuhalten: „Nicht aus Liebe zu mir hast Du mir Dein Vertrauen geschenkt, sondern um den, welchen Du verloren hattest, wieder zu erlangen; dies ist offenbar kein Verdienst, sondern vermehrt eher Deine Schuld; auch bist Du sehr im Irrthum, wenn Du glaubst, auf diesem Wege allein habe ich zu der von mir gewünschten Rache gelangen können. Ich hatte noch hundert andere Wege, und bereits hatte ich Dir damit, daß ich Dir vorspiegelte, ich liebe Dich, tausend Schlingen gelegt; gewiß wäre es nicht lange angestanden, so hättest Du nothwendig, wenn die Sachen nicht so gekommen wären, wie sie gekommen sind, in die eine oder die andere Falle gerathen müssen, und es gab keine, die Dir nicht noch härtere Strafe und Buße auferlegt hätte, als Du jetzt duldest; diese Gelegenheit ergriff ich jedoch keineswegs, um

Dich gelinder wegkommen zu lassen, sondern nur um desto eher zum fröhlichen Ziele zu gelangen. Wenn aber auch alle meine Plane fehlgeschlagen hätten, so wäre mir doch meine Feder geblieben, mit der ich solche Dinge über Dich geschrieben hätte, daß Du, wenn Du sie wieder erfuhrst, tausendmal den Tag verwünscht hättest, an dem Du geboren wurdest. Die Gewalt der Feder ist viel größer, als diejenigen glauben, welche noch nichts davon erfahren haben. Ich schwöre es bei Gott, der mich jetzt die Rache, die ich an Dir nehme, ebenso glücklich beendigen lassen möge, als ich sie begonnen habe, — ich schwöre, sage ich, ich hätte Geschichten von Dir erzählt, die Dich Dir selbst verachtungswerther als alle andern Menschen hingestellt hätten, und Du hättest Dir, um Dich nur selbst nicht mehr sehen zu müssen, eigenhändig die Augen ausgerissen; darum betrachte die jetzige Strafe mehr wie einen Tropfen Wassers, der ins Meer fällt. Die Liebe zu Dir, oder der Wunsch, daß Du die Meinige seiest, macht mir jetzt, wie ich Dir schon gesagt habe, keine Bekümmerniß mehr. Gehöre Du immerhin demjenigen an, dem Du angehört hast, wenn es Dir möglich ist, denn wie ich ihn einst haßte, so liebe ich ihn jetzt, wenn ich bedenke, wie er gegen Dich gehandelt hat. Frauen Deines Schlages suchen und begehren die Liebe junger Männer, weil diese in euern Augen ein frischeres Fleisch und einen schwärzeren Bart haben, weil sie aufrecht einhergehen und gut zu tanzen und zu fechten wissen; das Alles aber könnten diejenigen auch, welche schon etwas älter sind und das bereits wissen, was jene erst lernen müssen. Ueberdies glaubt ihr, das seien bessere Reiter, die ihre Tagereise schneller zurücklegen, als die Männer reiferen Alters. Gerne gestehe ich es zu, daß jene auch mit größerer Kraft den Pelz auszuklopfen wissen, aber die älteren Männer haben mehr Erfahrung und finden den Ort besser, wo der Floh sitzt, und es ist doch weit

mehr werth, Weniges mit Geschmack, als Vieles ohne Geschmack zu haben; auch macht ein starker Trab Jeden, und wäre er auch noch so jung, bald faul und lahm, während ein bedächtiger Gang, wenn er auch etwas langsamer zur Herberge führt, doch mit Ruhe und Sicherheit uns hinbringt. Gleich unvernünftigen Thieren seht ihr nicht ein, wie viel Elend unter einem solchen Bischen hübscher Larve verborgen ist; junge Männer sind mit Einer nie zufrieden, sondern so Viele sie sehen, so Viele wollen sie auch haben, und Keine schlagen sie aus; deßwegen kann auch ihre Liebe nie von Bestand sein, wovon Du jetzt selbst den lebendigsten Beweis hast. Sie glauben von ihren Damen verehrt und geliebkost werden zu müssen, und kennen keine größere Ehre, als sich derer, die sie schon gehabt haben, zu rühmen; dieses Uebelstandes wegen haben sich auch schon Viele den Mönchen hingegeben, weil diese nichts wieder ausschwatzen. Wenn Du sagst, daß außer Deinem Dienstmädchen und mir Niemand etwas um Dein Liebesverhältniß wisse, so bist Du ganz falsch unterrichtet, und bist, wenn Du solchen Glauben hegst, in großem Irrthum, denn wie in der Deinigen, so ist auch in seiner Umgebung von nichts Anderem die Rede; allein meistentheils ist derjenige, den die Sache angeht, auch der Letzte, dem sie zu Ohren kommt. Die jungen Männer nehmen euch, was ihr habt, während die älteren euch geben. Was nun Dich mit Deiner schlechten Wahl betrifft, so bleibe das Eigenthum dessen, dem Du Dich hingegeben hast, mich aber, den Du verachtetest, lasse einer Andern; denn ich habe eine Dame gefunden, die weit mehr werth ist, als Du, und die mich von einer besseren Seite kennt, als Du je thatest. Damit Du aber über den Gegenstand, nach dem meine Augen begehren, eine bessere Ueberzeugung in die andere Welt mit hinübernimmst, als Du vielleicht jetzt aus meinen Worten schöpfest, so stürze Dich nur gleich vom Thurme herab, und dann wird Dein Geist,

den, wie ich glaube, der Teufel schon in den Klauen hält, sehen können, ob meine Augen bestürzt darüber sind oder nicht, wenn sie Dich kopfüber da herabfallen sehen. Da es mir jedoch scheint, Du werdest mir ein solches Vergnügen nicht bereiten wollen, so sage ich Dir nur: Wenn Dich die Sonne zu brennen anfängt, so erinnere Dich an die Kälte, die Du mich ausstehen ließest; willst Du diese mit der jetzigen Hitze vermengen, so wird es ohne Zweifel eine ganz temperirte Luft geben." Als die trostlose Dame sah, welch' grausames Schicksal ihr der Student nach seinen Worten zu bereiten beabsichtige, so fing sie von Neuem zu weinen an und sagte: „Kann Dich auch nichts zum Mitleiden gegen mich bewegen, ach, so laß Dich doch die Liebe erweichen, die Du gegen jene Dame hegst, welche Du, wie Du sagst, viel weiser als mich gefunden hast, und von welcher Du wieder geliebt zu werden behauptest; verzeihe mir aus Liebe zu ihr, gib mir meine Kleider zurück, daß ich mich anziehen kann, und laß mich herunter steigen." Darüber fing der Student an zu lachen, und da er sah, daß die dritte Stunde schon eine gute Weile vorbei sei, so antwortete er: „Wohlan, da Du mich bei meiner Dame beschworen hast, so kann ich nicht nein sagen; sage mir, wo Deine Kleider sind, so will ich sie holen und Dich heruntersteigen lassen." Die Dame glaubte dies, beruhigte sich deßwegen ein wenig und zeigte ihm den Ort, wo sie ihre Kleider hingelegt hatte. Der Student ging nun vom Thurme weg, befahl aber seinem Bedienten, nicht wegzugehen, sondern in der Nähe zu bleiben und so viel als möglich Acht zu geben, daß Niemand hineingehe, bis er wieder zurückgekehrt sei. Nachdem er dies gesagt hatte, ging er in die Wohnung seines Freundes, aß dort mit der größten Bequemlichkeit zu Mittag und legte sich dann, sobald es ihm gelegen war, schlafen. Die Dame, die auf dem Thurme zurückbleiben mußte, und, obgleich durch eitle Hoffnung etwas gestärkt, doch über alle

Maßen betrübt war, setzte sich nieder, indem sie sich auf die Seite machte, wo noch etwas Schatten war, und harrte, von den bittersten Gedanken gequält, des Studenten; und indem sie sich so ihren Gedanken hingab und bald weinte, bald an der Rückkehr des Studenten mit den Kleidern verzweifelte und von einem Gedanken auf den andern übersprang, schlief sie, vom Schmerze überwältigt, und weil sie die Nacht über nicht geschlafen hatte, ein. Die Sonne, die, da es schon Mittag war, glühend heiß brannte, und der sie ganz und gar ausgesetzt war, traf ihren zarten und feinen Leib, sowie ihren Kopf, der ebenfalls ganz unbedeckt war, so heftig, daß sie nicht allein alles Fleisch, worauf sie schien, gänzlich verbrannte, sondern daß dieses auch im eigentlichen Sinne des Wortes aufsprang; und so stark war der Brand, daß sie, die ganz fest schlief, nothwendig davon aufwachen mußte. Sie glaubte, ihr Fleisch siede, und bei der geringsten Bewegung kam es ihr vor, als ob die ganze Haut sich öffne und aufspringe, so wie es bei verbranntem Pergament, wenn man daran zieht, der Fall ist. Ueberdies schmerzte sie der Kopf so sehr, daß sie glaubte, er verspringe ihr, was auch kein Wunder war, denn der Boden des Thurmes war so glühend heiß, daß sie weder mit ihren Füßen, noch sonst ein Plätzchen finden konnte, wo sie es hätte aushalten können. Sie bewegte sich daher bald da, bald dorthin, ohne einen Augenblick Ruhe zu haben; dazu kam noch, daß, da auch nicht das geringste Lüftchen ging, Fliegen und Bremsen, die in außerordentlicher Menge da waren, sich auf ihr offenes Fleisch setzten und sie so heftig stachen, daß ihr jeder Stich ein Dolchstich zu sein schien; sie mußte daher beständig mit den Händen herumfahren, während sie sich, ihr Leben, ihren Liebhaber und den Studenten verfluchte. So von unausstehlicher Hitze, von der Sonne, von den Fliegen und Bremsen, überdies noch von Hunger und noch weit mehr von Durst und zum

Ueberfluß noch von tausend quälenden Gedanken gepeinigt, gemartert und durchbohrt, erhob sie sich auf ihre Füße und schaute herum, ob sich nicht Jemand sehen oder hören lasse, fest entschlossen, es möge auch daraus entstehen, was da wolle, zu rufen und um Hülfe zu bitten. Allein auch diese Aussicht hatte ihr das unerbittliche Schicksal geraubt. Die Arbeiter waren alle wegen der Hitze vom Felde heimgekehrt, und ohnedies war fast keiner zur Arbeit gegangen, da alle neben ihren Wohnungen mit dem Korndreschen beschäftigt waren. So hörte sie nichts als die Grasmücken, und sah nichts als den Arno, dessen Anblick jedoch, da er ihr Verlangen nach seinem kühlen Wasser weckte, ihr den Durst nicht stillte, sondern nur vergrößerte. Auch die Gebüsche und schattigen Plätze und Häuser, welche sie sah, dienten ihr durch die Sehnsucht, die sie in ihr erweckten, nur zu neuer Qual. Was soll ich von der unglückseligen Frau noch weiter sagen? Die Sonne von oben herab, die Hitze des Bodens von unten herauf und die Stiche der Fliegen und Bremsen von der Seite hatten sie so zugerichtet, daß sie, deren glänzend weiße Haut noch die Nacht zuvor die Finsterniß besiegt hatte, nunmehr roth wie ein gesottener Krebs und ganz blutrünstig, Jedermann als das häßlichste Geschöpf von der Welt erschienen wäre. So blieb sie ohne Hoffnung, ohne Aussicht, eher den Tod als etwas Anderes erwartend; indessen war der Mittag fast vergangen, und der Student, der sich, nachdem er ausgeschlafen hatte, seiner Dame wieder erinnerte, ging zum Thurme hin, um zu sehen, was sie mache, und schickte seinen Diener, der noch nüchtern war, fort, um zu Mittag zu essen. Da dies die Dame hörte, kam sie, so schwach sie auch und so sehr sie von tiefem Schmerze darniedergedrückt war, an das Gitter, setzte sich nieder und sagte weinend: „Rinieri, Deine Rache war grenzenlos; denn wenn ich Dich eine Nacht hindurch in meinem Hofe frieren ließ, so hast Du mich einen Tag lang

hier auf diesem Thurme rösten, ja verbrennen und überdies vor Hunger und Durst sterben lassen. Darum bitte ich Dich beim allmächtigen Gott, steige herauf, und weil ich es nicht selbst über's Herz zu bringen vermag, mir den Tod zu geben, so gib ihn Du mir; denn ich verlange nach ihm, mehr als nach irgend etwas Anderem, so groß und so heftig sind die Qualen, die ich erduldet; wenn Du mir aber diese Gunst nicht erzeigen willst, so laß mir wenigstens einen Becher mit Wasser reichen, meinen Gaumen zu netzen; meine Thränen reichen nicht hin, denn die Trockenheit und Hitze, die ich darinnen verspüre, ist allzugroß." Wohl erkannte der Student aus ihrer Stimme, wie schwach sie sei; auch sah er theilweise, wie ihr Körper ganz von der Sonne verbrannt war; deßwegen, und weil sie ihn so flehentlich bat, regte sich einiges Mitleiden in ihm; allein nichtsdestoweniger gab er ihr folgende Antwort: „Schlechtes Weib, von meinen Händen sollst Du nicht sterben; Du selbst magst Dich tödten, wenn Dir die Lust dazu kommt; Wasser aber zur Kühlung Deiner Hitze sollst Du von mir gerade so viel bekommen, als ich Feuer von Dir erhielt, um meinen erstarrten Körper zu wärmen. Ich ärgere mich nur darüber, daß ich jene Erkältung mit warmem Mist voll Gestank curiren mußte, während Du Deinen Brand mit kühlem Rosenwasser voll lieblichen Duftes heilen wirst, und daß ich nahe daran war, den Gebrauch meiner Nerven und mein Leben zu verlieren, während Du, wenn Du Dich nach diesem Brande häutest, eben so schön daraus hervorgehen wirst, als die Schlangen, wenn sie ihre alte Haut wegwerfen." — „O ich Unglückseligste," sagte die Dame, „schenkte doch Gott eine Schönheit, die auf solche Art erworben werden muß, allen denen, die mir übel wollen. Du aber, grausamer noch als ein wildes Thier, wie konntest Du es über's Herz bringen, mich also zu quälen? Was könnte ich von Dir oder irgend einem Andern noch Schlimmeres be-

fürchten, wenn ich sogar Deine ganze Verwandtschaft unter den grausamsten Qualen getödtet hätte? Ja wahrhaftig, ich weiß nicht, ob man gegen einen Verräther, der einer ganzen Stadt den Untergang gebracht hätte, noch mit größerer Grausamkeit verfahren könnte, als Du gegen mich thust, indem Du mich von der Sonne rösten und von den Fliegen zerfressen lässest, und zu allem dem hin mir nicht einmal einen Becher Wassers reichen willst, während man vom Gerichtshofe verurtheilten Mördern, wenn sie zum Schaffot geführt werden, sehr oft Wein zu trinken gibt, sobald sie nur darnach verlangen. Nun aber, da ich sehe, daß Du bei Deiner unmenschlichen Grausamkeit unerbittlich stehen bleibst, und meine Leiden Dich auf keine Weise bewegen, ergebe ich mich mit Geduld darein, den Tod zu empfangen, damit Gott sich über meine Seele erbarme; und ihn flehe ich an, mit den Augen der Gerechtigkeit Deine Handlungsweise zu betrachten." Nachdem sie dieses gesagt, schleppte sie sich, so schwer es ihr auch wurde, mitten auf den Estrich hin, daran verzweifelnd, dieser glühenden Hitze entgehen zu können; und nicht nur einmal, sondern tausendmal glaubte sie, die andern Schmerzen nicht gerechnet, vor Durst vergehen zu müssen, weßwegen sie beständig laut weinte und über ihr Elend wehklagte. Da es jedoch bereits Abend geworden war, nahm der Student, der endlich meinte, es sei jetzt genug, ihre Kleider zusammen, packte sie in den Mantel seines Bedienten und ging nach der Wohnung der unglückseligen Dame, wo er das Dienstmädchen derselben ganz betrübt, niedergeschlagen und trostlos vor der Thüre sitzend fand. Zu diesem sagte er: „Liebes Kind, was macht Deine gnädige Frau?" — „Ach, Herr," erwiederte das Mädchen, „ich weiß es nicht. Ich glaubte sie heute Morgen im Bette zu finden, wohin sie, so viel ich meinte, gestern gegangen war, allein ich fand sie weder da, noch sonst wo, und weiß nun

nicht, was aus ihr geworden ist, weßhalb ich in der größten Angst und Sorge bin; aber Ihr, Herr, wißt Ihr mir nichts von ihr zu sagen?" Darauf erwiederte der Student: „Hätte ich Dich nur auch da gehabt, wo ich sie gehabt habe, damit ich Dich wegen Deines Vergehens gegen mich eben so gestraft hätte, wie ich sie wegen des ihrigen gestraft habe! Aber wahrhaftig, ich lasse Dich doch nicht früher los, als bis ich Dich wegen Deiner Handlungen so abgestraft haben werde, daß Du künftig keinem Manne mehr einen Possen spielst, ohne meiner zu gedenken." Darauf sagte er zu seinem Bedienten: „Gib ihr diese Kleider und sage ihr, sie möge zu ihrer Herrin hingehen, wenn sie wolle." Der Bediente that nach diesem Befehle, das Mädchen nahm sie, erkannte sie sogleich und fürchtete nun auf das, was sie vorher gehört hatte, sehr, er möchte ihre Frau umgebracht haben, und konnte sich kaum halten, laut aufzuschreien. Da aber der Student bereits weggegangen war, so lief sie, plötzlich in Thränen ausbrechend, so schnell sie konnte, dem Thurme zu. Unglückseligerweise hatte ein Arbeiter der Dame an diesem Tage zwei Schweine verloren und kam, indem er sie suchte, kurze Zeit, nachdem der Student fortgegangen war, an den Thurm hin; während er nun überall herum sah, aber seine Schweine nicht erblicken konnte, hörte er das Aechzen und Wehklagen, das die Dame ausstieß, sprang deßhalb hinauf und schrie so laut er konnte: „Wer heult da oben?" Die Dame erkannte die Stimme ihres Knechtes, nannte ihn beim Namen und sagte zu ihm: „Ach, lauf' doch zu meinem Kammermädchen und mach', daß sie da zu mir heraufkommen kann." Als sie der Arbeiter erkannte, sagte er: „Ach Gott, gnädige Frau, wer hat Euch denn da herauf gebracht? Euer Dienstmädchen ist heute den ganzen Tag herumgelaufen und hat Euch gesucht; aber wem wäre es je eingefallen, daß Ihr da oben seid?" Und mit den Worten begann er die Balken

der Treppe zusammen zu lesen, richtete sie nach und nach auf, wie sie stehen müssen und band sie von der Seite mit Stricken zusammen. Ueberdem kam das Kammermädchen dazu, und war kaum in den Thurm getreten, als es sich nicht mehr halten konnte, sondern die Hände zusammenschlug und laut schrie: „Ach, meine süße, gnädige Frau, wo seid Ihr denn?" Als die Dame ihre Stimme hörte, sagte sie, so laut sie nur konnte: „Ach, mein liebes Kind, hier oben bin ich. Laß doch das Wehklagen und bringe mir meine Kleider." Sobald sie das Mädchen sprechen hörte, fiel ihr ein Stein vom Herzen und es sprang die Treppe hinauf, die der Arbeiter schon fast ganz wieder zusammengeflickt hatte, und stand mit dessen Hülfe bald oben auf dem Boden. Kaum aber sah es, wie seine gnädige Frau nicht mehr einem menschlichen Körper, sondern vielmehr einem verbrannten Klotz gleich sah, da dieselbe ganz erschöpft und hinfällig und nackt auf dem Boden lag, so fuhr es sich mit den Nägeln ins Gesicht und fing ein solches Klagegeschrei an, als ob die Dame bereits todt wäre. Die Dame bat sie jedoch um Gotteswillen, stille zu sein und ihr zu helfen, sich umzukleiden. Und da sie sich überzeugte, daß Niemand davon wußte, wo sie gewesen sei, außer denen, welche ihr die Kleider brachten und dem Arbeiter, der gegenwärtig war, so tröstete sie sich wieder ein wenig und beschwor den letztern bei allen Heiligen, Niemanden ein Wort von der Sache zu sagen. Nach vielem Fragen und Hin- und Herreden nahm der Arbeiter die Dame auf den Rücken, da sie nicht mehr gehen konnte, und brachte sie glücklich aus dem Thurme heraus; das arme Mädchen aber, das hinten geblieben war, stieg weniger vorsichtig herab, glitschte mit dem Fuße aus, fiel vom Thurme herab, brach sich eine Rippe und fing nun vor Schmerzen wie ein Löwe zu brüllen an. Der Arbeiter setzte die Dame auf den Grasboden ab und lief hin, zu sehen, was dem Mädchen passirt

sei, und da er fand, daß dasselbe eine Rippe gebrochen hatte, so trug er es ebenfalls auf den Rasen hin und setzte es neben der Dame nieder. Da nun diese sah, daß zum andern Unglück auch noch dieses hinzugekommen sei und ihre Magd, von der sie mehr als von irgend Jemand Trost und Hülfe erwartet hatte, eine Rippe gebrochen habe, so ward sie über alle Maßen betrübt und fing von Neuem an so erbärmlich zu wehklagen, daß der Arbeiter sie nicht nur nicht trösten konnte, sondern seinerseits ebenfalls zu weinen anfing. Inzwischen war die Sonne bereits untergegangen und der Arbeiter ging daher, damit sie die Nacht nicht hier überfalle, auf die Einwilligung der tiefbetrübten Dame hin, in seine Wohnung, rief seinen beiden Brüdern und seinem Weibe und kehrte mit einem Brette zurück, auf das sie das Mädchen legten und in seine Wohnung trugen; die Dame richteten sie mit etwas frischem Wasser und mit freundlichem Zuspruche ein wenig auf, und der Arbeiter nahm sie sodann wieder auf den Rücken und trug sie in sein Zimmer. Die Frau des Arbeiters gab ihr leichte Semmeln zu essen, kleidete sie darauf aus und brachte sie zu Bette. Darauf beschlossen sie, die gnädige Frau und ihr Mädchen noch in der Nacht nach Florenz zu bringen und thaten also. Hier ersann die Dame, welche voll Kniffen und Pfiffen war, ein Mährchen, welches hinsichtlich dessen, was ihr und ihrem Mädchen begegnet war, ganz umgekehrt lautete, und machte ihren Brüdern und Schwestern und Jedermann sonst weiß, daß Alles, was ihr begegnet sei, das Werk der Hexen und Gespenster wäre. Aerzte wurden herbeigerufen und heilten sowohl die Dame, der die Haut gar oft an dem Leintuche hängen blieb, und die deßhalb die größte Angst und Sorge ausstand, von ihrem heftigen Fieber und sonstigen Leiden, als auch das Dienstmädchen von seinem Rippenbruch. Hierüber vergaß die Dame ihren früheren Liebhaber gänzlich und hütete sich von nun an weislich, sich wieder

über Jemand lustig zu machen oder sich von Neuem zu verlieben; der Student aber glaubte, als er hörte, daß das Mädchen eine Rippe gebrochen habe, genugsam gerächt zu sein, und gab sich, ohne etwas Weiteres zu versuchen, zufrieden. So erging es also der thörichten jungen Dame mit ihren Späßen, da sie glaubte, einen Studenten eben so gut zum Besten haben zu können, als sie es mit Andern gethan hatte, ohne zu bedenken, daß Studenten, ich will nicht gerade sagen alle, aber doch größtentheils, wohl wissen wo der Hase im Pfeffer sitzt. Darum, meine Damen, hütet Euch gar wohl, Jemanden zum Besten zu haben, absonderlich aber einen Studenten.

Achte Novelle.

Von Zweien, die als gute Freunde mit einander umgehen, schläft der erste bei der Frau des zweiten; dieser kommt dahinter und weiß seine Frau dahin zu bringen, daß sie denselben in einen Kasten sperrt; auf diesem beschläft nun der zweite, während der erste darin liegt, die Frau desselben.

Schwer und qualvoll war es für die Damen, Helenens Leiden mit anhören zu müssen, allein da sie der Meinung waren, dieselben seien wenigstens zum Theil mit Recht über sie ergangen, so konnten sie mit gemäßigtem Mitgefühl über die Erzählung derselben hinweggehen, obgleich sie den Studenten für hart und von eigensinnig wilder Gemüthsart, ja sogar für grausam halten mußten. Als jedoch Pampinea zu Ende gekommen war, befahl die Königin der Fiammetta fortzufahren. Diese gehorchte sehr gerne und sagte: „Meine gütigen Damen, weil es mir so vorkommt, als hätte die Härte des beleidigten Studenten Euch etwas verstimmt, halte ich es für angemessen, etwas Erfreulicheres und Fröhlicheres vorzubringen, um die

bittere Stimmung wieder zu besänftigen. Ich beabsichtige daher, Euch von einem jungen Manne zu erzählen, der eine Beleidigung weit gemüthlicher aufnahm und sich mit viel mehr Gleichmuth rächte. Hieraus könnt Ihr ersehen, daß Jedermann genug daran haben sollte, wenn es aus dem Walde wieder so herausschallt, als man hineingerufen, ohne das Ziel und Maß der Rache noch durch größere Beleidigung zu überschreiten, wenn nämlich Einer überhaupt es sich in den Sinn setzt, eine empfangene Beleidigung zu rächen.

Ihr müßt also wissen, daß in Siena, wie ich vor einiger Zeit hörte, zwei junge, sehr wohlhabende Männer von guter bürgerlicher Familie lebten, von denen der eine Spinelloccio Tanena, der andere Zeppa di Mino hieß. Beide wohnten in der Straße Cammollia, waren Hausnachbarn und liebten sich allem Anscheine nach so sehr oder noch mehr als Brüder, und jeder hatte eine sehr hübsche Frau zum Weibe. Da nun Spinelloccio sehr oft ins Haus des Zeppa ging, dieser mochte gerade da sein oder nicht, so wurde er dadurch nach und nach so vertraut mit dem Weibe des Zeppa, daß er sie beschlief. Dieses Verhältniß dauerte eine gute Weile, ohne daß es irgend Jemand gemerkt hätte. Nachdem es jedoch längere Zeit so hingegangen war, kam Spinelloccio einmal, während Zeppa zu Hause war, ohne daß es seine Frau wußte, um diesen abzuholen. Die Frau sagte, ihr Mann sei nicht zu Hause; deßwegen ging Spinelloccio sogleich hinauf, und da er sah, daß die Frau allein und sonst Niemand da sei, so nahm er sie in die Arme und küßte sie, so wie sie ihn. Zeppa, der Alles mit ansah, blieb mäuschenstill und hielt sich versteckt, um zu sehen, wie weit sie wohl dieses Spiel treiben würden. Gleich darauf sah er, wie seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm in die Kammer gingen und sich daselbst einschlossen. Hierüber war er wie vom Donner gerührt; da er aber bedachte, daß, wenn

er Lärm schlüge oder zu sonst einem ähnlichen Mittel griffe, die Beleidigung gegen ihn dadurch nicht geringer, wohl aber seine Schande größer würde, so besann er sich hin und her, welche Rachemittel er wohl ergreifen könnte, ohne jedoch auf eines zu kommen, bei dem er sich hätte beruhigen können. Nach längerem Nachdenken glaubte er indessen, das rechte Mittel gefunden zu haben, und hielt sich so lange still verborgen, als Spinelloccio bei seiner Frau verweilte. Als dieser jedoch fortgegangen war, trat er in die Kammer hinein, wo er seine Frau noch damit beschäftigt fand, sich den Kopfschleier, den Spinelloccio spielend hatte herabfallen lassen, wieder zurecht zu machen. Er fragte sie: „Frau, was machst Du?“ Sie erwiederte: „Siehst Du es nicht?“ — „Oh, recht gut,“ sagte Zeppa, „ich habe auch noch mehr gesehen, als mir lieb ist.“ Darauf hielt er ihr die Sache vor, und sie, die offenbar ihren vertrauten Umgang mit Spinelloccio nicht läugnen konnte, gestand ihm endlich nach vielem Hin- und Herreden unter der größten Furcht Alles, und fing darauf an, zu weinen und um Verzeihung zu bitten. „Sieh, Frau,“ sagte nun Zeppa zu ihr, „Du hast sehr Unrecht gethan, und wenn Du willst, daß ich Dir verzeihen soll, so nimm Dich wohl in Acht, das, was ich Dir jetzt befehle, genau auszuführen. Dies ist aber Folgendes: Ich will, daß Du zu Spinelloccio sagst, er möchte morgen um die dritte Stunde unter irgend einem Vorwande sich von mir entfernen und zu Dir kommen. Sobald er da sein wird, werde ich zurückkehren, und sobald Du mich hörst, so heiß ihn in diesen Kasten hinein steigen und schließ ihn hinter ihm zu. Hast Du dieses gethan, so will ich Dir das Andere sagen, was Du noch zu thun hast; Du darfst übrigens gar kein Bedenken tragen, dies zu thun, denn ich verspreche Dir, ihm kein Leids zuzufügen!“ Die Dame versprach es ihm, um ihn zufrieden zu stellen, und machte es auch so. Als den

folgenden Tag Zeppa und Spinelloccio bei einander waren und es gegen die dritte Stunde hin ging, sagte der Letztere, welcher der Dame versprochen hatte, um diese Zeit zu ihr zu kommen, zu Zeppa: „Ich muß heute bei einem guten Freunde zu Mittag essen und will ihn nicht auf mich warten lassen, darum lebe wohl." Zeppa erwiederte: „Es ist ja jetzt noch nicht Zeit zum Mittagessen." — „Es thut nichts," meinte nun Spinelloccio, „ich habe noch über eine gewisse Sache mit ihm zu sprechen; da muß ich doch bei guter Zeit bei ihm sein." Spinelloccio ging also von Zeppa fort, machte einen kleinen Umweg und befand sich bald im Hause bei der Frau. Kaum waren sie jedoch in die Kammer hineingegangen, so kehrte Zeppa nach Hause zurück, und sobald ihn die Frau hörte, so stellte sie sich sehr erschrocken, hieß ihn sich, wie es ihr Mann befohlen hatte, in den Kasten verbergen, schloß denselben hinter ihm zu und ging zur Kammer hinaus. Als Zeppa heraufgekommen war, sagte er: „Frau, ist es noch nicht Zeit zum Mittagessen?" — „Allerdings," erwiederte sie. Darauf sagte Zeppa: „Spinelloccio ißt heute bei einem guten Freunde zu Mittag und hat seine Frau allein gelassen; geh' doch ans Fenster und rufe ihr, und sage ihr, sie möchte herüberkommen und mit uns essen." Die Frau, die für sich selbst in größter Angst schwebte und daher außerordentlich unterwürfig war, that, wie ihr Mann befahl. Auf die vielen Bitten von Zeppa's Weib hin kam die Frau Spinelloccio's herüber, da sie hörte, daß ihr Mann nicht zum Mittagessen nach Hause kommen würde. Als sie herübergekommen war, gab ihr Zeppa die freundlichsten Worte, nahm sie vertraulich bei der Hand und führte sie, nachdem er seiner Frau leise befohlen hatte, in die Küche zu gehen, in die Kammer. Kaum war er hier, so wendete er sich um und schloß die Thüre hinter sich zu. Als die Frau sah, wie er die Thüre hinter ihr zuschloß, sagte sie: „Mein Gott, Zeppa, was

soll das heißen? Habt Ihr mich nur deßwegen herüberkommen lassen? Ist das die Liebe, die Ihr zu Spinelloccio hegt, und die treue Freundschaft, die Ihr ihm bewahrt?" Darauf zog sie Zeppa gegen den Kasten hin, in welchem ihr Mann eingeschlossen war, hielt sie ganz fest und sagte zu ihr: „Liebe Frau, ehe Du Dich ereiferst, höre ruhig an, was ich Dir sagen will. Den Spinelloccio habe ich wie einen Bruder geliebt und liebe ihn noch so; allein gestern fand ich, ohne daß er etwas davon merkte, wie er das Vertrauen, das ich auf ihn setzte, so sehr mißbrauchte, daß er mit meiner Frau gerade so umging, wie mit Dir. Weil ich ihn aber liebe, so beabsichtige ich nicht, eine größere Rache an ihm zu nehmen, als die Beleidigung ist, die er mir angethan hat. Er hat meine Frau gehabt, und ich will dafür Dich haben. Willst Du nicht, so wird es sich gewiß treffen, daß ich an ihn kann, und weil ich diese Schmach keineswegs ungerächt lassen will, so werde ich ihm dann so mitspielen, daß weder Du noch er jemals wieder vergnügt sein sollt." Als die Frau das hörte und auf die vielen Betheuerungen hin, die ihr Zeppa machte, auch glauben mußte, sagte sie: „Mein lieber Zeppa, weil denn auf mich diese Rache fallen soll, so bin ich es zufrieden, wenn Du es nur so zu machen verstehst, daß ich wegen dessen, was wir jetzt mit einander treiben wollen, mit Deiner Frau in Frieden bleibe, so wie ich meinerseits trotz dem, was sie mir gethan hat, gerne mit ihr in Frieden bleiben will." Darauf erwiederte Zeppa: „Gewiß werde ich das so zu veranstalten wissen, und überdies werde ich Dir einen so theuren und schönen Juwel schenken, wie Du noch gar keinen hast." Nach diesen Worten umarmte und küßte er sie und legte sie über den Kasten herüber, in welchem ihr Mann eingeschlossen war, und hier vergnügten sie sich miteinander gegenseitig, so oft es ihnen beliebte. Spinelloccio, der, in dem Kasten eingeschlossen, jedes Wort des Zeppa, so wie

auch die Antworten seiner Frau gehört hatte, und zuletzt gar noch den Contretanz, der über seinem Kopfe gespielt wurde, mit anhören mußte, fühlte eine gute Weile einen solchen Schmerz, daß er glaubte, des Todes zu sein; und wenn er sich nicht vor Zeppa gefürchtet hätte, so hätte er seiner Frau trotzdem, daß er eingeschlossen war, die größten Schmähworte gesagt. Allein da er bedachte, daß von ihm das Unrecht ausgegangen sei, und daß Zeppa, der sich gegen ihn immer offen und als ein treuer Gefährte betragen hatte, ganz Recht hätte, so zu handeln, wie er handelte, so beschloß er bei sich selbst, mehr als je des Zeppa Freund zu sein, wenn dieser nur wollte. Nachdem sich Zeppa, so lange es ihm beliebte, mit der Frau ergötzt hatte, stieg er vom Kasten herab, und als nun die Dame den versprochenen Juwel forderte, so öffnete er die Kammer und ließ seine Frau hereinkommen. Diese sagte kein Wort, als: „Liebe Frau, Ihr habt mir den Laib heimgegeben," und dieses sagte sie lachenden Mundes. Darauf sagte Zeppa zu ihr: „Oeffne diesen Kasten," und sie that also; in diesem aber zeigte Zeppa der Frau ihren Spinelloccio, und es ist schwer zu sagen, wer von Beiden sich am meisten schämte, ob Spinelloccio, als er Zeppa erblickte und sah, daß dieser Alles wisse, was er gethan hatte, oder die Frau, als sie ihren Mann erblickte und einsah, daß er Alles gehört und gemerkt haben müsse, was über seinem Kopfe vorgegangen war. Zu der Letzteren sagte Zeppa: „Siehe, das ist der Juwel, den ich Dir schenke." Spinelloccio stieg aus dem Kasten heraus und sagte ohne viele Umschweife: „Zeppa, wir sind quitt; und weil es besser sein wird, wenn wir, wie Du vorhin zu meiner Frau gesagt hast, wie bisher, Freunde bleiben, so wollen wir, da wir bis jetzt Alles miteinander gemeinsam hatten, außer den Frauen, nun auch diese mit einander theilen." Zeppa war es zufrieden, und alle Viere aßen nun in der besten Eintracht von der Welt mit einander zu

Mittag. Und von diesem Augenblicke an hatte jede der beiden Frauen zwei Männer, und jeder der letzteren zwei Frauen, ohne daß sie deßwegen weiter irgend einen Streit oder Zank mit einander gehabt hätten.

Neunte Novelle.

Meister Simon, ein Arzt, wird von Bruno und Buffalmacco, um ihn an einer Gesellschaft, die auf Caperei ausgeht, Theil nehmen lassen zu können, an einen gewissen Ort hingelockt und in ein Abtrittsloch geworfen, wo man ihn liegen läßt.

Obgleich die Damen über die Weibergemeinschaft der beiden Sianesen etwas gekichert hatten, so fing die Königin, die nun noch allein zu erzählen hatte, um dem Dioneo nicht Unrecht zu thun, also an: „Ganz wohl, meine liebenswürdigen Damen, verdiente es Spinelloccio, daß ihm Zeppa einen solchen Possen spielte; denn ich glaube nicht, daß, wie Pampinea kurz vorher zeigen wollte, derjenige streng zu tadeln ist, der einem Andern, sei es, daß dieser es selbst so haben will, oder daß er es verdient, einen Possen spielt. Spinelloccio verdiente es, und ich will Euch den andern Fall erzählen, wo Einer es so haben wollte, indem ich glaube, daß diejenigen, die ihm den Possen spielten, eher zu loben als zu tadeln sind. Der, dem der Streich gespielt wurde, war ein Arzt, welcher, obgleich von Haus aus ein Schafskopf, auf der Universität (Bologna) doch in einen grauen Doktormantel gehüllt wurde und davon ganz bedeckt nach Florenz zurückkehrte.

Wie wir es alle Tage sehen können, kommen unsere Mitbürger, der Eine als Richter, der Andere als Arzt, der Dritte als Notar, alle in langen weiten Mänteln mit Scharlach und

Grauwerk und andern grandiosen Auszeichnungen von Bologna zurück, und wir können sie, je nachdem ihre Praxis gut oder schlecht geht, den ganzen Tag so herumgehen sehen. Unter Andern kam auch ein Meister Simon da Villa, der mehr elterliches Gut in der Tasche, als Wissenschaft im Kopfe hatte, vor noch nicht langer Zeit in Scharlach gekleidet und mit einem weiten Mantel bedeckt, als Doktor der Medicin, so wie er wenigstens selbst sagte, von da zurück und bezog in der Straße, die man jetzt die Gurkenstraße heißt, eine Wohnung. Besagter Meister Simon, der, wie schon gemeldet, gerade von der Universität zurückgekehrt war, hatte unter andern nobeln Gewohnheiten auch die, denjenigen, der gerade bei ihm war, nach Jedem zu fragen, den er vorübergehen sah; und gleichsam als ob er aus dem Aussehen der Menschen die Arzneien, die er seinen Kranken verschrieb, zusammensetzen müßte, richtete er sein Augenmerk auf Alle und notirte sie in seinem Gedächtniß. Unter vielen Andern, die seine größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, waren auch zwei Maler, von denen heute schon zweimal gesprochen worden ist, Bruno und Buffalmacco, Nachbarn von ihm, die stets bei einander waren. Da es ihm nun schien, daß diese sich weniger als irgend ein Anderer um die Welt bekümmerten und lustig in den Tag hinein lebten, wie sie es denn auch wirklich thaten, so fragte er viele Leute nach ihren nähern Verhältnissen, und als er von allen Seiten hörte, es seien zwei arme Teufel und Maler, so kam es ihm in den Kopf, dieselben könnten unmöglich von ihrem spärlichen Verdienste so vergnügt leben, sondern er schloß vielmehr aus dem, was er gehört hatte, es müßten listige Kameraden sein, die aus irgend einer verborgenen Quelle den größten Profit zögen; deßhalb stieg auch der Wunsch in ihm auf, wenn es möglich wäre, mit ihnen beiden oder wenigstens mit einem von ihnen in ein vertrauliches Verhältniß zu treten,

und in der That gelang es ihm auch bald, mit Bruno Bekanntschaft zu machen. Bruno hatte es in den wenigen Malen, die er mit ihm zusammen war, gleich weg, daß dieser Doktor ein Esel sei, und vertrieb sich nun mit seinen Schnacken und Histörchen, die er auf's Tapet brachte, die Zeit auf's Beste bei ihm, während andererseits auch der Arzt das größte Wohlgefallen an ihm hatte. Nachdem ihn Letzterer mehrere Male zum Essen eingeladen hatte und auf dieses hin glaubte, vertraulich mit ihm sprechen zu können, sagte er ihm, wie sehr er sich über ihn und Buffalmacco wundern müsse, daß sie, da sie doch arm seien, so fröhlich und lustig lebten, und bat ihn, es ihm anzuvertrauen, wie sie dies möglich machten. Als Bruno den Doktor so reden hörte und ihm seine Frage über alle Maßen thöricht und einfältig vorkam, so fing er an zu lachen, besann sich auf eine Antwort, die solcher Eselhaftigkeit angemessen wäre, und sagte: „Meister, es gibt nicht viele Leute, denen ich es sagen möchte, wie wir es anstellen, allein Euch, der Ihr mein Freund seid und es nicht weiter schwatzen werdet, stehe ich keinen Augenblick an, es zu sagen. Es ist wahr, wir zwei, mein Kamerad und ich, leben so fröhlich und guter Dinge, als Ihr es Euch vorstellt, und vielleicht noch weit mehr; allein weder von unserer Kunst, noch von einigen andern Einkünften, die uns ein Paar kleine Besitzungen abwerfen, hätten wir so viel, um nur das Wasser zu bezahlen, das wir brauchen. Deßwegen möchte ich aber durchaus nicht, daß Ihr etwa glauben könntet, wir gehen auf den Diebstahl aus, sondern wir gehen vielmehr auf Caperei aus, und daher beziehen wir Alles, was wir wünschen und bedürfen, ohne sonst Jemand zu beeinträchtigen, und daher kommt es, daß wir so vergnügt leben können, wie Ihr seht.“ Als der Arzt das hörte, und ohne recht zu wissen, was es sei, auch glaubte, so verwunderte er sich höchlich, und urplötzlich entstand die brennendste Begierde

in ihm, zu wissen, was das heiße, „auf Caperei ausgehen“; er bat ihn daher inständig, es ihm zu sagen, indem er ihm zugleich die Versicherung gab, keine Seele etwas davon merken zu lassen. „Ach du mein Gott,“ erwiederte Bruno, „Meister, was verlangt Ihr von mir? Es ist dies ein zu großes Geheimniß, was Ihr von mir wissen wollt, eine Sache, mich gänzlich zu zernichten und aus der Welt zu schaffen, ja sogar dem Gott-sei-bei-uns selbst in den Rachen zu jagen, wenn Jemand etwas davon erführe; allein so groß ist die Liebe, die ich zu der Hohlbeschaffenheit Eures Krautkopfes hege, und so groß ist mein Zutrauen gegen Euch, daß ich Euch gar nichts abschlagen kann, was Ihr von mir verlangt; darum will ich es Euch sagen, jedoch unter der Bedingung, daß Ihr mir beim heiligen Kreuz am Einfaltigkeitsberg schwört, Niemanden, wie Ihr mir es versprochen habt, jemals etwas davon zu vertrauen.“ Der Meister betheuerte, es nicht thun zu wollen. „So wisset also, mein Zuckerstengel von einem Doktor,“ fuhr Bruno fort, „es ist noch nicht lange her, so lebte in dieser Stadt ein großer Meister der schwarzen Kunst; derselbe hieß Michael Scotto, weil er von Schottland war, und sehr viele edle Herren, von denen jetzt nur noch wenige leben, erwiesen ihm die größten Ehrenbezeigungen. Da er nun von hier abreisen wollte, ließ er auf ihr inständiges Bitten hin zwei seiner tüchtigsten Schüler zurück, denen er befahl, sie sollten allen Wünschen dieser edlen Herren, die ihm so viel Ehre erwiesen, stets zuvorkommen. Diese leisteten nun genannten vornehmen Herren in gewissen Liebesabenteuern und bei sonstigen Gelegenheiten freiwillig die besten Dienste. Später gefiel ihnen die Stadt und die Art hier zu leben so gut, daß sie sich für immer hier niederließen und mit einigen Andern feste und enge Freundschaft schlossen, ohne darnach zu fragen, wer diese seien, ob von Adel oder nicht, ob reich oder arm, wenn es nur Leute nach ihrem

Schlage waren. Um sich nun diesen ihren Freunden gefällig zu erzeigen, stifteten sie eine Gesellschaft von ungefähr fünfundzwanzig Männern, die alle Monate wenigstens zweimal an einem von ihnen bestimmten Orte zusammenkommen sollten; dort spricht nun Jeder einen Wunsch aus, und sie erfüllen ihn auf der Stelle in derselben Nacht. Da wir Beide nun, Buffalmacco und ich, in der allerengsten Freundschaft und Vertraulichkeit mit diesen Männern stehen, so sind wir von ihnen in diese Gesellschaft aufgenommen worden und sind noch darin; und ich sage Euch, wenn wir allemal unsere Versammlung halten, so gewähren die Tapeten im Saale, in dem wir speisen, die Tische, die eines Königs würdig besetzt sind, die Menge der edlen und schönen Diener (männliche und weibliche, zur beliebigen Auswahl für Jeden, der von der Gesellschaft ist), die Becken, Krüge, Flaschen, Gläser und die andern goldenen und silbernen Gefäße, aus denen wir essen und trinken, außerdem noch die vielen und verschiedenen Speisen, die Jedem, wie er sie wünscht, nach der Ordnung gereicht werden, — einen gar wundersamen Anblick. Ich kann Euch gar nicht beschreiben, von welcher Art, wie mannigfach und wie schön die Töne sind, die man dort von unzähligen Instrumenten hört, und wie voll Melodie die Gesänge, die sich da vernehmen lassen; und unmöglich ist es mir, zu beschreiben, wie viele Wachskerzen über die Tafelzeit brennen, wie groß die Anzahl des Confectes ist, das dabei verzehrt wird, und wie kostbar die Weine sind, die wir trinken. Und Ihr wäret sehr irre daran, mein süßer Zuckerstengel, wenn Ihr glaubtet, daß wir dort in diesem Aufzuge und in diesen Kleidern, die Ihr jetzt an uns seht, seien; Keiner ist dort so schlecht angethan, daß Ihr ihn nicht wenigstens für einen Kaiser hieltet, so kostbar sind die Kleider, die wir anhaben, und der Schmuck, mit dem wir geziert sind. Allein über alle diese und andere Freuden, die

wir dort genießen, geht doch noch das, daß dort die schönsten Frauen urplötzlich, sowie nur Einer den Wunsch ausspricht, von allen Weltgegenden her sich versammeln. Ihr könnt dort sehen die edle Dame Barbanicchi, die Königin der Baschi, die Gemahlin des Sultans, die Kaiserin der Osbech, die Frau Hulle von Schlaraffenland, die Lemistante von Berlinzone und die Scalpedra von Narsia. Doch was soll ich Euch Alles hererzählen? Ich sage Euch, alle Königinnen der Welt sind da, bis zur Schinchimurra von der raschen Jugend, welcher Hörner aus dem Steiße wachsen. Allein hört nur weiter. Sobald sie genug getrunken und Confect gegessen haben, auch ein oder zwei Tänzchen gethan, geht Jede mit dem, auf dessen Befehl sie hergezaubert wurde, in ihr Schlafzimmer. Ihr müßt aber wissen, diese Schlafzimmer sehen durchaus einem Paradiese gleich, so schön sind sie; auch ist der Wohlgeruch darin nicht weniger stark, als in den Specereibüchsen Eurer Apotheke, wenn Ihr Kümmel darin stoßen laßt, und Betten haben sie da, die Euch schöner dünken werden, als die des Dogen von Venedig, und in diese legen sie sich hinein. Ob sie aber da als tüchtige Leineweberinnen das Weberschiffchen recht hin- und herfahren lassen, und den Kamm fest an sich ziehen, um das Tuch recht dicht zu machen, das überlasse ich Euch selbst zu bedenken. Wer aber unter allen Andern am besten daran ist, das ist nach meiner Meinung Buffalmacco und ich, denn Buffalmacco läßt meistentheils die Königin von Frankreich für sich kommen, und ich die Königin von England für mich; denn dies sind die schönsten Frauen von der Welt, und wir haben es auch so zu veranstalten gewußt, daß sie für Niemanden sonst Augen im Kopfe haben, als nur für uns. Aus diesem Allem nun könnt Ihr selbst schließen, ob wir nicht vergnügter als alle andern Menschen leben und auftreten können und dürfen, wenn wir bedenken, daß wir die Liebe zweier so schöner Königinnen besitzen,

ohne anzuführen, daß wir, wenn wir ein oder zweitausend Gulden von ihnen wollen, im Augenblick das Geld von ihnen haben. Dies heißen wir nun auf Caperei ausgehen, weil wir wie Corsaren sind, die Jedermann bis auf den nackten Leib ausziehen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß jene Alles behalten, während wir, so bald wir Gebrauch davon gemacht haben, Alles wieder zurückgeben. Nun wißt Ihr, meine ehrliche Haut von einem Doktor, was wir auf Caperei ausgehen heißen, allein wenn Ihr fein verschwiegen sein wollt, so könnt Ihr Euch mit Euern eigenen Augen überzeugen, und deßwegen sage ich Euch auch nichts weiter und lasse Euch für jetzt nicht mehr wissen." Der Meister Medicus, dessen Wissenschaft vielleicht nicht weiter ging, als wie man den Kindern den Grind curirt, schenkte den Worten Bruno's so vollen Glauben, als wären sie eine vom Himmel gefallene Wahrheit, und seine Begierde, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, ward so heiß und glühend, als nur die brünstigste Sehnsucht sein kann. Darum erwiederte er dem Bruno, daß er sich nun wahrhaftig nicht mehr wundere, wenn sie so vergnügt lebten, und nur mit größter Mühe hielt er mit der Bitte, es zu veranstalten, daß er dabei sein könne, noch so lange zurück, bis er ihm noch mehr Ehre angethan hätte, um dann mit um so größerem Vertrauen seine Bitte vorbringen zu können. Er unterdrückte also seine Sehnsucht glücklich, setzte aber seinen Umgang mit ihm nur um so eifriger fort, lud ihn Mittags und Abends zum Essen und erwies ihm die ungemessenste Liebe. Ja so groß und so beständig war ihre Vertraulichkeit, daß man glaubte, der Meister Arzt könne ohne Bruno gar nicht leben. Dem Bruno war ganz wohl dabei; damit er aber, da ihm der Arzt so viele Ehre erwies, nicht undankbar erscheine, so hatte er ihm in seinem Salon den heiligen Fasching, über dem Eingang in sein Schlafzimmer ein Agnus Dei, und über seiner Hausthüre einen Nacht-

kopf hingemalt, damit Jedermann, der des Doktors Rath bedürfe, sein Haus unterscheiden könne; in seinem Corridor aber hatte er die Mäuse- und Katzenschlacht hingemalt, welche der Arzt für besonders schön hielt. Wenn er übrigens hie und da einmal nicht mit dem Arzte zu Nacht aß, so sagte er öfters zu ihm: „Heute Nacht bin ich wieder in der Gesellschaft gewesen, allein da ich der Königin von England ein wenig überdrüssig geworden bin, so habe ich mir die Riesenschenkelina vom Großchan vom Drei-Batzenland kommen lassen." Der Meister Medicus erwiederte hierauf: „Wer ist denn die Riesenschenkelina? Ich kenne diesen Namen nicht." — „Oh, mein lieber Meister," meinte nun Bruno, „darüber wundere ich mich nicht, denn Porcocrasso und Hasenzinna sagen, so viel ich gehört habe, nichts darüber." — „Du willst sagen: Hippocrates und Avicenna," erwiederte der Arzt. „Möglich," sagte Bruno, „ich weiß es aber nicht; denn ich verstehe mich eben so schlecht auf Eure Namen, als Ihr Euch auf die meinigen. Allein Riesenschenkelina will in der Sprache des Großchan so viel heißen, als Kaiserin in der unserigen. Ei, Ihr würdet sie auch für das schönste Stück von einem Weibe halten! Ja, ich möchte behaupten, sie würde Euch alle Eure Purganzen, Klystiere und Pflaster aus dem Kopfe treiben." So sprach er oftmals mit ihm, um ihn immer mehr anzufeuern, und als nun einmal unser guter Meister Medicus, der ihn nun durch seine vielen Ehrenbezeigungen genugsam gewonnen zu haben glaubte, eine Nacht durch mit ihm wachte (denn er hielt ihm das Licht, während Bruno an seinem Katzen- und Mäusekrieg malte), so entschloß er sich, ihm sein ganzes Herz zu eröffnen, und da sie ganz allein waren, so sagte er zu ihm: „Weiß Gott, Bruno, es gibt keinen Menschen in der Welt, für den ich Alles so gerne thäte, wie für Dich; ich glaube, wenn Du mir sagtest, ich solle für Dich an den Nordpol laufen, ich thäte es; darum

hoffe ich, Du wirst Dich nicht darüber wundern, wenn ich Dich in aller Freundschaft und ganz im Vertrauen um etwas befrage. Vor Kurzem hast Du mir, wie Du Dich erinnern wirst, von der Lebensweise Eurer lustigen Gesellschaft erzählt; und da ist die Begierde, auch einmal dabei zu sein, so lebhaft in mir geworden, daß ich nichts sonst so sehnlich wünsche. Es hat aber dies seinen guten Grund, wie Du selbst sehen wirst, wenn mir je einmal das Glück zu Theil wird, dabei zu sein, denn ich will gleich der größte Faselhans sein, wenn ich dann nicht das schönste Mädchen hinkommen lasse, das Du jemals gesehen hast. Ich habe dasselbe vor längerer Zeit, als ich voriges Jahr in Cacavincigli war, gesehen und ihr gleich mein ganzes Herz zugewandt. Bei dem Blute Christi, ich wollte ihr gleich zwölf harte Bologneser Thaler geben, wenn sie sich mir hingegeben hätte, aber sie wollte nicht. Darum bitte ich Dich um Alles in der Welt, sage mir, was ich zu thun habe, um einmal dabei sein zu können. Und wenn Du es dahin bringst, daß ich dazu komme, so sollt Ihr wahrhaftig einen treuen und ehrlichen Kameraden an mir haben. Sieh mich doch nur einmal an, was ich für ein hübscher Kerl bin, und wie schön mir die Beine am Leibe stehen; ich habe ein Gesicht wie Milch und Blut, und bin überdies Doktor der Medicin, wie Ihr wahrscheinlich noch keinen unter Eurer Gesellschaft habt, und weiß eine Menge hübscher Dinge und viele schöne Liederchen, und will Dir gleich eines vorsingen." In der That fing er auch gleich an zu singen, und Bruno hatte deßhalb so große Lust zu lachen, daß er sich kaum halten konnte; doch nahm er sich zusammen, und als das Lied zu Ende war und der Meister ihn fragte, was er davon halte, so sagte Bruno: „Wahrhaftig, eine Cither von Haselstauden ist ein Dreck dagegen, so übermäßig schön singt Ihr." Der Meister erwiederte: „Ich sag's ja, Du hättest mir's nicht geglaubt, wenn Du's nicht selbst gehört hättest." — „Beim

Teufel, Ihr habt Recht," sagte Bruno. Darauf meinte der Meister: „Ich kann noch viele andere; allein lassen wir das gut sein. So wie Du mich hier siehst, war mein Vater ein Edelmann, ob er gleich auf dem Lande wohnte, und mütterlicherseits stamme ich aus dem Hause Valecchio, und was Du schon hast sehen können, so habe ich von allen Doktoren von Florenz die schönsten Bücher und die schönsten Kleider. So wahr Gott lebt, ich habe einen Rock, der, Alles zusammengerechnet, mich meine hundert Pfund Heller, das Pfund zu einem Gulden und fünfzehn Kreuzer gerechnet, kostete, und das ist schon mehr als zehn Jahre her; darum bitte ich Dich noch einmal um Alles in der Welt, mach', daß ich dabei bin, und wenn Du es dahin bringst, so will ich auf der Stelle des Teufels sein, wenn ich je einen Kreuzer von Dir nehme, wenn Du einmal krank wirst." Als Bruno das hörte, mußte er ihn, wie er es auch schon früher gethan hatte, für einen ausgemachten Esel halten, und er sagte daher: „Meister, haltet mir das Licht ein wenig höher, und werdet nicht verdrießlich, bis ich den Mäusen die Schwänze hingemalt habe, dann will ich Euch antworten." Als die Schwänze fertig waren, that Bruno, als ob ihn die Erfüllung der Bitte recht hart ankäme und sagte: „Mein lieber Meister, es ist nichts Geringes, was Ihr durch mich erreichen wollt, das sehe ich wohl ein; denn mag auch das, was Ihr von mir begehrt, für die Größe Eures Kopfes nur eine Kleinigkeit sein, so ist es wahrhaftig für mich ein schweres Stück Arbeit; allein ich weiß auch Niemanden in der Welt, für den ich etwas lieber thäte, wenn ich es überhaupt zu thun im Stande bin, als für Euch, einmal, weil ich Euch so sehr liebe, als Ihr es verdient, und dann, weil Ihr so schöne und sinnreiche Worte zu machen wißt, daß Ihr damit Betschwestern aus Reiterstiefeln, wie viel mehr einen guten Vorsatz aus mir herausziehen könntet. Je länger ich mit Euch um-

gehe, um so weiser erscheint Ihr mir, und ich muß Euch daher auch noch sagen, daß ich, wenn ich auch sonst keinen Grund hätte, Euch gerne zu haben, Euch schon deßwegen lieben müßte, weil ich sehe, daß Ihr in einen so schönen Gegenstand, als Ihr gesagt habt, verliebt seid. Allein ich will Euch nur so viel sagen, ich habe in dieser Sache nicht die Gewalt, wie Ihr meint, und darum kann ich Euch nicht dazu verhelfen, wonach Ihr begehrt; wenn Ihr mir jedoch bei Eurem großen und durchlöcherten Gewissen versprecht, mir unbedingtes Zutrauen zu schenken, so will ich Euch Mittel und Wege an die Hand geben, wie Ihr verfahren müßt, und ich bin fest überzeugt, Ihr werdet, da Ihr so schöne Bücher und so viele andere Dinge habt, wie Ihr mir vorhin sagtet, bald ans Ziel kommen.“ Darauf antwortete der Meister: „Sprich nur frei heraus. Ich sehe schon, Du kennst mich noch nicht genau und weißt nicht, wie ich ein Geheimniß zu bewahren weiß. Da gab es kaum Etwas, das Herr Guasparuolo da Saliceto, als er noch Oberst-Richter von Forlimpopoli war, mir nicht anvertraut hätte, so verschwiegen fand er mich! Du willst etwa wissen, ob ich die Wahrheit sage? Ich war der erste Mensch, dem er sagte, er wolle die Bergamine heirathen; siehst Du nun?“ — „Oh, jetzt steht es gut,“ sagte Bruno; „wenn er sich Dir so sehr anvertrauen konnte, so kann ich es wohl auch. Also Ihr habt Folgendes zu beobachten: wir haben nämlich in unserer Gesellschaft immer einen Hauptmann mit zwei beisitzenden Räthen, die von sechs zu sechs Monaten wechseln, und ohne Zweifel wird mit dem ersten nächsten Monats Buffalmacco Hauptmann und ich werde Rath. So viel ist aber ausgemacht, wer Hauptmann ist, kann viel machen und besonders auch es dahin bringen, daß der, den er aufgenommen wissen will, aufgenommen wird. Ich glaube daher, Ihr solltet, so viel nur immer möglich ist, die Freundschaft und das Vertrauen Buffalmacco's zu gewinnen

suchen und ihm daher alle Ehre erweisen. Er ist ein Mann, der, sobald er sieht, wie weise Ihr seid, Euch auf der Stelle liebgewinnt; und wenn Ihr ihn durch Euern Witz und die andern Vorzüge, die Ihr habt, ein wenig vertrauter gemacht haben werdet, so könnt Ihr ihm Eure Bitte an's Herz legen und er wird nicht „Nein" sagen dürfen. Ich habe schon von Euch mit ihm gesprochen, und er kann Euch recht wohl leiden; thut also nur, wie ich Euch gesagt habe, und für das Weitere laßt ihn und mich sorgen." Darauf erwiederte der Meister: „Was Du da sagst, gefällt mir recht wohl, und wenn er wirklich ein Mann ist, der an klugen Leuten einen so großen Gefallen hat, so will ich es schon machen, daß er mich, wenn er nur einmal ein paar Worte mit mir gesprochen hat, immer aufsuchen soll, denn ich habe so viel Grütze in meinem Kopfe, daß ich einer ganzen Stadt damit aushelfen könnte, und dennoch immer noch der Klügste bliebe." Als dies so weit in Ordnung gebracht war, erzählte Bruno dem Buffalmacco Alles haarklein, und diesem kam die Zeit, wo er das thun könnte, was unser Herr Strohkopf suchte, wie eine Ewigkeit vor. Der Medicus, der nichts sehnlicher wünschte, als auf Caperei auszugehen, ruhte nicht eher, als bis er sich Buffalmacco zum Freunde gemacht hatte, was ihm auch ganz gut gelang. Er gab ihm die besten Mittagstafeln und die köstlichsten Abendmahlzeiten, und Bruno mußte stets daran Theil nehmen; diese Beiden benahmen sich hierbei, wie jene vornehmen Herren, welche, wenn es gute Weine und fette Kapaunen und andere gute Dinge zu riechen gibt, stets bei der Hand sind, und ohne sich lange einladen zu lassen, gleich zugreifen, und dabei immer die Entschuldigung brauchen, bei einem Andern würden sie nicht so frei sein. Als jedoch der Meister Medicus glaubte, es sei Zeit, so richtete er an Buffalmacco dieselbe Bitte, wie vorhin an Bruno. Hierüber that Buffalmacco äußerst aufge-

bracht und fing mit Bruno die schrecklichsten Händel an, indem er sagte: „Beim allmächtigen Gott von Pasignano, ich kann mich kaum halten, Dir eins über den Hirnschädel zu versetzen, daß Du den Himmel für eine Baßgeige ansiehst, Du altes Schwatzmaul, Du! Wer anders als Du hat dies dem Meister verrathen?“ Der Meister Medicus entschuldigte ihn, so sehr er konnte, indem er hoch betheuerte, die Sache aus einer andern Quelle erfahren zu haben, und brachte es endlich durch seine weisen Redensarten, mit denen er ihn überschwemmte, dahin, ihn zu beruhigen. Buffalmacco wandte sich nun an den Meister und sagte: „Lieber Meister, nun sieht man wohl, daß Ihr auf der Universität gewesen seid, da Ihr bis jetzt von einer solchen Sache reinen Mund halten konntet. Ja, wahrhaftig, Ihr könnt mehr als fünfe zählen und habt das Abc so gut wie jeder andere Dummkopf aus dem ff los, und wenn mich nicht Alles täuscht, so seid Ihr ein Sonntagskind. So viel ich von Bruno gehört habe, habt Ihr Medicin studirt; allein ich möchte eher glauben, Ihr habt Euch darauf gelegt, wie man die Leute fange, denn das versteht Ihr durch Euern Witz und Eure schönen Redensarten mehr als irgend ein anderer Mensch.“ Der Meister Medicus fiel ihm in die Rede und sagte: „Was ist es doch für eine schöne Sache um den Umgang mit weisen Männern! Wer hätte wohl alle Fasern meiner Gedanken so schnell ergründen können, als dieser wackere Mann da? Du, Bruno, hast bei weitem nicht so bald eingesehen, was ich werth bin, als er; aber weißt Du noch, was ich Dir sagte, als Du mir sagtest, Buffalmacco habe eine Freude an gescheidten Leuten? Glaubst Du nun, daß er mich gerne hat?“ — „Ganz gewiß,“ antwortete Bruno. Darauf sagte unser Meister zu Buffalmacco: „Ganz anders würdest Du erst sprechen, wenn Du mich in Bologna gesehen hättest; da war weder Vornehm noch Gering, weder Doktor noch Student, der mich

nicht von ganzer Seele geliebt hätte, so sehr wußte ich Alle durch meine Unterhaltung und meinen Witz zu fesseln. Ja, ich sage Dir, ich durfte dort nur ein Wort sprechen, so lachte gleich Alles, so ein großes Wohlgefallen hatten sie an mir. Und als ich von dort abreiste, schwamm Alles in Thränen und Jedermann bat mich, dazubleiben; auch stand es darauf und daran, daß ich dageblieben wäre, denn sie wollten es mir ganz überlassen, den Studenten medicinische Collegien zu lesen vor so viel Zuhörern, als ich bekommen könnte; allein ich wollte nicht, denn ich hatte mir einmal fest vorgenommen, hierher zu gehen und die große Kundschaft anzutreten, die ich hier habe, und die immer mit meinem Hause verbunden war." Darauf sagte Bruno zu Buffalmacco: „Was meinst Du nun? Du wolltest mir's immer nicht glauben, als ich Dir's sagte. Beim heiligen Evangelium, es gibt auf dieser Welt keinen Arzt, der sich besser auf das Wasser von einem Esel verstände, als er; wahrhaftig, Du findest von hier bis zu den Thoren von Paris nicht Seinesgleichen. Na, nimm Dir einmal vor, etwas nicht zu thun, was er haben will?" — „Bruno sagt die Wahrheit," meinte nun der Arzt, „man kennt mich hier nur nicht recht. Ihr seid hier ein so rohes und dummes Volk, wie nur eines, und ich wollte nur, Ihr solltet mich einmal unter den Doktoren sehen, wie ich mich da ausnehme!" Darauf sagte Buffalmacco: „Wahrhaftig, Meister, Ihr habt viel mehr los, als ich je geglaubt hätte; und nun, nachdem ich mit Euch so confus und contract gesprochen habe, als man nur mit gescheidten Leuten, wie Ihr seid, spricht, sage ich Euch, ich werde es ohne Zweifel dahin bringen, daß Ihr in unsere Gesellschaft aufgenommen werdet." Auf dieses Versprechen hin verdoppelte der Doktor seine Ehrenbezeigungen gegen sie, und zum Dank für diese Genüsse verrückten sie ihm mit den ärgsten Dummheiten, die sie aufbringen konnten, den Kopf und versprachen ihm zuletzt,

ihm die Gräfin von Vornossen zu verschaffen, welches die „allerschönste Dame auf dem ganzen großen Misthaufen des Menschengeschlechts“ sei. Der Arzt fragte, wer die Gräfin sei. Darauf sagte Buffalmacco: „Mein lieber, süßer Kürbiskopf, das ist eine gar vornehme Dame, und es gibt wenige Häuser in der Welt, in denen sie nicht die höchste Gerichtsbarkeit ausübt, und nicht bloß sonst viele Leute, sondern auch hauptsächlich der Orden „von den kleinen Brüdern“ zollt ihr bei Paukenschall den verdienten Tribut. Ich sage Euch, wenn sie umherzieht, so gibt sie sich schon durch ihren Geruch zu erkennen, wenn sie auch sonst ganz gut verschlossen ist. So ging sie vor noch nicht gar langer Zeit hier an der Thüre vorüber, als sie zum Arno hinabstieg, sich die Füße zu waschen und ein wenig frische Luft zu schöpfen; ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort hat sie jedoch auf der großen Commodität. Von hier aus sendet sie ihre Sergeanten aus, die alle zum Zeichen ihrer Herrschaft eine Ruthe mit einem Glockengeläute daran tragen. Von ihren ersten Hofbeamten sieht man überall eine Menge, als da sind: Signor Purzel vor der Scheide, Herr Koth, Herr von Stier-im-Bauch, Frau Kacke und noch viele andere, die, wie ich glaube, auch Eure Hausfreunde sind, obgleich Ihr Euch im Augenblick ihrer nicht erinnert. Diese vornehme Dame nun wollen wir Euch, wenn Ihr das Mädchen von Cacavincigli fahren laßt, in die Arme legen, soviel wir wenigstens jetzt im Sinne haben.“ Der Arzt, obgleich zu Bologna geboren und erzogen, verstand ihre Redensarten nicht, und war mit der so bezeichneten Dame zufrieden. Nicht lange nach dieser Unterhaltung erzählten ihm die beiden Maler, daß er so gut wie aufgenommen sei. Den Tag vor der Nacht, in welcher die Versammlung stattfinden sollte, hatte sie der Arzt beide beim Essen, und nach dem Essen fragte er sie, wie er sich zu benehmen habe, um in die Gesellschaft zu kommen. Darauf sagte Buffal-

macco: „Sehet, Meister, Ihr müßt nur recht dreist sein; denn wenn Ihr nicht thut, als wäret Ihr Eurer Sache gewiß, so könnte man Euch leicht ein Hinderniß in den Weg legen, was uns den größten Nachtheil brächte. Worin Ihr aber hauptsächlich dreist sein müßt, das will ich Euch sagen. Ihr müßt nämlich ein Mittel ausfindig machen, daß Ihr Euch heute Nacht, wenn Alles im ersten Schlafe liegt, auf einem der neu aufgeworfenen Grabhügel, welche sie draußen vor Santa Maria Novella errichteten, und zwar in einem Eurer schönsten Röcke, einfindet, damit Ihr gleich zum erstenmal anständig vor der Gesellschaft erscheint. Ueberdies (wenigstens nach dem, was uns gesagt worden ist, wir selbst waren nicht dabei) beabsichtigt die Gräfin, weil Ihr ein Edelmann seid, Euch auf ihre Kosten zum Ritter vom kalten Bade zu machen. Hier wartet Ihr so lange, bis derjenige zu Euch kommt, den wir an Euch absenden werden. Es ist dies aber — Ihr sollt nämlich von Allem unterrichtet sein — ein schwarzes nicht sehr großes Thier mit Hörnern, das mit furchtbarem Zischen und in gewaltigen Sätzen vor Euch auf dem Platze herumspringen wird, um Euch in Furcht zu jagen; wenn Ihr aber keine Furcht zeigt, so wird es sich Euch ganz ruhig nähern. Ist dies geschehen, so kommt ohne die mindeste Furcht von dem Grabhügel herunter, springt, ohne jedoch Gott oder die Heiligen anzurufen, auf das Thier hinauf, und sobald Ihr fest sitzt, so kreuzt die Hände über der Brust, wie die Höflinge zu thun pflegen, und berühret das Thier nicht weiter. Dieses wird sich dann ganz sanft in Bewegung setzen und Euch zu uns bringen; wenn Ihr aber bis dahin entweder Gott und die Heiligen anruft oder Furcht zeigt, so sage ich Euch, es könnte Euch abwerfen oder an einen Ort hinstoßen, der genugsam stinken würde. Darum, wenn Ihr nicht das Herz auf dem rechten Flecke sitzen habt, so bleibt nur zu Hause, denn Ihr würdet Euch dann nur Schaden zufügen,

ohne uns im Geringsten etwas zu nützen.“ Darauf sagte der Arzt: „Ihr kennt mich noch nicht recht. Kehrt Euch nicht daran, daß ich lange Hosen und die Handschuhe in der Hand trage. Wenn Ihr wüßtet, was ich oft Nachts in Bologna, wenn ich mit meinen Kameraden den Mädchen nachlief, gethan habe, so würdet Ihr Euch wundern. So wahr Gott lebt, es war einmal in einer solchen Nacht, da wollte Eine nicht mit uns gehen; es war so ein armes kleines Thierchen, das mir kaum bis an den Nabel ging; aber ich gab ihm zuerst mit der Faust einige Schläge, hob es darauf, so schwer es war, auf, und trug es, ich glaube fast eine Schußlänge; da brachte ich es bald dahin, daß es mit uns ging. Ein anderes Mal erinnere ich mich, ging ich, ohne daß Jemand bei mir war, als mein Bedienter, so etwas nach dem Ave Maria, am Kirchhofe der Minoritenbrüder, auf dem an demselben Tage eine Frau begraben worden war, vorbei und hatte nicht die mindeste Angst. Macht Euch deßhalb keine Sorge um mich, denn ich bin nur zu dreist und muthig. Ich sage Euch also, ich werde, um ganz anständig zu erscheinen, meinen Scharlachrock anziehen, in welchem ich zum Doktor promovirte, und gebet nur Acht, ob nicht die Gesellschaft, wenn sie mich darin erblickt, eine große Freude an mir hat, und mich mir nichts dir nichts schnurstracks zu ihrem Hauptmann macht. Ja, wartet nur, wie es erst gehen wird, wenn ich selbst da sein werde, da die Gräfin sich, noch ehe sie mich gesehen hatte, schon so in mich verliebte, daß sie mich zum Ritter vom Bade machen will. Wie mir aber die Ritterschaft anstehen wird, und wie ich sie zu handhaben wissen werde, ob schlecht oder gut, dafür lasset nur mich sorgen.“ — „Recht gut gesprochen,“ sagte Buffalmacco, „aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr uns nicht zum Besten habt und ausbleibt, und nicht dort gefunden werdet, wenn wir nach Euch senden; ich sage Euch das, weil es heute Nacht sehr kalt werden wird, und

ihr Herren Aerzte Euch hiervor sehr fürchtet." — „Gott bewahre," erwiederte der Arzt, „ich bin keiner von diesen Fröstlern und fürchte mich nicht vor der Kälte. Es kommt mir sehr oft vor, daß ich mich Nachts, wenn mich ein Bedürfniß anwandelt, wie es vielen Leuten geht, erhebe, und dann lege ich nichts an, als meine Wildschur über dem Unterleibchen. Darum werde ich mich ganz gewiß einfinden." Als nun die Beiden fortgegangen waren, und die Nacht hereinbrach, suchte der Arzt seine Frau zu Hause unter allerlei Vorwänden zu beschwichtigen, nahm heimlich seinen schönen Rock aus dem Kasten und zog ihn, als es ihm Zeit schien, an. Darauf ging er auf einen der neu aufgeworfenen Grabhügel und kauerte sich hier, da es sehr kalt war, unter einem Leichensteine zusammen, die Bestie erwartend. Buffalmacco, der groß und stark von Person war, wußte sich eine Maske zu verschaffen, wie sie damals bei gewissen Spielen, die jetzt nicht mehr im Brauche sind, nöthig waren, und zog einen schwarzen Pelz verkehrt an, so daß er ganz wie ein Bär aussah, nur daß seine Maske aus einer Teufelsfratze bestand und Hörner hatte. In diesem Aufzuge ging er auf den neuen Platz von Santa Maria Novella, in dessen Nähe sich auch Bruno begeben hatte, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. Als Jener nun sich vergewissert hatte, daß der Meister Medicus da sei, fing er an, so gewaltige Sprünge zu machen und so furchtbar auf dem Platze herumzuschnauben, zu zischen und zu brummen und zu heulen, als wenn ihn der Teufel ritte. Als dies der Meister sah und hörte, standen ihm alle Haare zu Berge und er fing an, am ganzen Leibe zu zittern und zu beben, ärger als ein altes Weib, und tausendmal wünschte er lieber zu Hause zu sein, als hier. Allein theils deßwegen, weil er einmal hergekommen war, theils aber und hauptsächlich wegen der Begierde, die Wunder zu sehen, von denen ihm jene erzählt hatten, be-

zwang er sich so weit, um ruhig zu scheinen. Nachdem aber Buffalmacco, wie schon gesagt, eine Zeitlang herumgetobt hatte, stellte er sich, als werde er nach und nach ganz ruhig, näherte sich dem Leichensteine, auf dem der Meister saß, und stand hier stille. Der Meister, welcher am ganzen Leibe vor Furcht zitterte, wußte nicht, was er thun solle, ob hinaufspringen oder sitzen bleiben. Da er aber befürchtete, es möchte ihm ein Uebles widerfahren, wenn er nicht hinaufspringe, so überwog diese zweite Furcht die erste; er stand von seinem Steine auf, sagte leise ein „Gott helfe mir," sprang hinauf, setzte sich so fest als möglich und faltete, immer noch vor Furcht zitternd, seine Hände nach Höflingsmanier, wie ihm befohlen worden war. Buffalmacco nahm nun ganz langsam die Richtung gegen Santa Maria della Scala hin und brachte ihn, auf allen Vieren gehend, bis nahe zu dem Kloster der Jungfrauen von Ripola. In dieser Gegend waren damals Gräben gezogen, durch welche die Landleute der Gegend die Gräfin von „Hinten- und Vornoffen" herleiteten, um ihre Felder damit zu düngen. Diesen näherte sich Buffalmacco, trat auf den Rand an einen derselben hinaus, ergriff im geschickten Augenblick mit der einen Hand einen der Füße des Arztes, faßte ihn mit der andern von hinten und warf ihn kopfüber in den Graben hinab. Darauf fing er an heftig zu knurren, herumzuspringen und zu toben und lief endlich die Santa Maria della Scala entlang auf die Allerheiligenwiese, wo er den Bruno traf, der, weil er das Lachen nicht länger mehr hatte halten können, schon vorher hierher durchgegangen war. Beide wollten sich nun vor Lachen ausschütten und beobachteten sodann in der Ferne, was der eingeseifte Medicus machen würde. Sobald dieser weise Herr merkte, an welch' abscheulichem Orte er sich befinde, strengte er sich an, aufzustehen; indem er sich aber auf alle Art abmühte, herauszukommen, fiel er bald auf diese, bald auf jene Seite zurück

und wurde so vom Kopf bis zum Fuße ganz einbalsamirt; nun ward er ganz traurig und niedergeschlagen, und nur erst nachdem er sogar eine kleine Partie verschluckt hatte, gelang es ihm mit Zurücklassung der Kapuze, herauszukommen. Er bröckelte sich nun den Koth mit den bloßen Händen, so gut er konnte, ab, eilte, da ihm nichts Besseres einfiel, schnell nach Hause und klopfte so lange, bis man ihm aufmachte. Kaum war er, also von Gestank überzogen, hineingetreten und hatte die Hausthüre wieder hinter sich geschlossen, als Bruno und Buffalmacco auch schon da waren, um zu hören, wie derselbe von seiner Frau empfangen werde. Wie sie nun auf der Lauer standen, hörten sie, wie die Frau demselben die allergröbsten Schimpfworte sagte, mit denen nur je ein armer Ehekrüppel überschüttet wurde. „Was bist Du doch für ein erbärmlicher Mensch," sagte sie; „einem andern Frauenzimmer bist Du nachgelaufen und wolltest deßhalb in Deinem Scharlachrocke recht anständig vor ihr erscheinen. Ich war Dir also nicht genug? Ich, die ich ein ganzes Regiment befriedigen könnte, geschweige einen Burschen, wie Dich. Hätten sie Dich doch lieber ganz erstickt, statt daß sie Dich bloß dahineinwarfen, wo ganz der geeignete Platz für Dich war! Sehe Einer doch den ehrenwerthen Doktor da, hat eine Frau und läuft Nachts andern Weibern nach." Und mit solchen und andern ähnlichen Redensarten hörte die Frau bis Mitternacht nicht auf, den armen Medicus, der sich inzwischen die ganze Zeit über wusch, zu peinigen. Den andern Morgen gingen Bruno und Buffalmacco, die sich den ganzen Leib, so weit er unter den Kleidern steckte, so bemalt hatten, als wären es blutunterlaufene Flecken, wie man sie von Schlägen bekommt, zu dem Arzte ins Haus, und trafen ihn schon aus dem Bette. Wie sie zu ihm hereintraten, stank ihnen Alles entgegen und sie merkten wohl, daß die Reinigung nicht so vollständig hatte vollzogen werden kön-

nen, daß nichts mehr gestunken hätte. Wie der Arzt sie zu ihm kommen sah, ging er ihnen entgegen und wünschte ihnen einen guten Tag und ein Helfgott. Darauf erwiederten Bruno und Buffalmacco, wie sie es sich vorher vorgenommen hatten, mit ganz verstörten Gesichtszügen: „Das wünschen wir Euch nicht, sondern wir bitten vielmehr Gott, er möchte Euch so viel Unheil auf den Hals schicken, daß Ihr lieber wünschtet, ein Dolchstich mache Eurem Leben ein Ende; denn Ihr seid der wortbrüchigste und heilloseste Verräther, der existirt. Eure Schuld ist es nicht, daß wir, die wir uns Mühe gaben, Euch Ehre und Vergnügen zu bereiten, nicht wie elende Hunde getödtet worden sind. Wegen Eurer Wortbrüchigkeit haben wir heute Nacht so viel Prügel bekommen, daß man mit kaum der Hälfte einen Esel von hier bis nach Rom treiben könnte; und außerdem liefen wir noch Gefahr, mit Schmach aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welcher wir Alles zu Eurer Aufnahme hergerichtet hatten. Wollt Ihr uns keinen Glauben schenken, so seht einmal unsere Leiber an, wie sie aussehen." Nun schlugen sie bei dem schwachen Tagesschimmer, der hereinbrach, ihre Kleider auseinander, zeigten ihm die bemalte Brust und bedeckten sich nachher gleich wieder. Der Arzt wollte sich entschuldigen und von seinem eigenen Unglück anfangen, und wie und wo er hineingeworfen worden sei, allein Buffalmacco sagte: „Ich wollte, Ihr wäret von der Brücke in den Arno hinabgeworfen worden; wer hieß Euch denn auch Gott und die Heiligen anrufen? Hatte man es Euch nicht vorher gesagt?" Darauf sagte der Arzt: „So wahr Gott lebt, ich dachte nicht daran." — „Wie?" sagte Buffalmacco, „Ihr dachtet nicht daran? Ihr werdet Euch an Vieles nicht erinnern, denn unser Abgesandter sagte uns, Ihr hättet gezittert, wie Espenlaub, und gar nicht gewußt, wo Ihr nur wäret. Ja wahrhaftig, Ihr habt Eure Sachen gut gemacht, aber das soll mir eine

Warnung sein, und Euch wollen wir dafür so viel Ehre anthun, als Euch gebührt." Der Arzt fing nun an, um Verzeihung zu flehen und sie um Gotteswillen zu bitten, ihn nicht der Beschimpfung Preis zu geben, und bemühte sich, sie mit so süßen Worten, als er nur finden konnte, zu beruhigen. Und aus Furcht, sie möchten seine Schande ausplaudern, wenn er auf einmal mit seinen Ehrenbezeigungen aufhörte, ehrte und liebkoste er sie von da an mit Geschenken und dergleichen noch weit mehr als zuvor. Auf diese Art nun, wie Ihr gehört habt, ward Dem Verstand beigebracht, der dessen nicht nagelgroß auf der Universität erworben hatte.

Zehnte Novelle.

Eine Sicilianerin nimmt einem Kaufmann Alles, was er von Palermo mitgebracht hat auf eine meisterhafte Art ab; dieser stellt sich, als wäre er von dort mit noch viel mehr Waaren, als vorher, zurückgekehrt, borgt Geld von ihr und läßt ihr dafür Wasser und Abwerg zurück.

Wie sehr die Erzählung der Königin zu verschiedentlichen Malen die Damen zum Lachen brachte, braucht man gar nicht zu fragen. Keine war unter ihnen, der nicht das übermäßige Lachen wenigstens ein Dutzendmal Thränen aus den Augen gepreßt hätte. Als sie jedoch zu Ende war, sagte Dioneo, der wußte, daß nun an ihn die Reihe gekommen war: „Meine liebenswürdigen Damen, es ist eine bekannte Sache, daß feine Pfiffe noch weit mehr gefallen, wenn ein feiner Pfiffikus auf noch pfiffigere Weise zum Besten gehalten wird. Deßwegen habe ich, so schön auch die Erzählungen sind, die Ihr Preis gegeben habt, im Sinne, eine Geschichte zu erzählen, die mehr als irgend eine geeignet sein dürfte, Euch zu ergötzen,

weil diejenige, welche darin zum Besten gehalten wird, eine weit größere Meisterin in der Kunst, Andere zum Besten zu haben, war, als alle die zusammen, die in Euren bisherigen Erzählungen zum Besten gehalten wurden.

In allen Küstenländern, die einen Hafen haben, war es früher und ist vielleicht auch jetzt noch Sitte, daß alle Kaufleute ihre Waaren, mit denen sie anlanden, so bald sie sie ausschiffen lassen, in ein gemeinsames Magazin, das an vielen Orten „Docke" genannt und gewöhnlich von der Gemeinde oder dem Beherrscher des Landes unterhalten wird, bringen. Ueber diese Docks sind besondere Aufseher gesetzt, welchen man alle Waaren nebst der Angabe des Werthes übergibt, wofür der Kaufmann ein besonderes verschlossenes Magazin erhält, in das er sofort seine Waaren bringt und darin verschließt; die Mauthaufseher aber schreiben jedem Kaufmann seine Waare ins große Mauthbuch gut und lassen sich ihre Gebühr von dem Kaufmanne bezahlen, je nachdem dieser alle seine Waare oder nur einen Theil wieder aus dem Mauthhaus-Magazin ausnimmt. Aus diesem Mauthbuche ersehen sodann sehr oft die Mäkler sowohl die Quantität als die Qualität der aufgezeichneten Waaren, und zugleich wer die Inhaber derselben sind, und setzen sich dann mit denselben, je nachdem es sich gerade schickt, wegen Tausch, Wechsel, Baarzahlung oder anderem Absatzwege in Unterhandlung. Dieser Brauch herrschte nun, wie an vielen andern Orten, so auch in Palermo in Sicilien, wo sich zugleich viele Frauenzimmer von zwar sehr großer Körperschönheit, aber nicht von zu eisenfester Ehrbarkeit aufhielten und noch aufhalten. Wer sie nicht kennt, würde sie für sehr vornehme und äußerst ehrbare Damen halten, und da sie darauf ausgehen, einen Menschen nicht bloß zu barbieren, sondern förmlich zu schinden, so unterrichten sie sich sogleich, wenn sie einen fremden Kaufmann sehen, aus dem Mauthbuche, wie

viel derselbe dort liegen hat und wie hoch er anzuschlagen ist, und verschwenden dann die zärtlichsten und verliebtesten Geberden und die süßesten Redensarten, um diese Kaufleute anzulocken und in ihr Liebesnetz zu ziehen. Und schon bei Vielen gelang es ihnen, und diesen wurde dann ein großer Theil ihrer Waaren, wenn nicht gar alle, aus den Händen gespielt; ja es gab sogar schon Kaufleute, die ihnen Ladung und Schiff, Fleisch und Blut überließen, so leicht und einschmeichelnd wissen dieselben das Schermesser zu handhaben. Unter Anderem kam es vor noch nicht gar langer Zeit vor, daß ein junger Mann, ein Landsmann von uns, aus Florenz, Namens Niccolo von Cignano — man nannte ihn aber auch Salabaetto — aus Auftrag seiner Prinzipale mit einer Anzahl wollener Tücher, so viel ihm nämlich an der Messe zu Salerno übrig geblieben waren, im Werthe von wohl fünfhundert Goldgulden, dahin kam. Er übergab die Factur davon den Mauthnern, schaffte sie in ein Magazin und ging, ohne mit dem Verkaufe große Eile zu zeigen, hie und da zu seinem Vergnügen in der Umgegend spazieren. Da er weiß, blond, artig und von einnehmender Körpergestalt war, so warf bald eine jener Rasirkünstlerinnen, die sich Donna Jancofiore nannte und sich schon in verschiedener Hinsicht nach ihm erkundigt hatte, ein Auge auf ihn. Er merkte dies bald und glaubte, in der Meinung, es sei dies eine vornehme Dame, er gefalle ihr seiner Schönheit wegen. Daher beschloß er, in diesem Liebesverhältnisse ganz vorsichtig zu Werke zu gehen, sagte keinem Menschen ein Wort und begann alle Tage vor ihrem Hause auf- und abzugehen. Sie bemerkte dies recht wohl, und nachdem sie ihn einige Tage lang durch ihre Blicke in Feuer und Flammen versetzt hatte, indem sie sich stellte, als verzehre sie sich vor Liebe zu ihm, sandte sie heimlich eine Frau zu ihm, die sich auf die Kuppelei aus dem Fundamente verstand. Diese sagte ihm nach vielen

Abschweifungen, mit Thränen in den Augen, daß er durch seine Schönheit und Anmuth ihre Herrin so für sich eingenommen habe, daß diese weder bei Tag noch bei Nacht mehr Ruhe hätte; deßwegen wünsche dieselbe, wenn es ihm anders auch Recht sei, nichts sehnlicher, als mit ihm heimlich in einem Bade zusammen zu kommen. Nachdem sie dies gesagt, zog sie einen Ring aus ihrem Beutel hervor und gab ihn ihm von Seiten ihrer Herrschaft. Als Salabaetto dies hörte, war er der vergnügteste Mensch, den es jemals gab; er nahm den Ring, drückte ihn an Augen und Lippen, steckte ihn an den Finger und antwortete der guten Frau, daß, wenn Donna Jancofiore ihn liebe, sie dies nicht umsonst thue, denn er liebe sie mehr als sein eigenes Leben, und sei zu jeder Stunde bereit, überall hinzugehen, wohin sie nur befehlen wolle. Mit dieser Antwort kehrte die Kupplerin zu ihrer Herrin zurück, und dem Salabaetto wurde unter der Hand gesagt, in welchem Bade er sie den folgenden Tag nach der Vesper erwarten solle. Genau zur festgesetzten Zeit ging er, ohne irgend Jemanden ein Sterbenswörtchen zu sagen, in dieses Bad, und fand dasselbe bereits von der Dame belegt. Auch war er noch nicht lange da, als zwei beladene Sklavinnen erschienen, von denen die eine eine schöne, große Baumwollen-Matratze, die andere einen sehr großen Korb voll von den verschiedensten Gegenständen auf dem Kopfe hatte. Sie breiteten die Matratze in einem Nebenkabinette des Bades über ein Ruhebett aus, legten dann ein Paar ganz feine mit Seide gestickte Betttücher darüber und darauf eine Decke von dem weißesten cyprischen Seidenhaar, nebst zwei wunderschön durchwirkten Oberkissen. Darauf entkleideten sie sich, stiegen ins Bad hinab und wuschen dasselbe gänzlich aus und reinigten es auf's Sorgfältigste. Gleich darauf kam die Dame selbst, von zwei andern Sklavinnen gefolgt. Diese spendete, sobald sie es sich bequem gemacht hatte, dem

Salabaetto die größten Liebkosungen und sagte ihm endlich, nachdem sie ihn vielmal umarmt und geküßt hatte, unter tiefen Seufzern: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, wer außer Dir mich je so weit hätte bringen können; allein Du hast Feuer auf die Lunte geworfen, Du böser Toskaner, Du." Dann gingen sie ganz nach Wunsch, Beide nackt ins Bad, begleitet von zweien der Sklavinnen, und die Dame wusch darauf den Salabaetto ganz über und über mit der feinsten Bisam- und Gewürznelken-Seife, ohne daß sie Jemand anders Hand an ihn legen ließ, und ließ sich darauf selbst von ihren Sklavinnen waschen und reiben. Als dies geschehen war, brachten die beiden Sklavinnen zwei wunderweiße und feine Betttücher, aus denen ein so starker Rosengeruch hervorströmte, daß man in einem Rosenhain zu sein glaubte, hüllten in die eine den Salabaetto und in die andere die Dame, hoben sie dann auf ihre Schultern und brachten sie Beide in das ihrer wartende Bett. Nachdem sie sodann aufgehört hatten zu schwitzen, nahmen sie die Sklavinnen aus den Betttüchern heraus, ließen sie aber nackt im Bette liegen. Dann nahmen sie aus dem Korbe wunderschöne silberne Riechfläschchen heraus, die theils mit Rosenwasser, theils mit Pomeranzenblüthe, theils mit Jasminblüthe, theils mit andern wohlriechenden Wassern angefüllt waren und bespritzten sie ganz und gar mit diesen Wassern; darauf zogen sie Körbchen mit Confect und kostbaren Weinen hervor, um Herz und Leib wieder zu stärken. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein; tausendmal sah er sie an und fand sie immer schöner, und eine Million Ewigkeiten schien es ihm, bis die Sklavinnen fortgingen und er sich ihr in die Arme stürzen konnte. Als diese endlich auf Befehl der Dame, nachdem sie eine Wachskerze angezündet hatten, hinausgingen, umarmten Salabaetto und sie sich gegenseitig und blieben so eine geraume Zeit liegen zur allergrößten Zufriedenheit des Salabaetto, dem

es so vorkam, als löse sie sich ganz in Liebe zu ihm auf. Als es jedoch Zeit zu sein schien, aufzustehen, ließ sie die Sklavinnen hereinkommen; drauf kleideten sie sich an, stärkten sich wieder etwas durch Getränk und Confect, und wuschen sich Hände und Gesicht mit wohlriechenden Wassern. Als sie sodann im Begriffe waren, fortzugehen, sagte die Dame zu Salabaetto: „Wenn es Dir recht ist, so würde es mir das größte Vergnügen machen, wenn Du diesen Abend bei mir zum Nachtessen und über Nacht bleiben würdest.“ Salabaetto, der von ihrer Schönheit und dem anmuthigen Betragen, das sie anzunehmen wußte, schon ganz bezaubert war, glaubte wirklich, sie liebe ihn wie das Herz im Leibe, und erwiederte ihr: „Schöne Frau, jeder Eurer Wünsche kann mir nur im höchsten Grade willkommen sein, darum werde ich nicht nur heute Abend, sondern immer Alles thun, was Euch recht ist und was Ihr mir befehlt.“ Die Dame kehrte also nach Hause zurück, ließ ihre Garderobe und Meubles schön herrichten, das Zimmer lieblich ausschmücken, eine splendide Tafel auftragen und erwartete so den Salabaetto. Dieser ging, als es etwas dunkel geworden war, hin, ward sehr freundlich empfangen und speiste ganz köstlich und vortrefflich bedient zu Nacht. Als sie darauf in das Schlafzimmer hineingingen, kam ihm ein wundervoller Geruch von Aloeduft entgegen, und er sah das reichste Bett aus Eiderdunen, und die schönsten Kleider an den Nägeln herum. Dieses Alles zusammen, so wie schon jeder einzelne Umstand an sich, machten ihn glauben, das müsse eine recht vornehme und reiche Dame sein, und ob er gleich andererseits gar Manches von ihrer Lebensweise hatte munkeln hören, so wollte er es doch um Alles in der Welt nicht glauben, und meinte, wenn sie vielleicht auch schon einem Andern einen Streich gespielt hätte, so könnte das ihm doch durchaus nicht passiren. Er brachte also die Nacht äußerst vergnügt mit ihr zu und wurde nur immer mehr von

Liebe zu ihr entflammt. Am andern Morgen schlang sie ihm einen schönen, zierlichen Gürtel von Silber mit einem schönen Geldbeutel daran um den Leib, und sagte zu ihm: „Mein süßer Salabaetto, lebe jetzt wohl; und sieh, wie meine Person nur für Dich da ist, so steht auch Alles, was ich habe und was in meinen Kräften steht, zu Deinen Diensten.“ Salabaetto war hoch erfreut, umarmte und küßte sie, ging dann von ihr fort und begab sich dahin, wo die übrigen Kaufleute gewöhnlich zusammen kamen. Indem er nun so hin und wieder mit ihr Umgang pflog, ohne daß es ihn einen Heller kostete, zog er sich die Schlinge immer fester um den Hals. Während dessen gelang es ihm, seine Tücher baar mit einem hübschen Profit zu verkaufen, was die Dame zwar nicht von ihm, aber von andern Leuten sogleich erfuhr. Als nun Salabaetto eines Abends zu ihr gegangen war, fing sie an, mit ihm zu kosen und zu schäckern, küßte und umarmte ihn, und that so über alle Maßen verliebt, daß er glaubte, sie würde in seinen Armen vor Liebe zu ihm sterben. Sie wollte ihm zwei wunderschöne silberne Quasten, die sie hatte, schenken, aber Salabaetto wollte sie nicht nehmen, da er schon mehr als einmal Geschenke von ihr erhalten hatte, im Werthe von mehr als dreißig Goldgulden, während er sie noch nie hatte überreden können, auch nur eines Groschens Werth von ihm anzunehmen. Zuletzt, als sie ihn durch ihr verliebtes Wesen und ihre anscheinende Freigebigkeit ganz in Feuer und Flammen gesetzt hatte, rief ihr eine ihrer Sklavinnen, ihren frühern Befehlen gemäß, hinaus. Sie verließ das Zimmer, blieb eine Weile aus, kehrte dann schluchzend zurück, warf sich mit dem Gesicht auf das Bett und fing nun so jämmerlich zu klagen an, wie es nur ein Weib kann. Salabaetto verwunderte sich höchlich, schloß sie in die Arme, weinte bald ebenfalls und sagte: „Ach mein süßes Wesen, was hast Du auf einmal? Was ist der

Grund dieses heftigen Schmerzes? Geh', sag es mir, Du liebstes Herz." Nachdem sich die Dame genugsam hatte bitten lassen, sagte sie: „Ach, mein süßer Freund, ich weiß nicht, was ich sagen und was ich thun soll. So eben erhalte ich einen Brief von Messina, worin mir mein Bruder schreibt, ich solle alle meine Habe auf der Stelle verkaufen, und ihm in der Frist von heute über acht Tagen tausend Goldgulden übersenden, wo nicht, so werde ihm der Kopf abgeschlagen, und nun weiß ich nicht, wie ich es machen soll, um diese Summe im Augenblick aufzutreiben. Hätte ich nur wenigstens vierzehn Tage Zeit, so wüßte ich schon, woher ich das Geld bekommen könnte, da ich an einem gewissen Orte weit mehr gut habe, oder ich würde eine unserer Besitzungen verkaufen. Aber jetzt ist es mir unmöglich, und lieber hätte mich der Schlag getroffen, als daß mir diese Unglücksbotschaft zukam." Nach diesen Worten that sie noch kläglicher und hörte gar nicht auf, zu weinen. Salabaetto, dem seine Liebesflammen einen großen Theil des Verstandes ausgeblasen hatten, hielt die Thränen für ächt und die Worte für wahr und sagte: „Theuerste Frau, ich kann Euch zwar nicht mit tausend, wohl aber mit fünfhundert Goldgulden dienen, wenn Ihr glaubt, mir sie in vierzehn Tagen wieder zurückgeben zu können. Das ist ein wahres Glück, daß ich gestern alle meine Tücher verkauft habe; denn hätte ich das nicht, so könnte ich Euch keinen Groschen anbieten." — „Wie?" rief nun die Dame, „so warst Du in Geldnoth? Warum hast Du mich nicht darum angegangen? Denn wenn ich auch im Augenblick nicht Tausende habe, so hätte ich Dir doch wohl mit hundert oder zweihundert aushelfen können. Nun habe ich nicht mehr den Muth, den Dienst, den Du mir anbietest, von Dir anzunehmen." Salabaetto war von diesen Worten ganz bezaubert und sagte: „Theuerste Frau, darüber lasset Euch kein graues Haar wach-

sen, denn wenn ich es so sehr benöthigt gewesen wäre, wie Ihr jetzt, so hätte ich es Euch schon gesagt.“ — „Ach,“ sagte nun die Dame, „mein lieber Salabaetto, nun sehe ich wohl ein, wie wahr und vollkommen Deine Liebe gegen mich ist, da Du in dieser Noth eine so große Summe Geldes von selbst mir anträgst, ohne daß ich erst nöthig gehabt hätte, Dich darum zu bitten. Wahrhaftig, war ich schon vorher ganz Dir eigen, so bin ich es jetzt noch weit mehr. Keinen Augenblick werde ich es vergessen, daß ich Dir das Leben meines Bruders verdanke. Aber Gott weiß es, wie ungern ich es von Dir annehme, da Du ein Kaufmann bist und die Kaufleute alle ihre Geschäfte mit baar Geld machen; indessen die Noth drängt, und da ich die gewisse Hoffnung habe, Dir es recht bald wieder zurückgeben zu können, so will ich es annehmen, und zum Ueberfluß, wenn ich etwa nicht sobald Mittel und Wege fände, will ich Dir alle meine Habseligkeiten hier verpfänden.“ Nachdem sie dieses gesagt, sank sie mit Thränen dem Salabaetto um den Hals. Salabaetto suchte sie zu trösten, blieb die Nacht bei ihr, und brachte, um sich ihr so gefällig als möglich zu zeigen, ohne eine weitere Bitte von ihr abzuwarten, die fünfhundert baare Goldgulden, welche sie äußerlich mit Thränen in den Augen, innerlich aber lachend annahm, während sich Salabaetto mit ihrem bloßen Worte begnügte. Sobald die Dame das Geld in Händen hatte, wurden andere Saiten aufgezogen; denn wenn Salabaetto früher, so oft er kommen wollte, freien Zutritt zu ihr hatte, so gab es jetzt der Gründe und Hindernisse eine Menge, so, daß es ihm unter siebenmal kaum einmal vergönnt war, zu ihr zu kommen, und von den früheren freundlichen Gesichtern, Liebkosungen und Bewirthungen war keine Rede mehr. Schon waren ein bis zwei Monate über den Termin, an dem er sein Geld erhalten sollte, verstrichen, ohne daß etwas gekommen wäre, und als er es for-

derte, erhielt er Versprechungen statt der Zahlung. Salabaetto überzeugte sich daher endlich von der List des bösen Weibes und von seiner eigenen Unvorsichtigkeit; er sah ein, daß es ihr um Nichts, als um ihre eigene Person zu thun sei, allein er konnte nichts machen, da er von ihr weder etwas Schriftliches noch einen Zeugen aufzuweisen hatte; auch schämte er sich, sich bei irgend Wem zu beklagen, da man ihn vorher gewarnt hatte, und weil er die Spöttereien, die er wegen seiner Dummheit verdient hatte, fürchtete. Ob er daher gleich über alle Maßen betrübt war, so beweinte er seine Thorheit doch nur bei sich selbst. Da er nun von seinen Prinzipalen mehrere Briefe erhielt, er solle sich für das Geld Wechsel geben lassen und diese ihnen zusenden, so beschloß er, abzureisen, damit seine Restsetzung (da er das Geld nicht schicken konnte) wenigstens nicht hier bekannt würde. Er bestieg daher ein Schiff und fuhr statt nach Pisa, wie er hätte sollen, nach Neapel. Dort verweilte gerade damals ein Landsmann von uns, Pietro von Canigiano, Schatzmeister Ihrer Majestät der Kaiserin von Constantinopel, ein Mann von großem Verstande und hoher Einsicht, ein genauer Freund Salabaetto's und der Seinigen. Diesem, als einem ganz verschwiegenen Manne, erzählte Salabaetto, nachdem er noch einige Tage in Trauer hingebracht, Alles, was er gethan hatte, und wie es ihm darauf ergangen war, und suchte um seine Hülfe und seinen Rath nach, indem er nicht wußte, wovon er leben sollte, da er, wie er versicherte, fest entschlossen war, nie mehr nach Florenz zurückzukehren. Canigiano war sehr betrübt darüber und sagte: „Du hast schlecht gehandelt, hast Dich schlecht aufgeführt, hast Deinem Herrn gedient, wie ein schlechter Knecht! So viel Geld auf einen Zug in Wohlleben verprassen! Aber was kann man machen? Es ist einmal geschehen und wir wollen daher auf etwas Anderes denken." In der That hatte er auch, da er ein sehr verschlagener Kopf war,

bald Etwas ausgedacht und theilte nun dem Salabaetto mit, was er zu thun hätte. Diesem gefiel der Vorschlag sehr gut, und er schickte sich daher sogleich an, denselben auf gut Glück auszuführen, und da er selbst noch einiges Geld hatte und ihm Canigiano noch einiges lieh, so machte er viele Ballen zusammen und schnürte sie fest zu; dann kaufte er wohl zwanzig große Oelfässer, füllte diese und kehrte, nachdem er Alles verladen hatte, nach Palermo zurück. Hier übergab er den Mauthbeamten die Faktur seiner Ballen, sowie den Valorschein über seine Fässer, ließ Alles zusammen in sein Conto eintragen und legte es ins Magazin, indem er erklärte, vorher, ehe die andern Waaren, die er noch erwarte, angekommen wären, nichts anrühren zu wollen. Hievon erhielt Jancofiore bald Kenntniß, und da sie hörte, daß die Waaren, die er für jetzt mitgebracht, an sich schon ihre zweitausend und noch mehr Goldgulden werth seien, die, welche er erst erwartete, und die wohl dreitausend werth sein sollten, gar nicht gerechnet, so glaubte sie, ihn noch nicht genug gerupft zu haben, und beschloß ihm die fünfhundert Gulden zurückzugeben, um den größern Rogen zu fangen. Sie schickte daher nach ihm, und Salabaetto, der nun aber voller Bosheit war, ging zu ihr. Sie that, als wüßte sie gar nichts von den Waaren, die er mitgebracht, empfing ihn aufs Allerfreundlichste und sagte: „Ach, Du bist wohl böse auf mich, weil ich Dir Dein Geld nicht auf die Zeit zurückgegeben habe?“ Salabaetto fing an zu lachen und sagte: „Schöne Frau, allerdings hat es mich ein wenig von Euch verdrossen, denn für Euch hätte ich mir ja das Herz aus dem Leibe gerissen, so ich geglaubt hätte, Euch damit einen Gefallen zu erweisen; aber hört nur, wie ich meinen Zorn an Euch auslassen will. Die Liebe, die ich zu Euch hege, ist so groß und so innig, daß ich den größten Theil meiner Besitzungen verkauft habe, und dafür Waaren mit hieher brachte, die wohl

ihre zweitausend Gulden werth sind, und erwarte deren noch mehr aus dem Abendlande im Werthe von dreitausend Gulden. Mit diesen beabsichtige ich einen Tuchladen zu errichten und mich hier niederzulassen, um immer in Eurer Nähe zu sein, denn ich glaube in Eurem Herzen besser aufgehoben zu sein, als nur irgend ein Verliebter in dem Herzen seiner Geliebten." Darauf erwiederte die Dame: „Sieh, Salabaetto, Dein Plan gefällt mir außerordentlich, so kann nur der denken, den ich mehr liebe, als mein Leben; es macht mir ein ausnehmendes Vergnügen, daß Du mit der Absicht, hier zu bleiben, zurückgekehrt bist, denn ich hoffe, wir werden noch recht viele vergnügte Tage mit einander verleben; allein ich habe mich noch ein wenig zu entschuldigen, daß Du damals, als Du von hier fortgingst und einige Male mich besuchen wolltest, nicht angenommen wurdest, so wie auch darüber, daß Dir, wenn Du kamst, kein so freundlicher Empfang zu Theil wurde als sonst, und besonders, daß ich Dir Dein Geld nicht auf die versprochene Zeit hin zurückgegeben habe. Aber Du weißt ja, ich hatte damals so viel Kummer und Trübsal, und unter solchen Umständen kann man Einem, wenn man ihn auch noch so sehr liebt, kein so gutes Gesicht machen und ihm nicht so viel Aufmerksamkeit erweisen, als er es gerne hätte. Ueberdies mußt Du wissen, ist es für eine Dame ein äußerst mißlicher Umstand, tausend Goldgulden bekommen zu sollen und dann den ganzen Tag mit Lügen hingehalten zu werden, und nichts von dem zu erhalten, was uns versprochen worden war. Dann können wir doch nichts Anderes thun, als andere Leute ebenfalls wieder anlügen; und daher kommt es, denn sonst ist Nichts schuld, daß ich Dir Dein Geld nicht wieder gab. Zwar erhielt ich es kurze Zeit nach Deiner Abreise, und Du darfst sicher sein, daß ich es Dir geschickt hätte, wenn ich nur gewußt hätte, wohin; allein da ich es nicht wußte, so habe ich es Dir aufgehoben." Sie ließ

sich darauf eine Börse geben, worin noch dieselben Goldstücke lagen, die er ihr geliehen hatte; gab ihm dieselben in die Hand und sagte: „Sieh doch nach, ob es richtig fünfhundert sind." Salabaetto war in seinem Leben nie so vergnügt gewesen, als jetzt. Er zählte das Geld, fand es richtig, steckte es zu sich und sagte: „Schöne Frau, ich sehe, daß Ihr die Wahrheit sagt, und ich bin nun ganz zufrieden. Deßwegen und wegen der Liebe, die ich zu Euch hege, dürft Ihr jeden Wunsch, dessen Erfüllung in meiner Macht steht, nur aussprechen, und ich stehe Euch zu Diensten; und damit Ihr sehet, daß ich mein Wort halte, so stellt mich nur gleich auf die Probe." So war der Friede wieder hergestellt, wenigstens den Worten nach; Salabaetto war wieder ganz artig gegen sie und sie überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und anderen Zeichen ihres Wohlgefallens, und erwies ihm die größte Liebe von der Welt. Allein Salabaetto wollte sie in dieselbe Grube fallen lassen, die sie ihm bereitet hatte. Als er daher eines Tages von ihr zum Nachtessen und zum Uebernachtbleiben eingeladen war, machte er ein so tiefsinniges und betrübtes Gesicht, daß man glauben mußte, der Tod sitze ihm auf den Fersen. Jancofiore umarmte ihn, küßte ihn und drang mit Fragen in ihn, warum er so tief betrübt sei. Nachdem er sich eine gute Weile hatte bitten lassen, sagte er: „Ich bin ganz außer mir, denn das Schiff, auf welchem die Waaren, die ich erwartete, verladen waren, ist von Corsaren aus Monaco genommen worden, und muß nun um zehntausend Goldgulden, von denen tausend auf meinen Part kommen, ausgelöst werden; und ich habe keinen Heller, weil ich die fünfhundert Stücke, die Du mir gabst, augenblicklich nach Neapel sandte, um Leinwand dafür zu kaufen, die ich hieher kommen lasse. Wollte ich aber die Waaren, die ich hier liegen habe, jetzt im Augenblicke verkaufen, so würde ich kaum die Hälfte lösen, da jetzt nicht der rechte Zeitpunkt ist. Zum

Unglück noch bin ich hier nicht genug bekannt, um Jemand zu finden, der mir aushälfe, deßwegen weiß ich mir weder zu rathen noch zu helfen, denn wenn ich das Geld nicht bald hinschicke, so werden die Waaren nach Monaco gebracht, und ich bekomme nie mehr einen Faden davon." Hierüber ward die Dame außerordentlich beunruhigt, denn sie befürchtete, Alles zu verlieren. Nachdem sie sich daher bedacht, wie sie die Sache angreifen müsse, sagte sie: „Gott weiß es, wie nahe mich dies, aus Liebe zu Dir, angeht, allein was hilft es, sich darüber abzuquälen? Wenn ich so viel Geld hätte, so würde ich es Dir, so wahr Gott lebt, gerne geben, allein ich habe es nicht. Ich kenne aber hier Jemanden, der mir neulich die fünfhundert Gulden, die mir noch fehlten, vorstreckte; allein er verlangt große Zinsen, denn er nimmt nicht weniger als dreißig vom hundert. Auch müßtest Du, falls Du das Geld von diesem Menschen haben wolltest, ihm ein gutes Pfand geben, allein wenn ich nun auch, um Dir einen Gefallen zu thun, mit allen meinen Habseligkeiten und mit meiner Person selbst für Dich gutstehen will, damit er Dir Geld darauf leiht, wie willst Du ihn für den Rest sicherstellen?" Salabaetto sah recht wohl ein, was sie für eine Triebfeder hatte, ihm diesen Dienst zu erweisen, und wußte nun schon, daß er von ihr das Geld geliehen bekommen werde. Sehr erfreut hierüber, dankte er ihr zuerst und sagte ihr sodann, daß er trotz der unverschämten Zinsen doch nicht anders könne und die Sache annehmen wolle, da ihn die Noth zwinge. Darauf setzte er noch hinzu: „die Sicherheit solle in den Waaren bestehen, die er auf dem Packhofe liegen habe; diese wolle er auf den einschreiben lassen, der ihm das Geld leihe; nur wolle er den Schlüssel zum Magazin behalten, sowohl um seine Waaren zeigen zu können, wenn Nachfrage darnach käme, als auch damit ihm Niemand etwas anrühre oder vertausche oder verwechsle." Die Dame sagte,

das sei ganz recht, diese Sicherheit genüge vollkommen. Sie schickte daher, sobald es Tag geworden war, nach einem Mäckler, in den sie viel Vertrauen setzte, sagte ihm, was zu thun sei, und gab ihm tausend Goldgulden, die derselbe alsobald zu Salabaetto trug; die Waaren aber, die Salabaetto auf dem Packhofe hatte, ließ er auf seinen Namen eintragen. Nachdem die Verschreibungen gegenseitig zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit ausgefertigt waren, ging Jeder seines Weges, Salabaetto aber bestieg, so schnell er nur konnte, ein Schiff, und kehrte mit seinen fünfzehnhundert Goldgulden zu Pietro von Canigiano nach Neapel zurück. Hier legte er seinen Prinzipalen in Florenz, die ihn mit den Tüchern abgeschickt hatten, in aller Ordnung Rechnung ab, bezahlte den Pietro und jeden Andern, dem er noch etwas schuldig war, und machte sich mit dem Gelde, das er der Sicilianerin abgeführt hatte, mit Canigiano vergnügte Tage. Darauf ging er nach Ferrara, da er nicht länger Kaufmann bleiben wollte. Als Jancofiore den Salabaetto in Palermo vermißte, wunderte sie sich und schöpfte Verdacht; sie wartete wohl zwei Monate, da sie aber sah, daß er nicht kam, ließ sie durch den Mäckler das Magazin öffnen. Zuerst brach man die Fässer auf, welche sie voll Oels vermuthete, allein man fand sie voll Meerwasser, und nur oben am Spundloch war ein kleiner Rand mit Oel gefüllt. Als man darauf die Ballen öffnete, so bestanden alle, bis auf zwei, in denen sich Tücher befanden, aus Abwerg; kurz Alles, was da war, hatte kaum den Werth von 200 Gulden. Jancofiore sah nun wohl ein, daß sie betrogen sei, und weinte lange, sowohl über die zurückerstatteten fünfhundert Gulden, als auch noch viel mehr über die geliehenen tausend Gulden, und bei sich selbst wiederholte sie oftmals die Worte: „Trau, schau, wem,“ oder „wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein,“ und so mußte sie zu ihrem

eigenen Schrecken und Spott lernen, daß stets Einer listiger ist als der Andere.

Als Dioneo seine Erzählung beendigt hatte, sah Lauretta, daß die Zeit gekommen sei, wo ihre Herrschaft ein Ende nehmen mußte; nachdem sie daher den Canigiano wegen seines klugen Rathes, der sich im Erfolge bewährt hatte, und den Salabaetto wegen seiner Verschlagenheit, mit der er die Sache durchzuführen wußte, gelobt hatte, nahm sie den Lorbeer von ihrem Haupte, setzte ihn der Emilie auf und sagte mit weiblicher Artigkeit: „Edle Dame, wir wissen zwar nicht, ob wir eine gütige Königin an Euch bekommen werden, aber eine schöne ganz gewiß. Macht also, daß Eure Handlungen Eurer Schönheit entsprechen.“ Darauf setzte sie sich nieder. Emilie ward ein wenig schamroth, nicht sowohl darüber, daß sie Königin geworden war, als darüber, daß sie über das, wornach Frauenzimmer am begierigsten sind, ein öffentliches Lob erhalten hatte, und sah nun aus wie eine junge Rose beim Morgenroth. Sie schlug daher die Augen nieder; als jedoch die Röthe verschwunden und sie mit dem Seneschall wegen der Gesellschaft das Nöthige angeordnet hatte, fing sie so an zu sprechen: „Geliebteste Damen, es ist uns Allen recht wohl bekannt, daß man die Ochsen, wenn sie einen Theil des Tages über unter das Joch gespannt, sich abgearbeitet haben, abjocht und abschirrt, und sie ganz frei nach ihrer Lust in den Wäldern auf die Weide gehen läßt; ferner wissen wir, daß Gärten, in denen verschiedene Pflanzen und Gesträuche wachsen, nicht nur nicht weniger schön, sondern vielmehr weit schöner als Wälder sind, die nur mit Eichen bewachsen sind; deßwegen glaube ich, daß es — wenn wir bedenken, wie viele Tage lang wir nach einem bestimmten Plane über einen bestimmten Gegenstand gesprochen haben — an der Zeit ist, einmal ein Bischen herumzuschweifen.

Dies wird eben so nützlich als angenehm sein, denn durch das Herumschweifen bekommen wir neue Kräfte, um uns wieder unter das Joch spannen zu lassen. Was daher die morgenden Erzählungen — denn diese liebliche Beschäftigung wollen wir fortsetzen — betrifft, so geht meine Absicht nicht dahin, Euch auf gewisse Grenzen zu beschränken, sondern ich will, daß Jeder ganz nach seinem Gutdünken erzähle, was ihm beliebt, und bin fest überzeugt, daß in der Mannigfaltigkeit dieser Erzählungen nicht weniger Reiz liegen wird, als wenn wir bloß über einen Gegenstand gesprochen hätten. Haben wir dies gethan, so kann der, welcher nach mir zur Regierung kommt, um so sicherer und mit um so mehr Erfolg die früheren Beschränkungen wieder einführen." Nachdem sie dies gesagt, gab sie Jedem bis zur Mittag-Tafel freien Spielraum. Jedermann lobte die Weisheit in den Worten der Königin; dann standen sie auf und Jeder wählte sich eine ihm beliebige Beschäftigung. Die Damen flochten Kränze und trieben sonstigen Zeitvertreib, die Herren spielten und sangen, und so verging die Zeit bis zum Essen. Als es jedoch Zeit war, speisten sie an der schönen Fontaine ganz fröhlich und vergnügt zu Mittag, und nach der Tafel vergnügten sie sich, wie gewöhnlich, mit Singen und Tanzen. Zuletzt befahl die Königin, um dem System ihrer Vergnügungen treu zu bleiben — abgesehen von dem, was bereits freiwillig vorgetragen worden war — dem Pamfilo, er solle ein Lied singen. Dieser zeigte sich sogleich bereit und begann also:

Amor, dein Angebinde
Macht mich so heiter und so wohlgemuth.
Daß mir nur Glück erblüht aus deiner Gluth

Mein Herz weiß sich vor Freude nicht zu fassen
Auf dieser süßen Weide,
Wohin du es getrieben:
Es schwillt und muß sie überschäumen lassen,

Daß mir die helle Freude
Im Antlitz steht geschrieben,
Weil ja mein Muth zum Lieben
So hohes Ziel erkor, so edles Gut,
Daß er nun gern in dieser Flamme ruht.

Ich kann's in meinem Liede nicht erzählen
Noch mit dem Finger zeigen,
Das Glück, das ich gewonnen,
Und wenn ich's könnte, müßt' ich's doch verhehlen,
Denn wüßt' ich nicht zu schweigen,
Erlöschen meine Sonnen.
Doch ich bin so voll Wonnen,
Daß, hätt' ich auch zum Reden je den Muth,
Die Gluth mir trocknete der Worte Fluth.

Wer dacht' es je, daß diese Arme sollten,
Was fröhlich sie umfingen,
Sich zu umfah'n erlauben?
Daß diese Lippen dürften ungescholten
Den Raub, den sie begingen,
So wonnetrunken rauben?
Man würd' es nimmer glauben,
Welch heitres Glück mich setzt in solche Gluth.
Drum berg' ich's still und bleibe wohlgemuth.

Als Pamfilo sein Lied geendet hatte, waren Alle einstimmig in dessen Lob; Jeder hatte mit weit größerer Aufmerksamkeit, als er sonst gewöhnlich that, auf jedes einzelne Wort gemerkt, und strengte sich nun an, herauszubringen, was Jener, wie er gesungen hatte, geheim halten müßte. Einige hatten zwar wohl ihre Gedanken und Muthmaßungen, allein Keiner traf ganz in's Schwarze. Als jedoch die Königin nach beendigtem Gesang sah, daß die jungen Herren und Damen sich gerne zur Ruhe begeben möchten, so hieß sie Jedermann schlafen gehen.

Es beginnt der neunte Tag

des

Dekameron,

an welchem, unter dem Regiment der Emilie, Jeder von dem erzählt, was ihm beliebt und am besten behagt.

Das Licht, vor dessen Glanz die Nacht entflieht, hatte schon zum großen Theil die azurne Farbe des Himmels in Himmelblau verwandelt, und bereits begannen die Blumen auf der Wiese ihr schläfrig Haupt zu erheben, als Emilie aufstand und sowohl ihre Gefährtinnen als die jungen Herren rufen ließ. Diese kamen schnell herbei, näherten sich leisen Schrittes der Königin, und gingen dann nach einem kleinen Gehölze, das nicht weit vom Palaste entfernt war. Hier sahen sie, wie die Thiere des Waldes, Rehe, Hirsche und andere, als wären sie durch die grassirende Pest vor den Jägern ganz sicher, ruhig vor ihnen stehen blieben, gleichsam als wären sie zahm geworden und hätten keine Furcht vor den Menschen mehr. Sie näherten sich bald dem Einen, bald dem Andern, wie wenn sie es fangen wollten, und vergnügten sich so eine geraume Zeit an den Sprüngen und Läufen, die die Thiere dann machten. Endlich aber, als die Sonne schon hoch gestiegen war, meinten Alle, es sei Zeit, umzukehren. Sie hatten Alle die Häupter mit Eichenlaub umkränzt, und die Hände voll wohlriechender Kräuter und Blumen, so daß, wer ihnen

begegnet wäre, nichts Anderes hätte sagen können, als diese seien dem Tode noch nicht verfallen, oder er müßte sie nur in der hellen Fröhlichkeit hinwegraffen. Langsam dahinschlendernd, kamen sie so unter Gesang und Scherz und Gelächter zum Palast zurück; hier fanden sie Alles auf's Beste hergerichtet, und ihre Dienerschaft empfing sie freudig und jubelnd. Nachdem sie sodann ein wenig ausgeruht hatten, gingen sie zur Tafel, doch nicht eher, als bis die jungen Herren und Damen mehr als sechs Liederchen, eines immer lustiger als das andere, gesungen hatten. Darauf ließen sie sich Wasser zum Händewaschen geben, und der Seneschall wies Jedem nach den Befehlen, die er von der Königin erhalten hatte, seinen Platz an der Tafel an; dann aßen sie Alle ganz vergnügt von den aufgetragenen Speisen. Nachdem sie darauf von der Tafel aufgestanden waren, vertrieben sie sich einige Zeit mit Tanzen und Singen die Langeweile, und hernach erlaubte die Königin Jedem, der wollte, sich ein wenig niederzulegen. Sobald aber die gewohnte Stunde kam, ging Jeder an den zum Erzählen bestimmten Ort. Die Königin befahl sofort mit einem Blick auf Filomena, sie sollte für heute mit dem Erzählen den Anfang machen, und diese begann lächelnd auf folgende Weise.

Erste Novelle.

Frau Francesca wird von einem gewissen Rinuccio und einem Andern, Namens Alessandro, geliebt, liebt aber keinen von Beiden, und schafft sich nun, indem sie dem Einen, als wäre er todt, in ein Grabgewölbe zu kriechen befiehlt und den Andern anweist, den Todten herauszuziehen, womit diese jedoch nicht zu Stande kommen, Beide listig vom Halse.

Gnädigste Frau, es freut mich ungemein, daß Ihr beliebt habt, mich auf dem freien und offenen Felde, auf dem sich nach Eurer Hoheit Befehl unsere Erzählungen bewegen sollen, den Wettlauf beginnen zu lassen; ich zweifle auch nicht daran, daß, wenn ich meine Sachen gut mache, die Andern, die nach mir kommen, es eben so gut, wenn nicht noch besser machen werden. Schon oft, meine anmuthigen Damen, haben wir in unsern Erzählungen bewiesen, wie viel Gewalt und Stärke die Liebe hat, und doch glaube ich nicht, daß schon genugsam davon gesprochen wurde, und es würde dies auch nicht der Fall sein, wenn wir ein ganzes Jahr hindurch von gar nichts Anderem, als nur von diesem Gegenstand erzählten. Die Liebe bringt Liebende nicht nur oftmals in Verzweiflung, daß sie sterben zu müssen glauben, sondern sie verleitet sie auch, in die Wohnungen der Todten hinabzusteigen; und außerdem will ich Euch noch eine Geschichte erzählen, aus der wir nicht bloß die Allgewalt der Liebe, sondern auch eine beherzte Frau kennen lernen, die Klugheit genug hatte, um sich Zwei, die sie gegen ihren Willen liebten, vom Halse zu schaffen.

Ich sage Euch also, es war einmal in Pistoja eine Wittwe, eine sehr schöne Frau. Für diese wurden zufälligerweise zwei Florentiner, Landsleute von uns, die, weil sie aus Florenz verbannt waren, dort ihren Wohnsitz hatten, und von denen

der Eine Rinuccio Palermini, der Andere Alessandro Chiarmontesi hieß, zu gleicher Zeit, ohne daß jedoch Einer etwas von dem Andern wußte, heftig eingenommen. Beide waren sterblich verliebt, und Jeder gab sich in aller Stille so viel Mühe, als nur möglich, um ihre Liebe zu gewinnen. Da nun diese edle Dame, die Frau Francesca de Lazzari hieß, sehr oft von Jedem derselben mit Briefen und Bitten bestürmt wurde, so wollte sie, nachdem sie unvorsichtig genug gewesen war, sie sehr oft angehört zu haben, sich vorsichtig zurückziehen, wußte aber nicht wie. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, wie sie sich der lästigen Freier entledigen könne. Sie wollte nämlich von einem Jeden einen Dienst verlangen, den, wie sie glaubte, Keiner, obgleich die Sache ausführbar war, leisten würde, um somit, wenn der Dienst nicht geleistet werde, einen gültigen und haltbaren Vorwand zu haben, ihre Briefe und Botschaften nicht mehr anzunehmen. Ihr Plan war nun folgender. Es war nämlich an dem Tage, da sie auf diesen Gedanken kam, in Pistoja Einer gestorben, der, obgleich seine Voreltern als edle Männer bekannt waren, in dem Rufe stand, der schlechteste Mensch zu sein, der je in Pistoja oder überhaupt auf der Welt lebte. Ueberdies war derselbe, als er noch lebte, so mißgestaltet und hatte ein so confiscirtes Gesicht, daß, wer ihn zum erstenmal sah und nicht kannte, Furcht vor ihm haben mußte. Dieser Mensch nun war in einer Gruft außerhalb der Kirche der Minoritenbrüder begraben, was, wie sie glaubte, ihrem Vorhaben sehr förderlich sein werde. Sie sagte daher zu ihrem Dienstmädchen: „Du weißt, wie viel Aerger und Verdruß mir alle Tage die Briefe und Botschaften machen, die ich von den beiden Florentinern, dem Rinuccio und Alessandro bekomme; ich bin aber keineswegs Willens, ihnen meine Liebe zu schenken, darum habe ich, um sie mir vom Halse zu schaffen, den Entschluß gefaßt, von ihnen, weil sie sich immer

so hoch und theuer verschwören, eine Probe zu verlangen, die sie ganz gewiß nicht aushalten werden, und dann bin ich all' dieser Plackereien los. Höre nun, wie. Du weißt, heute Morgen ist auf dem Kirchhofe der Minoritenbrüder Scannadio (so hieß der schlechte Mensch, von dem wir so eben gesprochen), vor dem die beherztesten Menschen dieser Stadt, wenn sie ihn sahen, so lange er noch bei Leben war, sich fürchteten, wie viel mehr jetzt, da er gestorben ist, begraben worden. Gehe nun also heimlich zuerst zu Alessandro und sage ihm: Frau Francesca läßt Dir sagen, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo Du ihre Liebe, nach der Du so lange geschmachtet, gewinnen, und auf die Weise, wie Du begehrst, mit ihr zusammen kommen könnest. Es soll ihr, den Grund wirst Du später erfahren, heute Nacht von einem ihrer Verwandten der Leichnam Scannadio's, der heute begraben wurde, ins Haus gebracht werden; sie will es aber nicht haben, da sie, obgleich er nun wirklich todt ist, doch große Furcht vor ihm hegt; sie bittet Dich daher, und will es als einen großen Liebesdienst betrachten, Du möchtest diesen Abend, so um den ersten Schlaf, in die Gruft, in welcher Scannadio liegt, hinabsteigen, seine Kleider anziehen und Dich stellen, als ob Du er selbst wärest, bis Jemand zu Dir kommt; dann sollst Du Dich, ohne ein Wort zu sagen, ohne ein Zeichen von Dir zu geben, von ihm herausnehmen und in ihre Wohnung bringen lassen; dort wird sie Dich empfangen und Du kannst bei ihr bleiben, so lange es Dir beliebt, oder auch fortgehen; für das Uebrige aber sollest Du nur sie sorgen lassen. Sagt er nun, er wolle es thun, so ist es gut, sagt er aber, er wolle es nicht thun, so sage ihm von meiner Seite, er solle sich nirgends mehr blicken lassen, wo ich sei, und wenn er sein Leben lieb habe, so solle er sich hüten, mich ferner mit einem Briefe oder einem Boten zu belästigen. Nachher geh' zu Rinuccio Palermini und sage ihm: Frau

Francesca läßt Dir sagen, daß sie bereit sei, alle Deine Wünsche zu erfüllen, wenn Du ihr einen großen Gefallen erweisen wollest; Du sollest nämlich diese Nacht gegen Mitternacht hin zu der Gruft gehen, in welcher heute Morgen Scannadio beigesetzt wurde, und den Leichnam ganz sanft, ohne ein Wort über das, was Du hörst oder siehst, zu sagen, herausziehen und zu ihr ins Haus bringen. Hieraus wird sie Deine Ergebenheit erkennen, und Du kannst dann von ihr erhalten, was Du willst. Willst Du aber die Sache nicht vollbringen, so sollst Du ihr nur nie mehr einen Boten oder einen Brief senden." Das Mädchen ging zu Beiden hin und sprach mit einem Jeden, nach der Weisung, die es erhalten hatte. Jeder antwortete, daß er für die Herrin, so bald sie es wünsche, nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle gehen würde. Das Mädchen brachte die Antwort ihrer Frau zurück, und diese wartete nun, ob die Herren Narren genug sein würden, dies zu thun. Als es nun Nacht wurde und um die Stunde des ersten Schlafes war, entkleidete sich Alessandro Chiarmontesi bis auf's Wamms, verließ seine Wohnung und ging der Gruft zu, in der er Scannadio's Stelle vertreten sollte. Während des Ganges durchkreuzten aber arge Gedanken sein Gehirn, und er sprach zu sich selbst: „Was bin ich doch für ein Dummkopf! Wo gehe ich nun hin? Weiß ich denn, ob ihre Verwandte, die vielleicht meine Liebe zu ihr gemerkt haben, und nun der Meinung sein können, es sei weiter zwischen uns gekommen, als es gekommen ist, sie nicht zu diesem Schritte verleitet haben, um mich in dieser Gruft umzubringen? Wenn es so wäre, so wäre ich allein der gestrafte Theil, und niemals könnte etwas darüber laut werden, das ihnen zum Nachtheil gereichte? Oder, was weiß ich, hat vielleicht einer meiner Feinde, den sie möglicherweise liebt, und dem sie dadurch einen Gefallen erweisen will, mir diesen Fallstrick bereitet? Aber," sagte er weiter,

„gesetzt auch, dem sei nicht so, und ihre Verwandten werden mir weiter nichts thun, als mich zu ihr in's Haus tragen, so kann ich wahrhaftig doch nicht glauben, sie werden den Leichnam des Scannadio dorthin bringen, damit sie ihn in ihre Arme schließe, oder sie werden ihn ihr gar selbst in die Arme legen; ich muß vielmehr glauben, sie wollen denselben mißhandeln, weil er ihnen einmal vielleicht in irgend einer Sache zu nahe getreten ist. Sie sagt ja, ich solle über Alles, was ich höre, kein Wort verlauten lassen. Wie nun, wenn sie mir die Augen ausstächen, oder die Zähne ausrissen, oder mich an den Händen verstümmelten, oder mir sonst eine Unbill anthäten, was könnte ich dann machen? Könnte ich denn zu Allem dem stillschweigen? Und wenn ich spräche, so würden sie mich erkennen und mich entweder geradezu mißhandeln, oder, wenn sie mir auch nichts thun, so werde ich wenigstens nichts davon haben, denn sie werden mich nicht zu der Dame lassen, und diese wird hernach sagen, ich hätte ihre Befehle nicht vollführt, und wird mir nicht die geringste Gunst erweisen." Indem er so zu sich selbst sprach, wäre er beinahe umgekehrt; allein seine große Liebe trieb ihn dennoch vorwärts und wußte so gewichtige Gegengründe vorzubringen, daß er bald an der Gruft stand. Er öffnete sie, stieg hinein, entkleidete den Scannadio und zog dessen Kleider an, verschloß dann die Gruft hinter sich und legte sich an Scannadio's Stelle hin. Da gingen ihm aber wieder allerhand Gedanken durch den Kopf, wer der gewesen sei und was Alles, wie er gehört hatte, um Mitternacht vorzugehen pflege, und nicht bloß in den Gräbern der Todten, sondern auch sonst, und alle seine Haare sträubten sich empor, und er glaubte schon zu sehen, wie sich Scannadio langsam erhebe und ihn bei der Kehle packe. Allein seine glühende Liebe half ihm diese und andere Gedanken der Furcht überwinden, und er blieb ruhig liegen, als wäre er todt, und

wartete der Dinge, die da kommen sollten. — Als die Mitternacht herannahte, verließ Rinuccio seine Wohnung, um das zu vollbringen, was ihm die Dame hatte sagen lassen, allein während er seines Wegs wandelte, gingen auch ihm viele und verschiedene Gedanken durch den Kopf, was ihm Alles wohl begegnen könnte; er dachte daran, daß er mit dem Leichnam Scannadio's auf den Schultern der löblichen Polizei in die Hände fallen und als ein Hexenmeister zum Scheiterhaufen verurtheilt werden könnte, oder daß die Verwandten des Todten, wenn sie es erführen, ihren Haß auf ihn werfen möchten und dergleichen mehr. Dies hätte ihn fast bewogen, stille zu stehen, allein bald machte er wieder rechts um und sagte: „Was? Soll ich zu der ersten Bitte nein sagen, welche diese edle Dame, die ich so sehr geliebt habe und noch liebe, an mich gerichtet hat? Und besonders jetzt, da ich hiedurch ihre Gunst mir erwerben kann? Lieber wollte ich doch auf der Stelle des Todes sein, ehe ich das nicht ausführte, was ich ihr versprochen habe." Er schritt daher rüstig vorwärts und kam bald zum Grabe, das er ohne viele Mühe öffnete. Als Alessandro das Grab öffnen hörte, blieb er, so große Furcht er auch hatte, ganz stille liegen. Rinuccio trat hinein, ergriff in der Meinung, es sei der Leichnam des Scannadio, den Alessandro an den Füßen, zog ihn heraus und ging, nachdem er ihn auf die Schultern genommen, dem Hause der edlen Dame zu. Indem er nun so dahin ging, ohne weiter viel Acht zu geben, stieß er oftmals bald rechts bald links an eine der Bänke an, die im Wege standen, denn die Nacht war so stockfinster, daß er den Weg nicht gut unterscheiden konnte. Schon war Rinuccio beinahe an der Thürschwelle des Hauses der edlen Dame angelangt, die ihrerseits mit ihrem Mädchen am Fester stand, um zu sehen, ob Rinuccio den Alessandro bringe, und schon mit sich darüber einig war, wie sie Beiden den Weg weisen wolle,

als eine Abtheilung der hochlöblichen Polizei, die in dieser Gegend aufgestellt war, um einen Banditen in aller Stille abzupassen, sobald sich die Tritte des Rinuccio hören ließen, plötzlich mit einer Leuchte hervortrat, um zu sehen, was zu thun sei und wohin sie sich zu wenden habe, dann ihre Schilde und Schwerter zusammenschlug und schrie: „Wer da?“ Als dies Rinuccio hörte, nahm er sich nicht lange Zeit zur Besinnung, sondern ließ den Alessandro fallen und lief davon, so schnell ihn seine zwei Füße tragen konnten. Alessandro stand sogleich auf und machte sich, ob er gleich die Kleider des Todten noch anhatte, die sehr lang waren, ebenfalls auf den Weg. Die Dame hatte bei der Leuchte, die die Polizei hervorgezogen hatte, den Rinuccio mit dem Alessandro auf dem Rücken recht gut erkannt; auch sah sie recht wohl, wie Alessandro die Kleider des Verstorbenen anhatte und staunte daher sehr über die Kühnheit dieser Männer; allein trotz allem Staunen wollte sie sich doch vor Lachen ausschütten, als sie den Alessandro auf den Boden werfen und gleich darauf sich auf die Beine machen sah. Sie war über diesen Zufall sehr erfreut, dankte Gott, daß er sie auf diese Art von ihren überlästigen Liebhabern befreite, und ging dann in ihr Schlafzimmer, indem sie, sowie auch ihr Mädchen, fest überzeugt war, daß jeder der Zwei sie heftig lieben müsse, da sie dem Anscheine nach Alles ausgeführt hatten, was sie ihnen befohlen. Rinuccio war nicht nach Hause gegangen, sondern kehrte traurig und sein Geschick verfluchend, nachdem die Polizei den Ort verlassen hatte, dahin zurück, wo er den Alessandro hingeworfen hatte, und tappte lange im Finstern herum, ob er ihn nicht wieder fände, um seine Aufgabe vollständig zu Ende zu bringen. Da er ihn jedoch nicht fand, so glaubte er, die Polizei werde ihn mit fort genommen haben, und kehrte traurig nach Hause zurück. Alessandro seinerseits wußte ebenfalls nichts Besseres zu thun und

kehrte, ohne den erkannt zu haben, der ihn getragen hatte, traurig über solches Mißgeschick in seine Wohnung zurück. Als man den andern Morgen das Grab des Scannadio geöffnet und ihn nicht mehr innen fand, weil ihn Alessandro in die Tiefe hinabgeworfen hatte, war ganz Pistoja voll der verschiedensten Gerüchte, indem die Narren glaubten, der Teufel habe ihn geholt. Indessen that doch Jeder der beiden Liebhaber der Dame zu wissen, was er gethan habe und was ihm begegnet sei, bat sie tausendmal um Entschuldigung, daß er ihre Befehle nicht habe vollkommen vollziehen können, und flehte zuletzt um ihre Gunst und Liebe. Sie stellte sich aber, als könne sie nichts davon glauben, gab vielmehr die entschiedene Antwort, sie wolle nichts mehr von ihnen wissen, weil sie ihre Aufträge nicht ausgeführt hätten, und schaffte sie sich so vom Halse.

Zweite Novelle.

Eine Aebtissin steht schnell und im Finstern auf, um eine Nonne, die bei ihr verklagt ist, mit ihrem Geliebten im Bette zu überraschen. Da aber gerade ein Pfaff bei ihr liegt, so setzt sie sich die Hosen desselben auf den Kopf, in der Meinung, sie habe ihren Schleier aufgesetzt. Dies sieht die Verklagte, macht sie darauf aufmerksam, wird freigesprochen und darf nun in aller Gemächlichkeit mit ihrem Geliebten zusammen sein.

Als Filomene schwieg, lobten Alle die Klugheit der Dame, mit der sie sich diejenigen, die sie nicht lieben konnte, vom Halse schaffte, während im Gegentheil die vermessene Tollkühnheit der beiden Liebhaber nicht für Liebe, sondern für Narrheit erklärt wurde. Die Königin aber wandte sich an Elise und sagte sehr artig zu ihr: „Elise, folge Du.“ Diese fing alsobald folgendermaßen an: „Meine liebenswürdigsten Damen,

Frau Francesca wußte sich auf eine recht kluge Weise von ihren lästigen Freiern loszumachen, wie so eben erzählt worden ist; allein eine junge Nonne erwirkte mit Hülfe des Glücks durch ein einziges Witzwort ihre Befreiung von einer großen Gefahr. Ihr wißt wohl, es gibt der Leute viele, die thöricht genug sind, sich zu Hof- und Zuchtmeistern von Andern aufwerfen zu wollen; allein gerade solche züchtigt, wie Ihr aus meiner Geschichte ersehen werdet, der Zufall oft ganz nach Verdienst; dies begegnete auch der Aebtissin, unter deren Krummstab die Nonne, von der ich sprechen will, stand.

Ihr müßt nämlich wissen, in der Lombardei ist ein durch seine Frömmigkeit und Heiligkeit hoch berühmtes Kloster, in welchem unter den andern Nonnen, die sich da befanden, auch eine ganz junge aus edlem Geblüt und von wunderbarer Schönheit war. Dieselbe hieß Isabella und verliebte sich, als sie einmal zu einem Anverwandten ans Sprachgitter kam, in einen schönen jungen Mann, der bei ihm war. Dieser fand sie ebenfalls sehr schön, sah ihr ihre Wünsche in den Augen an und verliebte sich gleichfalls heftig in sie. Geraume Zeit hindurch unterhielten sie nun ein ganz unschuldiges Liebesverhältniß, obgleich sie sich kaum halten konnten; zuletzt aber, da Eines ebensosehr wie das Andere darnach sich sehnte, entdeckte der junge Mann einen Weg, auf dem er ganz heimlich zu seiner Nonne kommen konnte. Sie war gleich damit einverstanden, und nun besuchte er sie zu ihrem beiderseitigen Vergnügen nicht nur einmal, sondern mehrere Male. Sie hatten jedoch dies Verhältniß noch nicht gar zu lange fortgesetzt, da geschah es einmal in einer Nacht, da er gerade von Isabella fort nach Hause ging, daß er von einer der Klosterfrauen gesehen wurde. Diese theilte das Geheimniß einigen andern mit, und nun beschlossen sie, die Sache klagweise bei der Aebtissin anzubringen. Letztere hieß Dame Usimbalda und war eine gar fromme und

heilige Frau, so wie wenigstens die Nonnen und überhaupt Jedermann, der sie kannte, glaubten. Darauf entwarfen sie, um alles Läugnen unmöglich zu machen, einen Plan, wie die Nonne mit dem jungen Manne zusammen von der Aebtissin überrascht werden solle, und vertheilten dann ganz in der Stille die Nachtwachen und Schilderdienste unter sich, um sie zu ertappen. Isabella wußte natürlich hievon kein Wort, ahnte auch gar nichts, als sie ihn eines Nachts zu sich kommen ließ; allein die Nonnen, die gerade Acht zu geben hatten, brachten es alsogleich heraus. Als es ihnen nun Zeit schien, denn schon war ein guter Theil der Nacht verstrichen, so theilten sie sich in zwei Parthien; die eine hielt vor der Thüre von Isabellens Zelle Wache, die andere sprang eilends nach dem Zimmer der Aebtissin. Hier klopften sie an der Thüre, und als man ihnen von innen antwortete, so sagten sie: „Auf, Mutter Aebtissin, stehe schnell auf, denn wir haben es herausgebracht, daß Isabella einen jungen Mann bei sich in der Zelle hat." Zufällig war die Aebtissin diese Nacht mit einem Priester zusammen, den sie sich sehr oft in einem Korbe kommen ließ. Als sie daher das hörte, fürchtete sie, die Nonnen möchten etwa durch zu heftiges Klopfen in ihrem großen Eifer so lange an der Thüre rütteln, bis diese aufspränge, stand daher in großer Eile sogleich auf, kleidete sich, so gut sie es im Finstern konnte, an, ergriff aber, in der Meinung, es sei ein gewisser faltiger Schleier, den die Nonnen auf dem Kopfe zu tragen pflegen, und den sie Psalter nennen, die Hosen des Pfaffen und setzte sich diese in der großen Eile, in der sie war, ohne es zu merken, auf den Kopf. So ging sie hinaus und schloß die Thüre sogleich wieder hinter sich zu, indem sie rief: „Wo ist die gottverfluchte Dirne?" Nun lief sie mit den Andern, die so im Eifer und in der Wuth waren, Isabella auf der That zu ertappen, daß sie gar nicht bemerkten, was die Aebtissin

auf dem Kopfe hatte, vor die Thüre von Isabellens Zelle und drang mit Hülfe der Andern hinein. Als sie hineinkamen, fanden sie die beiden Liebenden Arm in Arm im Bette. Auch waren diese vor Ueberraschung so außer sich, daß sie kein Wort sprechen konnten, sondern ganz ruhig liegen blieben. Das junge Mädchen ward nun sogleich von den übrigen Nonnen ergriffen und auf Befehl der Aebtissin ins Capitel geführt. Der junge Mann, den sie zurückließen, kleidete sich inzwischen an und wartete, was das Ding für einen Ausgang nehmen würde, fest entschlossen, wenn seiner Liebe irgend ein Leids geschehen würde, so viele, als er nur könnte, zu fassen und ihnen übel mitzuspielen, sein Mädchen aber stehenden Fußes mit sich zu nehmen. Die Aebtissin nahm sogleich den Präsidentenstuhl im Capitel ein und fing nun an in Gegenwart aller Nonnen, die einzig und allein auf die Schuldige hinsahen, dieser die größten Schimpfwörter zu sagen, die nur je zu einem Weibe gesagt worden sind, als z. B. „sie habe durch ihre schmachwürdigen, frevelhaften Thaten, die nun ganz offenbar am Tage lägen, die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters zu Boden getreten,“ und fügte dann den harten Schimpfworten noch härtere Drohungen bei. Die junge Nonne, ihrer Schuld bewußt, wollte vor Scham und Furcht vergehen, und wußte nicht, was sie antworten sollte; sie schwieg daher still und gewann dadurch das Mitleiden der übrigen. Als aber die Aebtissin von Neuem sie mit ihren Schmähungen überhäufte, erhob sie das Gesicht und sah alsbald, was die Aebtissin auf dem Kopfe hatte, denn die Hosenbänder hingen auf beiden Seiten herab. Sobald sie daher sicher wußte, was es sei, sagte sie ganz dreist: „Heilige Mutter, Gott steh mir bei, aber bindet doch zuerst Eure Nachthaube fest und nachher sagt mir, was Ihr wollt.“ Die Aebtissin, welche sie nicht verstand, rief: „Was, Haube, Du schlechtes Weibsbild? Ich glaube gar Du

willst Späße machen? Meinst Du, Deine Handlung sei von der Art, daß man Spaß darüber machen könne?" Darauf sagte das junge Mädchen zum zweitenmal: „Heilige Mutter, ich bitte Euch, bindet Eure Haube fest, und nachher sagt mir, was Ihr wollt." Auf dieses hin sahen viele der Nonnen nach dem Kopfe der Aebtissin, und diese selbst griff mit den Händen darnach und merkte nun, wie auch die übrigen, auf einmal, warum Isabella so sprach. Als nun die Aebtissin ihren eigenen Fehler gewahr wurde und sah, daß Alle ihn gemerkt hatten, so änderte sie auf einmal unter irgend einem Vorwand den Sermon und sprach jetzt aus einem ganz andern Tone, als sie bisher gethan hatte, indem sie schließlich noch zu dem Resultate kam: es sei ganz unmöglich, den Lüsten des Fleisches zu widerstehen, darum, sagte sie, solle eine Jede sich in der Stille, wie es bisher gehalten worden sei, so viele gute Tage machen, als sie könnte. Das junge Mädchen ward sogleich freigelassen, und die Aebtissin ging zu ihrem Pfaffen zurück, um bei ihm zu schlafen, Isabella aber zu ihrem Liebhaber. Auch ließ sie ihn noch sehr oft, denen, die sie darum beneideten, zum Verdruß, zu sich kommen; die Uebrigen aber, die keinen Liebhaber hatten, suchten sich in aller Stille, so gut sie konnten, zu behelfen.

Dritte Novelle.

Meister Simon macht auf das inständige Bitten Bruno's, Buffalmacco's und Nello's hin den Calandrino glauben, er sei schwanger, und dieser gibt den eben Genannten für Arznei Kapaunen und Geld und wird gesund, ohne geboren zu haben.

Als Elise ihre Erzählung beendigt hatte, dankten Alle Gott, daß er durch solch' glücklichen Ausgang die junge Nonne ihren neidigen Gefährtinnen aus den Krallen gerissen, und die Königin befahl sodann dem Filostrato, fortzufahren. Dieser ließ sich nicht lange befehlen und fing also an: „Schönste Damen, ich habe Euch letzthin von dem ungezogenen Marchesaner Richter erzählt, und dies bringt mich wieder auf eine Geschichte von Calandrino, die ich Euch erzählen will, denn weil Alles, was man von ihm erzählt, das Vergnügen nur vermehren kann, so werde ich Euch, obgleich schon gar viel von ihm und seinen Gefährten gesprochen wurde, dennoch das auftischen, was ich Euch gestern schon erzählen wollte.

Wir wissen schon von früher her ganz gut, wer Calandrino und die Andern, von denen ich in dieser Novelle sprechen werde, waren. Ohne daher viele Umschweife zu machen, sage ich Euch, daß Calandrino das Glück hatte, daß ihm eine Muhme starb, die ihm zweihundert Livres in klingender Münze hinterließ. Calandrino sagte daher überall aus, er wolle sich ein Landgut kaufen und unterhandelte mit allen Mäcklern, die es in Florenz gab, gleich als ob er zehntausend Goldgulden in der Tasche hätte; allein der Handel zerschlug sich alle Male wieder, wenn es sich um den Preis für das Landgut handelte, oder ans Auszahlen ging. Bruno und Buffalmacco, die von der Sache wußten, hatten oft und viel gesagt, daß er weit besser daran

thäte, das Geld mit ihnen zu verjubeln, als ein Stück Erde darum zu kaufen und als ein Bauer darauf zu leben; allein statt dessen konnten sie ihn nicht einmal dazu bringen, ihnen nur einmal ein Essen zu geben. Als sie nun einsmals beisammen waren und sich darüber beklagten, kam einer ihrer Cumpane, Namens Nello, ein Maler, dazu, und sogleich beschlossen die drei, ein Mittel zu ersinnen, um sich einmal auf Kosten Calandrino's die Gurgel zu schmieren. Es brauchte auch kein langes Besinnen, so hatten sie schon unter einander ausgemacht, was sie zu thun hätten, und paßten nun den andern Morgen dem Calandrino auf, als er aus dem Hause ging. Er war noch nicht weit gegangen, so kam ihm schon Nello entgegen und sagte: „Guten Tag, Calandrino." Calandrino antwortete: „Ei, ich wünsche Dir auch einen guten Tag und ein gutes Jahr dazu?" Drauf ward Nello plötzlich ganz stille und schaute dem Calandrino lange ins Gesicht. „Was schaust Du?" sagte nun Calandrino. Nello antwortete: „Hast Du diese Nacht nichts gespürt? Du kommst mir ganz anders vor." Calandrino war hierüber sogleich besorgt und sagte: „Wie? Was? Was glaubst Du denn, daß ich habe?" — „Ei, meinte nun Nello, „ich will nichts gesagt haben, aber Du kommst mir ganz verändert vor; doch vielleicht ist es auch nicht so." Damit ließ er ihn gehen, und Calandrino ging ebenfalls weiter, ganz bestürzt, ob er gleich auf der Welt nichts spürte. Allein nun ging ihm Buffalmacco, der ebenfalls um den Weg war, nachdem er den Nello hatte fortgehen sehen, entgegen, grüßte und fragte ihn, ob er gar nichts spüre. Calandrino antwortete: „Ich weiß nichts, aber da hat mir so eben Nello ebenfalls gesagt, daß er mich ganz verändert finde. Sollte ich denn etwas an mir haben?" — „Freilich hast Du was," sagte nun Buffalmacco, „und zwar keine Kleinigkeit, Du kommst mir schon halbtodt vor." Calandrino glaubte nun schon ein hitziges Fieber

zu haben. Ueberdem kam Bruno auch noch dazu, und das erste Wort, das er sprach, war: „Calandrino, was ist das für ein Gesicht? Zum Teufel, Du bist ja schon halb todt. Was fehlt Dir denn?“ Da Calandrino jeden von ihnen auf gleiche Art sprechen hörte, war er fest überzeugt, er sei krank und fragte ganz bestürzt: „Was soll ich thun?“ Bruno sagte: „Ich dächte, es wäre das Beste, Du gingest nach Hause, legtest Dich ins Bett, ließest Dich recht zudecken und schicktest Dein Uringlas zu Meister Simon, an den wir uns, wie Du weißt, in solchen Fällen gewöhnlich halten. Er wird Dir auf der Stelle sagen, was Du zu thun hast; dann wollen wir nach Dir sehen, und wenn Du etwas brauchst, so wollen wir Dir schon beistehen.“ Nun kam auch noch Nello hinzu, und so gingen sie alle drei mit Calandrino in sein Haus. Dieser trat bis auf den Tod matt ins Zimmer und sagte zu seiner Frau: „Komm, decke mich recht zu, denn ich fühle mich sehr krank.“ Kaum war er zu Bette gebracht, so schickte er eine Magd mit seinem Uringlas zu Meister Simon, der gerade in seiner Bude, die auf dem alten Markte stand und eine Melone zum Schilde hatte, war. Bruno sagte jetzt zu seinen Kameraden: „Bleibt Ihr bei ihm, ich will nur selbst zum Arzte gehen, um zu hören, was er sagt, und ihn im Nothfall selbst herzubringen.“ — „Ach ja, mein lieber Freund,“ sagte nun Calandrino, „geh' doch selbst und laß mir gleich sagen, wie es um mich steht, denn ich weiß gar nicht, was in mir steckt.“ Bruno machte sich nun zu dem Meister auf den Weg, traf glücklicherweise noch früher, als das Mädchen, mit dem Uringlase bei ihm ein und unterrichtete ihn von der Sache. Als daher das Mädchen kam, sagte der Meister zu ihr, nachdem er den Urin im Glase besehen hatte: „Geh' nur wieder und sage dem Calandrino, er solle sich recht warm halten, und ich werde sogleich selbst zu ihm kommen und ihm sagen, was ihm fehle und was er zu thun habe.“ Das

Mädchen richtete es so aus, und es stand auch nicht lange an, so kamen der Meister und Bruno mit einander. Der Arzt setzte sich neben den Kranken ans Bett, fühlte ihm den Puls und sagte nach einer Weile in Gegenwart von Calandrino's Frau: „Sieh', Calandrino, ich will offen als Freund mit Dir sprechen, Dir fehlt weiter nichts, als daß Du schwanger bist." Als das Calandrino hörte, schrie er sogleich laut auf und sagte ganz betrübt: „Ach Gott, Tessa, daran bist Du Schuld, denn Du wolltest ja immer oben liegen. Ich hab's Dir ja gesagt." Als die Frau, die eine sehr züchtige Person war, ihren Mann so sprechen hörte, wurde sie vor Scham feuerroth, schlug die Augen nieder, und ging ohne ein Wort zu sagen, zum Zimmer hinaus. Calandrino aber hörte nicht auf zu jammern und sagte: „Ach Gott, ich Unglückseliger, was soll ich nun anfangen? Wie werde ich denn das Kindlein zur Welt bringen können? Wo wird's nur herauskommen? Ich sehe schon, das Weib wird mich noch in ihrer Tollheit umbringen; Gott möge sie verdammen und ihr so viel Unheil auf den Hals schicken, als mir Glück. Aber laß mich nur erst wieder so gesund werden, als ich jetzt krank bin, laß mich nur wieder aufstehen, dann will ich sie mit Schlägen so bearbeiten, daß sie ganz zahm wird, denn es will sich doch wahrhaftig für mich nicht schicken, daß ich sie oben hinauf lasse. So wahr Gott lebt, wenn ich da gut davon komme, so mag sie eher sterben, ehe ich ihr's wieder thue." Bruno, Buffalmacco und Nello hatten, als sie den Calandrino so sprechen hörten, so große Lust zu lachen, daß sie fast erstickten, allein sie hielten doch an sich; der Meister Perrückenkopf von einem Arzte jedoch lachte so übermäßig, daß ihm alle Zähne im Munde wackelten. Calandrino gab sich nun ohne weitere Umschweife dem Arzte hin und bat ihn, er möchte ihm doch in dieser Sache mit Rath und That beistehen. Darauf sagte der Meister: „Mache Dir keine unnöthigen Sorgen, Ca=

landrino; Gott sei Dank, daß wir Deinen Zustand so bald erkannt haben, denn nun kann ich Dich ohne besondere Mühe in wenig Tagen Deiner Last entledigen; allein Du mußt schon etwas daran rücken." — „Ach, lieber Meister," erwiederte nun Calandrino, „ich bitt' Euch um Gotteswillen; da habe ich zweihundert Livres, die ich zum Ankauf eines Gütchens verwenden wollte; Ihr sollt sie alle haben, wenn's nöthig ist, nur daß ich kein Kind gebären muß, denn ich wüßte gar nicht, wie ich's machen müßte. Es kostet schon Mühe und Schmerz genug, wenn ein Weib gebären muß, und die Weiber sind doch in ihrem Körper darauf eingerichtet; darum glaube ich, ich würde, wenn ich diese Schmerzen durchmachen müßte, eher sterben, als niederkommen." Der Arzt sagte: „Sei ohne Sorgen. Ich werde Dir einen kräftigen Trank bereiten, der sehr gut ist und ganz angenehm schmeckt. Der löst in drei Tagen Alles auf und Du wirst wieder so gesund sein, wie ein Fisch im Wasser. Für die Zukunft aber sei gescheidter und mache keine so dummen Streiche mehr. Wir brauchen jedoch zu diesem Wasser drei Paar fette und schwere Kapaunen und für das, was sonst noch dazu nöthig ist, gib einem Deiner Freunde da fünf Livres baar, um die Sachen zu kaufen. Laß dann Alles zusammen in meine Bude tragen, und dann werde ich Dir mit Gottes Hülfe morgen früh den Krafttrank herschicken, und Du wirst allemal einen guten Becher voll davon auf einmal austrinken." Als Calandrino dies hörte, sagte er: „Lieber Meister, ich verlasse mich ganz auf Euch." Darauf gab er dem Bruno die fünf Livres und Geld, um die Kapaunen darum zu kaufen, und bat ihn, er möchte doch die Sache für ihn besorgen. Der Arzt ging nun fort und ließ ihm einen Eierschleim machen, den er ihm sandte; Bruno aber kaufte die Kapaunen und was sonst noch zu einem guten Schmauße nöthig war und verzehrte sie mit dem Arzte und seinen Ge-

fährten. Drei Morgen lang trank Calandrino von dem Eierschleim, dann kam der Arzt mit seinen Kameraden zu ihm, fühlte ihm den Puls und sagte: „Calandrino, Du bist ganz hergestellt, kannst von heute an Deinen Geschäften wie sonst ohne Weiteres nachgehen, und brauchst das Zimmer nicht mehr zu hüten.“ Calandrino stand ganz vergnügt auf, ging seinen Geschäften nach, und lobte gegen Jedermann, mit dem er ins Gespräch kam, die Wunderkur, die Meister Simon an ihm verrichtet, indem er ihn ganz leicht innerhalb drei Tagen entbunden habe. Bruno, Buffalmacco und Nello aber waren ganz vergnügt, daß sie durch ihren Witz dem Calandrino und seinem Geize einen Possen gespielt hatten, obgleich Frau Tessa, als sie hinter die Sache kam, mit ihrem Manne lange brummte.

Vierte Novelle.

Cecco, ein Sohn des Herrn Fortarigo verspielt in Buonconvento Alles, was er hat und dazu noch das Geld des Cecco, eines Sohnes des Herrn Angiulieri, läuft dann im bloßen Hemd hinter letzterem her und läßt ihn, indem er laut schreit, er sei von ihm beraubt worden, von Bauern aufgreifen; darauf nimmt er ihm seine Kleider, zieht sie an, besteigt sein Pferd und läßt ihn seinerseits im bloßen Hemde zurück.

Mit dem größten Gelächter hatte die ganze Gesellschaft die Worte vernommen, die Calandrino zu seinem Weibe sagte; als jedoch Filostrato stille schwieg, begann Neifile, dem Befehle der Königin gemäß, also: „Meine edelmüthigen Damen, wie viele Menschen sich vergeblich Mühe geben, ihre Zunge im Zaum zu halten, weil es weit schwerer ist, andern Leuten seinen Verstand und seine guten Seiten zu zeigen, als seine Thorheit und seine Laster, — das hat auch Calandrino in

seiner Thorheit genugsam bewiesen, denn dieser hätte, um von einer Krankheit, an die ihn seine Dummheit glauben ließ, zu genesen, gar nicht nöthig gehabt, die heimlichen Freuden seiner Frau der Oeffentlichkeit preiszugeben. Dies bringt mich auf eine Geschichte von ganz entgegengesetzter Art, wo Einer durch seine Bosheit den Verstand des Andern, und zwar zu dessen größtem Schimpf und Schaden, überlistete. Diese Novelle nun will ich Euch erzählen.

Es sind noch nicht so gar viele Jahre her, da lebten in Siena zwei im Alter schon etwas vorgerückte Männer, die beide Cecco hießen, und von denen der eine der Sohn des Herrn Angiulieri, der andere des Herrn Fortarigo war. Diese waren einander in ihren Sitten und sonst sehr vielen Dingen ganz unähnlich, stimmten aber in Einem, nämlich darin, daß sie beide ihre Väter haßten, so sehr überein, daß sie Freundschaft schloßen und viel mit einander umgingen. Angiulieri war ein schöner und gut aussehender Mann, und da er sah, daß er von dem Taschengelde, das ihm sein Vater ausgesetzt hatte, in Siena nur schlecht leben konnte, und hörte, daß ein Cardinal, der sein Gönner war, als päpstlicher Legat in die Mark Ancona gekommen sei, so beschloß er, zu diesem zu gehen, in der Hoffnung, seine Umstände zu verbessern. Er theilte dies seinem Vater mit und machte mit ihm aus, daß ihm dieser das Taschengeld auf sechs Monate auf einmal vorauszahlen solle, um sich ordentlich kleiden und equipiren und dort mit Anstand auftreten zu können. Auch suchte er einen Diener, den er mit sich nehmen könnte. Dies kam dem Fortarigo zu Ohren, und er eilte deßhalb spornstreichs zu Angiulieri und bat ihn so dringend, als er nur konnte, ihn mit sich zu nehmen, indem er ihm Diener und Freund und Alles zugleich zu sein versprach, und auf keinen andern Lohn Anspruch machte, als nur auf seinen Unterhalt. Angiulieri antwortete ihm jedoch,

er wolle ihn nicht mitnehmen, und zwar nicht deßwegen, weil er ihn etwa für irgend einen Dienst untauglich halte, sondern weil er spiele und außerdem dem Trunke ergeben sei; allein Fortarigo gab ihm nun zur Antwort, daß er sich ganz gewiß vor dem Einen wie vor dem Andern in Acht nehmen werde, bekräftigte dies mit vielen Schwüren und drang so lange mit Bitten in ihn, bis Angiulieri nachgab und ihn mitzunehmen versprach. Sie machten sich also eines Tages auf den Weg und hielten in Buonconvento an, um zu Mittag zu essen. Als Angiulieri gegessen hatte, ließ er sich, da die Hitze sehr groß war, im Wirthshause ein Bett zurichten, kleidete sich aus, wobei ihn Fortarigo bediente, und legte sich schlafen, sagte aber, daß man ihn wecken sollte, sobald es um die neunte Stunde sei. Sobald Angiulieri schlief, ging Fortarigo in die Schenkstube hinab, trank etwas und fing dann mit Einigen der Anwesenden zu spielen an. Diese hatten ihm in wenig Viertelstunden das Bischen Geld, das er bei sich hatte, abgewonnen, und nahmen ihm dann auf die gleiche Weise auch alle seine Kleider ab, die er auf dem Leibe hatte; er aber, voll Eifer, wieder zu seinem verlorenen Gelde zu kommen, ging im bloßen Hemde, wie er war, in das Zimmer, wo Angiulieri schlief, und da er ihn fest schlafen sah, so nahm er ihm aus seiner Börse alles Geld heraus, das darinnen war, kehrte zum Spiel zurück und verlor auch dieses, wie das frühere. Als nun Angiulieri aufwachte, stand er auf, kleidete sich an und rief nach Fortarigo. Dieser kam jedoch nicht, und Angiulieri glaubte nun, derselbe werde sich betrunken haben und seinen Rausch irgendwo ausschlafen, wie er es sonst in der Gewohnheit hatte. Er beschloß daher, ihn zurückzulassen, befahl sein Pferd zu satteln und ließ den Mantelsack aufbinden mit dem Entschlusse, sich in Corsignano einen andern Bedienten anzuschaffen. Er wollte daher den Wirth bezahlen, fand aber keinen Heller.

Hierüber entstand ein großer Lärm, und das ganze Haus kam in Aufruhr, da Angiulieri behauptete, er sei beraubt worden, und drohte, sie Alle gefangen nach Siena abführen zu lassen. Ueberdem kam Fortarigo, der, wie früher das Geld, so nun auch die Kleider Angiulieri's holen wollte, im Hemde herbei; und da er sah, wie Angiulieri im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, so sagte er: „Was soll das sein, Angiulieri? Wollen wir denn schon fort? Geh', warte doch noch ein wenig. Es muß im Augenblicke Einer kommen, bei dem ich mein Wamms für achtunddreißig Gulden versetzt habe; ich bin aber fest überzeugt, er wird es für fünfunddreißig wieder einlösen lassen, wenn er das Geld baar bekommt.

Während dieses Gesprächs kam Einer dazu, der den Angiulieri versicherte, Fortarigo müsse der sein, der ihm sein Geld gestohlen habe, indem er ihm die Summe nannte, die er verspielt hatte. Hierüber wurde Angiulieri auf's Heftigste aufgebracht und sagte dem Fortarigo die allergröbsten Schimpfreden; auch würde er, wenn er sich nicht mehr vor den Menschen als vor Gott gefürchtet hätte, Hand an ihn gelegt haben; zuletzt drohte er ihm, ihn aufknüpfen und in Siena als den Gesetzen verfallen ausrufen zu lassen, und stieg zu Pferde. Fortarigo that, als gingen diese Worte Angiulieri's nicht ihn, sondern einen Andern an, und sagte: „Geh', Angiulieri, lassen wir das gut sein, mit solchen Redensarten kommen wir nicht weiter; denken wir lieber daran, daß ich mein Wamms für fünfunddreißig Goldgulden wieder bekommen werde, wenn wir es baar einlösen; wenn wir aber bis morgen warten, so wird er schon achtunddreißig wollen, so viel, als er mir darauf gab; ich glaube schon, daß er mir den Gefallen thun wird, denn ich habe ihm ja seinen Satz gehalten. Warum willst Du mich nun nicht diese drei Gulden profitiren lassen?“ Als Angiulieri ihn so sprechen hörte, wollte er aus der Haut fahren, und da er sah, daß die Umstehenden

alle nur auf ihn sahen, so kam es ihm vor, als ob sie glaubten, nicht Fortarigo habe ihm, dem Angiulieri, sein Geld gestohlen, sondern er, Angiulieri, hätte noch von dem Gelde Fortarigo's. Er sagte daher zu ihm: „Was Donnerwetter geht mich Dein Wamms an? Hol' Dich doch der Teufel auf der Stelle, denn Du hast mich nicht nur beraubt und mein Geld verspielt, sondern mich auch überdies an der Abreise verhindert, und jetzt willst Du Dich noch über mich lustig machen." Fortarigo stand ganz ruhig da, als ob ihn das Alles nichts anginge und sagte: „Geh', warum willst Du mich die drei Gulden nicht verdienen lassen? Meinst Du nicht, ich könne sie Dir wieder abverdienen? So thu's doch, wenn Du mich nur ein Bischen lieb hast. Was hast Du denn so große Eile? Wir kommen heute doch noch bequem nach Torrenieri. Mach', zieh' Deinen Beutel, Du weißt ja, ich könnte ganz Siena aussuchen, und würde doch keines finden, das mir so gut stünde, wie das da. Wie kannst Du nur sagen, ich solle es ihm für achtunddreißig Gulden lassen, da es doch seine vierzig und noch mehr werth ist; da würdest Du mich ja doppelt in Schaden bringen." Angiulieri, vor Zorn und Wuth ganz außer sich, daß er sich von dem Menschen zuerst bestehlen und dann noch auf solche Art mit Redensarten hinhalten lassen sollte, warf, ohne nur eine Silbe zu erwiedern, sein Pferd herum, und ritt Torrenieri zu. Allein Fortarigo, den die Bosheit nun auch noch verschmitzt machte, sprang im Hemde hinter ihm her, und schon war er zwei gute Meilen neben ihm hergelaufen, ihn immer um sein Wamms bittend, obgleich Angiulieri scharf zuritt, um seine Ohren von dieser lästigen Zudringlichkeit zu befreien, als er hart an der Straße, gerade vor Angiulieri, einige Arbeiter auf dem Felde erblickte. Diesen schrie nun Fortarigo laut zu: „Haltet ihn! Haltet ihn!" Diese stellten sich mit Schaufeln und Hacken auf der Straße vor Angiulieri auf, indem sie glaubten,

er habe den bestohlen, der hinter ihm im bloßen Hemde herlief. Sie hielten ihn also an und faßten ihn. Da half es ihm nun wenig, daß er ihnen sagte, wer er sei, und wie sich die Sache eigentlich verhalte, denn Fortarigo kam mit einem ganz zornigen Gesichte herbei und sagte: „Ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich Dich nicht auf der Stelle todtschlage, Du elender Spitzbube, Du, der Du mit meinem Eigenthume Dich davon gemacht!" Dann wandte er sich an die Arbeiter und sagte: „Seht, ihr Herren, in welchem Zustande er mich im Wirthshause zurückgelassen hat, nachdem er vorher all' seine Sachen verspielt. Nun aber darf ich wohl sagen, nächst Gott seid Ihr es allein, denen ich mein Eigenthum wieder verdanke, und ich werde Euch ewig dankbar sein." Angiulieri erzählte nun wohl die Sache gerade umgekehrt, allein man schenkte seinen Worten keinen Glauben; vielmehr hob ihn Fortarigo mit Hülfe der Bauern vom Pferde herunter, beraubte ihn gänzlich und zog seine Kleider an. Darauf stieg er zu Pferde, ließ den Angiulieri im Hemde und barfuß zurück und kehrte nach Siena heim, wo er überall aussagte, er habe das Pferd und die Kleider von Angiulieri gewonnen. Angiulieri, der geglaubt hatte, wohl ausgestattet den Cardinal in der Mark besuchen zu können, mußte nun arm und im Hemde nach Buonconvento zurückkehren. Aus Scham wagte er es sogar nicht einmal, jetzt schon nach Siena zurückzukehren, sondern borgte sich andere Kleider, nahm den Klepper, den Fortarigo geritten hatte und ging zu Verwandten nach Corsignano, wo er so lange blieb, bis sein Vater ihn wieder herausriß. So wurde durch die Bosheit des Fortarigo der gute Wunsch des Angiulieri zu Wasser, obgleich dieser zu gelegener Zeit nicht unterlassen haben wird, seine Rache zu nehmen.

Fünfte Novelle.

Calandrino verliebt sich in ein junges Mädchen und erhält von Bruno ein Amulet; damit berührt Calandrino dasselbe, und das Mädchen geht mit ihm; aber seine Frau trifft ihn und er muß nun ein sehr schweres und verdrießliches Verhör ausstehen.

Als Neifile mit ihrer kurzen Erzählung, über welche die Gesellschaft ohne viel Gelächter ganz stille hinwegging, zu Ende war, wandte sich die Königin an Fiammetta und befahl dieser fortzufahren. Diese erwiderte fröhlichen Angesichts: „Recht gerne," und begann also: „Edle Damen, so viel ich glaube, wißt ihr wohl, daß man von keinem Gegenstande so viel sprechen kann, daß er uns gar nicht mehr gefiele. Man muß nur Zeit und Ort, sowie es der Gegenstand, von dem man sprechen will, erfordert, recht wählen. Wenn ich nun bedenke, warum wir hier sind — wahrhaftig aus keinem andern Grund, als um uns die Zeit recht fröhlich und wohlgemuth zu vertreiben — so glaube ich, daß Alles, was unsere Lust und unser Vergnügen erhöhen kann, hier am Platze und an der Zeit ist, wenn auch schon tausendmal darüber gesprochen worden ist; denn so oft wir wieder davon sprechen, soll es uns nichts Anderes, als von Neuem Vergnügen machen. Angenommen also, daß schon übrig genug von den Thaten des Calandrino unter uns verhandelt worden ist, so wage ich es doch, weil alle diese Geschichten, wie kurz vorher Filostrato mit der seinigen bewies, lieblich anzuhören sind, Euch zu den Vorigen hin noch eine Novelle aufzutischen, die ich auch, wenn ich mich hätte von der geschichtlichen Wahrheit entfernen wollen, mit Veränderung der Namen hätte vortragen können und noch könnte; allein wenn der Erzähler die geschichtliche Wahrheit entstellt und nicht bei der Thatsache bleibt, so schmälert er das Vergnügen seiner Zuhörer gar sehr,

und darum will ich sie in ihrer eigenen ursprünglichen Gestalt auftischen, indem ich mich zugleich auf die oben angegebenen Gründe beziehe.

Niccolo Cornacchini, ein Landsmann von uns, war ein reicher Mann und hatte unter Anderem auch eine Besitzung in Camerata. Hier führte er ein schönes und ansehnliches Haus auf und kam mit Bruno und Buffalmacco überein, daß sie es ihm ganz ausmalen sollten. Diese nahmen, weil das Geschäft sehr ausgedehnt war, auch den Nello und Calandrino an und begannen nun die Arbeit. Es war übrigens erst ein Zimmer mit Bett und sonstigen Möbeln versehen, weil nur eine alte Magd, gleichsam als Aufseherin, da wohnte. Deßhalb nahm ein Sohn des genannten Niccolo, der Filippo hieß und ein junger unverheiratheter Mann war, öfters ein Frauenzimmer, das ihm gerade gefiel, mit sich hin, behielt sie einen oder zwei Tage bei sich und schickte sie dann wieder fort. Unter Andern nahm er auch öfter Eine mit sich, die Niccolosa hieß, und welche ein Lumpenkerl, Namens Mangione, sich in seiner Wohnung zu Camaldoli ausdrücklich deßwegen hielt, um sie für nächtlichen Gebrauch zu vermiethen. Es war dies ein Mädchen von schönem Wuchs, gut gekleidet und für ihres Gleichen recht gebildet; auch sprach sie ziemlich gut. Einesmals ging sie um Mittag nur mit einem weißen Unterröckchen bekleidet und mit ungemachten, lang herabhängenden Haaren aus ihrem Zimmer heraus und in den Hof des Hauses hinab, um sich am Brunnen, der sich daselbst befand, Hände und Gesicht zu waschen. Zufällig kam gerade auch Calandrino dahin, um Wasser zu holen. Er grüßte sie freundlich; sie dankte und sah ihn lange an, mehr weil ihr Calandrino eine ganz neue Erscheinung war, als aus einem andern Grunde. Calandrino betrachtete sie ebenfalls, fand, daß sie schön sei, und wußte sich nun etwas zu schaffen zu machen, das als Grund

gelten konnte, warum er nicht sogleich mit dem Wasser zu seinen Gefährten zurückkehrte. Doch wagte er es nicht, etwas mit ihr zu sprechen, weil er sie nicht kannte; allein sie hatte schon bemerkt, wie er immer nach ihr sah, warf ihm einige Blicke zu, um ihn noch mehr zu reizen, und stieß einen Seufzer aus. Calandrino verliebte sich deßwegen Knall und Fall in sie und ging nicht eher vom Hofe weg, als bis Filippo das Mädchen in die Kammer zurückrief. Dann kehrte er zur Arbeit zurück, mußte aber immerfort tiefe Seufzer ausstoßen. Bruno, der ihm immer auf die Finger sah, weil er an allen seinen Handlungen die größte Lust hatte, bemerkte dies sogleich und sagte zu ihm: „Was Teufel hast Du denn, Bruder Calandrino? Du seufzest ja in Einem fort.“ Darauf erwiederte Calandrino: „Bruder, wenn ich Jemanden hätte, der mir beistünde, so wäre ich der glückseligste Mensch von der Welt.“ — „Wie so denn?“ sagte Bruno. Darauf antwortete Calandrino: „Aber Du darfst keinem Menschen etwas sagen. Sieh, da unten ist ein Mädchen, das ist so schön, wie eine Nymphe, und das ist so arg in mich verliebt, daß es einen Stein erbarmen könnte. Eben als ich Wasser holte, habe ich mich davon überzeugt.“ — „Teufel auch,“ sagte Bruno, „nimm Dich in Acht, das ist am Ende das Kebsweib des Filippo.“ Calandrino erwiederte: „Ich glaub's fast, denn er hat ihr gerufen, und sie ist zu ihm aufs Zimmer gegangen; aber was bekümmere ich mich darum? Unter so bewandten Umständen würde ich sie Gott selbst stehlen, nicht bloß dem Filippo. Brüderchen, ich will Dir's nur sagen, sie gefällt mir so sehr, daß ich's gar nicht beschreiben kann.“ Darauf sagte Bruno: „Brüderchen, ich will Dir's schon ausspioniren, wer sie ist; und ist sie Filippo's Kebsweib, so will ich Deiner Sache schon das Wort reden, denn das ist meine intimste Freundin. Aber wie machen wir's, daß Buffalmacco nichts davon erfährt?

Ich kann kaum ein Wort mit Dir sprechen, so hat er schon seine Nase dazwischen.“ — „Oh,“ meinte Calandrino, „um Buffalmacco bekümmere ich mich nicht, aber vor Nello müssen wir uns in Acht nehmen, er ist ein Vetter von meiner Tessa und würde Alles verderben.“ — „Du hast Recht,“ sagte Bruno, der übrigens schon längst wußte, wer das Mädchen sei, denn er hatte es kommen sehen, und überdies von Filippo selbst Alles erfahren. Als nun Calandrino gleich darauf ein Bischen von der Arbeit fortgegangen war, um nach ihr zu sehen, erzählte Bruno dem Nello und Buffalmacco Alles haarklein, und sie machten es heimlich mit einander aus, was mit dem armen verliebten Menschen anzufangen sei. Kaum war er also zurückgekehrt, so fragte ihn Bruno leise: „Hast Du sie gesehen?“ — „Ach ja,“ erwiederte Calandrino; „ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen.“ — „Warte,“ sagte Bruno, „ich will doch einmal hingehen und sehen, ob es die ist, die ich meine. Und wenn es so ist, so laß mich nur machen.“ Bruno stieg also vom Gerüst herab, traf auch richtig den Filippo und sein Mädchen und erzählte ihnen Alles ausführlich, wie es um Calandrino stehe und was er ihnen gesagt hätte; dann machte er mit ihnen aus, was Jedes zu thun und zu sagen hätte, um aus dem verliebten Zustande des Calandrino das größte Vergnügen zu ziehen. Darauf kehrte er zu Calandrino zurück und sagte: „Wahrhaftig sie ist's, aber nun müssen wir die Sache ganz gescheidt angreifen; denn wenn Filippo etwas merkt, so können wir uns mit allem Wasser des Arno nicht rein waschen. Was soll ich ihr jedoch von Dir ausrichten, wenn es sich einmal träfe, daß ich sie sprechen könnte?“ — „Meiner Treu,“ erwiederte ihm Calandrino, „sag ihr, ich wünsche ihr tausend Scheffelsäcke voll von dem Ding, wovon die Mädels schwanger werden, und dann: ich sei ihr gehorsamer Diener, und wenn sie sonst noch was wolle. Hast Du

mich verstanden?" — „Ja," sagte Bruno, „laß mich nur machen." Als es darauf Essenszeit wurde, ließen sie die Arbeit stehen, und wie sie über den Hof gingen, trafen sie den Filippo und die Niccolosa und blieben auch dem Calandrino zu lieb ein wenig stehen. Calandrino fing gleich an, nach der Niccolosa hinzusehen und die allernärrischsten Geberden von der Welt zu machen, und zwar so auffallend, daß es ein Blinder hätte merken müssen. Sie dagegen that auch ihrerseits Alles, was ihn nur möglicher Weise anfeuern konnte, ganz wie es mit Bruno ausgemacht war, denn die Geberden des Calandrino machten ihr den größten Spaß von der Welt. Während dem thaten Filippo, Buffalmacco und die Uebrigen, als ob sie mit einander sprächen und auf gar nichts Achtung gäben. Gleich darauf mußten sie jedoch zum größten Verdrusse Calandrino's nach Hause gehen, und als sie gegen Florenz hinkamen, sagte Bruno zu Calandrino: „Ich sag' Dir, sie schmilzt vor Dir zusammen, wie Butter an der Sonne; so wahr Gott lebt, wenn Du Deine Zither hervorlangst und eins Deiner verliebten Liederchen dazu singst, so springt sie zum Fenster hinaus, um zu Dir zu kommen." Darauf sagte Calandrino: „Glaubst Du, Bruno? Glaubst Du wirklich, daß ich sie bekomme?" — „Ja," erwiederte Bruno. „Nun," meinte jetzt Calandrino, „Du wolltest mir's neulich nicht glauben, als ich Dir's sagte. Ganz gewiß, Brüderchen, ich komme viel eher, als jeder Andere, zum Zwecke. Wer hätte wohl sonst ein solch schönes Mädchen, wie das da, so in sich verliebt machen können? Nein, so gut hätten's die Herren Stutzer nicht verstanden, die doch die Backen so aufblasen und den ganzen Tag Fensterparade machen, und es doch in hundert Jahren nicht weiter bringen, als vielleicht zu einigen wenigen Eroberungen. Ja, da möchte ich, Du sähest mich einmal mit meiner Zither. Da würdest Du erst Deine Wunder erfahren;

Du darfst nämlich nicht glauben, daß ich schon so alt bin, wie ich aussehe. Sie hat's gleich weggehabt, und ich will's ihr noch besser eintränken, wenn ich sie nur erst dazwischen habe. Beim lebendigen Leib' Christi; ich will ihr eins aufspielen, daß sie mir nachläuft, wie der Teufel einer armen Seele." — „O," sagte Bruno, „Du wirst Deinen Schnabel schon an ihr wetzen, und ich seh's schon im Geiste, wie Du sie mit diesen Deinen Zähnen, zwischen denen ein Heuwagen durchkönnte, anpackst und zuerst ihren rothen Mund und dann ihre beiden Wangen anbeissest, und sie zuletzt noch ganz verschlingst." Als Calandrino ihn so sprechen hörte, glaubte er schon am Ziele zu sein und sang und tanzte, und ward so lustig, daß er hätte aus der Haut fahren mögen. Den andern Tag suchte er seine Zither hervor und sang zum größten Ergötzen der ganzen Gesellschaft einige Lieder dazu. Indessen, da er sie nun noch einige Male sah, wurde er so brünstig, daß er keinen Streich mehr arbeitete, sondern tausendmal des Tags entweder an's Fenster oder an die Thüre, oder in den Hof hinab sprang, um sie zu sehen. Sie aber war listig genug, die guten Lehren Bruno's anzuwenden, und gab ihm hinlänglich oft Gelegenheit dazu, und andererseits antwortete ihm Bruno auf Alles, was er ihr sagen ließ, oder richtete ihm auch oft von ihr etwas aus. Wenn sie aber abwesend war, und das kam sehr oft vor, so brachte er ihm Briefe von ihr, worin sie ihm die größte Hoffnung gab, seine Wünsche zu befriedigen, und so that, als ob sie sich zu Hause bei ihren Eltern befinde, weßwegen sie ihn jetzt nicht besuchen könnte. Auf solche Art hatten Bruno und Buffalmacco, die beide gleich sehr dabei betheiligt waren, den Calandrino zu ihrer größten Lust zum Besten; hie und da ließen sie sich auch von ihm, als ob seine Geliebte es so verlangte, bald einen elfenbeinernen Kamm, bald einen Geldbeutel, bald ein Trennmesserchen und

lauter ähnliche Kleinigkeiten schenken, und machten ihm dann wieder falsche Ringe ohne Werth zum Präsent, woran denn Calandrino die unsinnigste Freude hatte. Ueberdies bewirthete er sie oft vortrefflich, und erwies ihnen alle mögliche Ehre, damit sie sich seiner Angelegenheit nur recht annehmen möchten. So hielten sie ihn zwei volle Monate hin, ohne daß er irgend etwas erlangt hätte; da sah Calandrino, daß ihre Arbeit bald beendigt sei und dachte, daß, wenn er nicht noch vorher, ehe die Arbeit fertig würde, zu seinem Zwecke komme, er in seinem Leben nie mehr dazu kommen werde. Deßwegen lag er dem Bruno auf's Inbrünstigste an. Als daher das Mädchen einmal wieder angekommen war, machte es Bruno mit ihr und Filippo aus, was sie thun sollten, und sagte dann zu Calandrino: „Sieh, Bruder, die Dame da hat mir nun wohl schon tausendmal versprochen, Dir Deinen Willen zu thun. und nachher thut sie es doch nicht, und es scheint fast, sie führt Dich an der Nase herum. Weil sie nun nicht so handelt, wie sie verspricht, so wollen wir sie, wenn es Dir recht ist, dazu bringen, sie mag wollen oder nicht.“ — „Ach, ja,“ erwiderte Calandrino, „um Gotteswillen mach's doch.“ Darauf sagte Bruno: „Hast Du wohl so viel Herz, sie mit einem Amulet zu berühren, wenn ich Dir eines gäbe?“ — „Ganz gewiß,“ sagte Calandrino. „So bring mir,“ sagte nun Bruno, „ein Stückchen Pergament von einem ungeborenen Lamme, eine lebendige Fledermaus, drei Zündkörner und eine geweihte Kerze, und dann laß nur mich machen.“ Calandrino stand den ganzen folgenden Abend auf der Lauer, um eine Fledermaus zu fangen, fing zuletzt auch wirklich eine, und brachte sie mit den andern Dingen dem Bruno. Dieser schloß sich in ein Zimmer ein, schrieb auf das Pergament allerhand Narrenspossen, malte einige Schnörkel dazu und brachte es ihm dann, indem er sagte: „Calandrino, wisse, wenn Du sie mit dieser

Pergamentschrift berührst, so geht sie augenblicklich hinter Dir drein und thut Alles, was Du willst. Darum, wenn Filippo heute irgendwo hingeht, so suche Dich ihr unter irgend einem Vorwande zu nähern, berühre sie und gehe dann in das Strohhäuschen, das da auf der Seite steht; das ist der geschickteste Ort, den es geben kann, denn da kriecht kein Mensch hinein. Du wirst sehen, sie kommt nach, und wenn sie erst bei Dir ist, so weißt Du ja schon, was Du zu thun hast." Calandrino war der vergnügteste Mensch von der Welt. Er nahm das Pergament und sagte: „Bruder, laß mich nur machen." Nello, vor dem sich Calandrino immer sehr in Acht nahm, hatte an dieser Sache so gut seine Freude, als die Andern, und war mit ihnen bei den Possen, die man dem Calandrino spielte, ebenfalls betheiligt. Er ging daher, so wie es ihm Bruno aufgetragen hatte, zu Calandrino's Frau nach Florenz und sagte zu ihr: „Tessa, Du weißt, wie viele Püffe Calandrino damals, als er mit den Steinen aus dem Mugnone zurückkehrte, Dir ohne Grund gegeben hat; darum glaube ich, Du solltest Dich rächen, und wenn Du es nicht thust, so kündige ich Dir die Verwandtschaft und sogar die Freundschaft auf. Er hat sich da in ein Mädchen so verliebt und sie ist auch so toll, daß sie sich oft genug mit einander einschließen, und erst kürzlich haben sie sich wieder das Wort gegeben, sich da und da zu treffen, darum will ich, daß Du hinkommst, Dich mit Deinen eigenen Augen überzeugst und ihn dann tüchtig abstrafst." Als die Frau das hörte, machte sie gar keinen Spaß daraus, sondern stand augenblicklich auf und rief: „So, du Lump von einem Spitzbuben, so machst du mir's? Aber so wahr ein Gott im Himmel ist, das soll dir nicht so hingehen, ohne daß du dein Theil bekommst." Sie legte sogleich ihren Mantel um, ließ sich von einem andern Weibe begleiten und ging dann mit Nello, so schnell sie nur die Füße

trugen, hinab. Als sie Bruno von weitem kommen sah, sagte er zu Filippo: „Sieh, da kommt unser Helfer in der Noth.“ Filippo ging daher schnell dahin, wo Calandrino und die Andern arbeiteten und sagte: „Meine Herren, ich muß diesen Augenblick nach Florenz, arbeitet nur recht tüchtig drauf los.“ Dann ging er fort und versteckte sich an einem Orte, von wo aus er Alles sehen konnte, was Calandrino that, ohne selbst gesehen zu werden. So wie Calandrino glaubte, Filippo sei nun weit genug entfernt, stieg er in den Hof hinab, wo er die Niccolosa allein traf. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und sie, die recht gut wußte, was sie zu thun habe, näherte sich ihm und that weit vertraulicher gegen ihn, als sie sonst gewohnt war. Calandrino berührte sie darauf mit dem Pergamente und wandte dann, als er sie berührt hatte, ohne ein Wort zu sagen, seine Schritte gegen die Strohhütte hin. Niccolosa ging immer hinten drein, und wie sie darin war, schloß sie die Thüre zu, umarmte Calandrino, warf ihn auf das Stroh, das da war, nieder, sprang rittlings auf ihn hinauf und hielt ihm die Hände hinter den Schultern zusammen, ohne sich ihn ihrem Gesichte nahe kommen zu lassen, gleichsam als ob es ihr die größte Freude wäre, ihn zu betrachten. Dann sagte sie zu ihm: „Ach, mein süßer Calandrino, Du Herz meines Lebens, liebste Seele, mein einziges Gut, mein einziger Trost, wie lange habe ich schon darnach getrachtet, Dich zu besitzen und Dich an meinen Busen zu drücken. Deine Anmuth macht, daß Du mich um einen Finger herumwickeln kannst, und durch Dein Zitherspiel hast Du mein Herz auf ewig gefangen; kann es denn wahr sein, daß ich Dich im Arme habe?“ Calandrino, der sich kaum rühren konnte, sagte: „Ach mein süßes Leben, laß mich Dich doch küssen.“ — „Nicht so eilig, mein Freund,“ erwiderte Niccolosa, „laß mich Dich zuerst nach Herzenslust ansehen; laß meine Augen satt

werden an dem Anblick Deines süßen Gesichtes.“ Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und alle drei hörten und sahen die ganze Geschichte mit an. Schon war Calandrino nahe daran, die Niccolosa zu küssen, siehe, da nahte sich Nello mit Frau Tessa. Als er nahe genug gekommen war, sagte er: „Gott soll mich strafen, wenn sie nicht bei einander sind.“ Darauf, an der Thüre angekommen, gab die Frau, die vor Wuth schäumte, derselben einen Stoß mit der Hand, daß sie auffuhr, und fand, wie sie hineintrat, Niccolosa auf Calandrino. Als diese die Frau sah, stand sie schnell auf und flüchtete sich dahin, wo Filippo stand. Frau Tessa aber fuhr dem Calandrino, der noch auf dem Boden lag, mit den Nägeln ins Gesicht, zerkratzte es ihm ganz, nahm ihn sofort an den Haaren, zog ihn tüchtig herum und hielt ihm dann folgende Strafrede: „Du Hund von einem Hurenbuben, so gehst Du mit mir um? Glaubst Du denn, Du hättest zu Hause nicht genug zu thun, daß Du herumläufst und Dich in eine Andere verliebst? Seh' einmal Einer den Liebhaber an? Weißt Du denn nicht, was an Dir ist, Du Tropf? Weißt Du's nicht, Du Lumpenkerl? Wenn man Dich ganz zerdrücken würde, so käme nicht so viel Saft heraus, als man zu einem Salat braucht. So wahr Gott lebt, das war nicht Frau Tessa, von der Du schwanger geworden bist; Gott soll die verfluchen, wer sie auch war, denn sie muß ein recht schlechtes Weibsbild gewesen sein, daß sie an einem solchen Juwel, wie Du einer bist, Gefallen haben konnte.“ Sobald Calandrino seine Frau hatte kommen sehen, war ihm das Herz in die Hosen gefallen, und er wagte es nicht, auch nur mit einer Miene sich zu vertheidigen. Als er jedoch genugsam zerkratzt und zerquetscht und zerschlagen war, nahm er seine Mütze vom Boden und stand auf. Dann bat er seine Frau ganz demüthig, sie solle doch kein so großes Geschrei machen,

wenn sie nicht wolle, daß er in Stücke gehauen werde, weil diejenige, die bei ihm gewesen, die Frau des Hausherrn sei. Frau Tessa aber sagte: „Sei's drum. Meinetwegen hol' Dich der Henker!“ Bruno und Buffalmacco, die mit Filippo und Niccolosa nach Herzenslust gelacht hatten, traten nun hinzu, als wären sie vom Lärm herbeigezogen worden, suchten die Frau mit vielen sanften Redensarten zu beschwichtigen, und gaben dem Calandrino den Rath, er solle nach Florenz gehen und nicht mehr hieher zurückkehren, denn Filippo würde ihm übel mitspielen, wenn er je etwas von dieser Sache erführe. So mußte Calandrino unglückselig und elend, mit zerschlagenem und zerbläutem Leibe nach Florenz zurückkehren und wagte es nicht mehr, dorthin zu gehen; Tag und Nacht aber plagte und peinigte ihn sein Weib mit ihren Vorwürfen, bis er endlich seiner glühenden Liebe entsagte, nachdem er seinen Cameraden und der Niccolosa und dem Filippo genugsam zu lachen gegeben hatte.

Sechste Novelle.

Zwei junge Männer bleiben mit einem Wirthe über Nacht. Der erste legt sich zum Töchterlein des Wirths, während des letztern Frau unvorsichtiger Weise beim zweiten schläft. Der, welcher bei der Tochter war, legt sich nachher zum Vater derselben, in der Meinung, es sei sein Kamerad, und erzählt diesem Alles. Die Beiden fangen nun Händel an; die Frau merkt die Sache und geht zu ihrer Tochter ins Bett, von wo aus sie mit wenigen Worten die ganze Sache beilegt.

Die Geschichte von Calandrino, über den die Gesellschaft schon öfters hatte lachen müssen, brachte dieselbe Wirkung wieder hervor. Als jedoch die Damen über ihn und seine Heldenthaten stille schwiegen, befahl die Königin dem Panfilo, zu er-

zählen. Dieser fing also an: „Verehrungswürdige Damen, der Name Niccolosas, der Geliebten Calandrino's, ruft mir eine Geschichte, die einer andern Niccolosa passirte, ins Gedächtniß zurück. Diese will ich Euch erzählen, und Ihr werdet daraus ersehen, wie eine brave Frau durch kluge Vorsicht einen großen Scandal abzuwenden wußte.

Am Thale des Mugnone wohnte vor noch nicht gar langer Zeit ein guter Mann, der den Reisenden für ihr Geld zu essen und zu trinken gab. Auch behielt er, ob er gleich sehr arm war und nur ein ganz kleines Hüttchen besaß, hie und da, freilich nicht Jedermann, aber einen genaueren Bekannten, wenn Noth an Mann ging, über Nacht. Dieser Mann nun hatte ein sehr schönes Weib zur Frau und von ihr zwei Kinder, von denen das eine ein schönes artiges Mädchen, zwischen fünfzehn und sechszehn Jahren und noch unverheirathet, das andere ein noch ganz kleiner Knabe war, der kaum ein Jahr zählte und den die Mutter noch säugte. Auf dieses Mädchen hatte ein artiger, anmuthiger und gebildeter junger Mann aus unserer Vaterstadt, der oft in die Gegend kam, sein Auge geworfen und liebte sie recht herzinnig. Sie war sehr stolz darauf, von einem so schönen jungen Manne geliebt zu werden, und gab sich alle Mühe, ihn durch eine freundliche Miene in seiner Liebe zu befestigen. Mittlerweile verliebte sie sich selbst in ihn, und schon oft würde zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit diese Liebe sich bethätigt haben, wenn Pinuccio — so hieß der junge Mann — es nicht hätte vermeiden wollen, seinen und des Mädchens Ruf aufs Spiel zu setzen. Als jedoch das Feuer der Liebe von Tag zu Tag heißer brannte, konnte Pinuccio den Wunsch nicht mehr unterdrücken, auch nur einmal mit ihr zusammen zu sein, und kam auf den Gedanken, ob er nicht ein Mittel ausfindig machen könnte, einmal bei dem Vater zu übernachten. Er dachte nämlich, da er die innere Einrichtung des kleinen Hauses

kannte, wenn er es nur erst so weit gebracht hätte, so werde er schon mit ihr zusammen sein können, ohne daß es Jemand merke. Diesen Gedanken führte er, wie er ihn gefaßt hatte, auch sogleich aus. Er und ein treuer Freund von ihm, Namens Adriano, der um seine Liebe wußte, nahmen daher eines Abends spät zwei Miethpferde, legten zwei Mantelsäcke, die vielleicht mit Stroh gefüllt waren, darauf und ritten von Florenz in der Richtung nach dem Thale des Mugnone fort. Hier kamen sie an, als es schon dunkle Nacht war. Sie wandten nun die Pferde um, wie wenn sie von der Romagna kämen, ritten auf das Haus des guten Mannes zu und klopften hier an. Dieser, ein Mann, der gegen Jedermann sehr gefällig war, öffnete die Thüre sogleich. Pinuccio sagte nun zu ihm: „Sieh', Du mußt uns heute schon über Nacht behalten. Wir glaubten noch nach Florenz kommen zu können, aber trotz aller Mühe, die wir uns gaben, haben wir es kaum dahin gebracht, daß wir zu dieser Stunde bei Dir eintreffen konnten, wie Du siehst.“ Der Wirth erwiederte ihm: „Pinuccio, Du weißt recht gut, wie wenig ich dazu eingerichtet bin, so vornehme Herren, als Ihr seid, zu beherbergen; allein weil Euch die Nacht einmal überrascht hat, und es jetzt nicht mehr Zeit ist, anderswohin zu gehen, so will ich Euch gerne, so gut mir's möglich ist, bewirthen und beherbergen.“ Die beiden jungen Männer stiegen also ab, traten in die Herberge hinein, versorgten zuerst ihre Klepper und speisten dann, da sie sich mit Eßwaaren wohl versehen hatten, mit dem Wirthe zu Nacht. Nun hatte dieser nur eine ganz kleine Kammer, und in diese stellte er, so gut sich's thun ließ, drei kleine Betten. Hiedurch blieb im ganzen Zimmer, da zwei Betten auf der einen Seite und das dritte gegenüber auf der andern Seite an der Wand standen, so wenig Raum übrig, daß man nur knapp dazwischen durchgehen konnte. Von diesen drei Betten ließ der Wirth das beste

oder vielmehr am wenigsten schlechte für die zwei Freunde zurecht machen und hieß sie dann sich niederlegen. Kurze Zeit darauf, da sie sich stellten, als schliefen sie, obgleich in Wahrheit keiner schlief, hieß er seine Tochter sich in eines der noch übrigen Betten legen, und legte sich selbst mit seinem Weibe in das letzte, und diese stellte die Wiege, in der ihr kleiner Knabe lag, neben das Bett hin, in dem sie schlief. So standen die Sachen, als Pinuccio, der Alles mit angesehen und sich gemerkt hatte, nach einiger Zeit, da er glaubte, daß Jedermann schlafe, leise aufstand und zu dem Bette, in dem seine Geliebte schlief, hinging. Er legte sich zu ihr hinein, ward von ihr, ob sie gleich ein wenig Furcht hatte, mit großer Freude aufgenommen, und genoß mit ihr das Vergnügen, nach welchem sie sich Beide sehnten. Während nun Pinuccio bei dem Mädchen schlief, warf eine Katze irgend Etwas auf den Boden. Davon erwachte die Frau, stand, wie sie war, in der Meinung, es sei etwas Anderes, im Finstern auf und ging dahin, wo sie das Geräusch vernommen hatte. Adriano, der dies gar nicht beachtete, war zufällig eines natürlichen Bedürfnisses wegen gerade ebenfalls aufgestanden, und indem er darnach herumsuchte, kam er auf die Wiege, welche die Frau hingestellt hatte. Da er nun nicht vorbei konnte, ohne sie wegzustellen, so stellte er sie neben das Bett, in dem er selbst schlief. Darauf verrichtete er das, wegen dessen er aufgestanden war, und ging dann, ohne sich um die Wiege weiter zu bekümmern, wieder in sein Bett. Nachdem die Frau herumgesucht und endlich gefunden hatte, daß das, was herabgefallen war, nicht das sei, was sie vermuthet, so bekümmerte sie sich nichts weiter darum, machte auch kein Licht, um darnach zu sehen, sondern kehrte in die Kammer zurück und ging gerade auf das Bett zu, in dem ihr Mann schlief. Hier fand sie jedoch die Wiege nicht, und daher sagte sie zu sich selbst: „Ach, ich Unglückselige, was habe

ich da machen wollen! Wahrhaftig, ich hätte mich da geradezu zu meinen Gästen ins Bett gelegt.“ Sie ging daher noch einige Schritte vorwärts, fand richtig die Wiege und legte sich nun in das Bett, neben welchem diese stand, zu Adriano hinein, in der Meinung, sie liege bei ihrem Manne. Sobald Adriano, der noch nicht eingeschlafen war, dies merkte, nahm er sie fröhlichen Herzens in den Arm und befrachtete ihr Schiff, ohne ein Wort zu sagen, mehr als einmal, zum größten Ergötzen der Frau. So standen die Sachen, als Pinuccio, in der Angst, der Schlaf möchte ihn bei seinem Mädchen überraschen, und auch weil er das Vergnügen, nach dem er gelüstet, nun genossen hatte, von ihrer Seite aufstand, um sich in sein eigenes Bett zu legen. Als er dahin kam, fand er die Wiege und glaubte nun, hier sei das Bett seines Wirths. Er ging daher noch ein paar Schritte weiter und legte sich zum Wirthe hinein; da er jedoch glaubte, er liege bei Adriano, so sagte er: „Ich sage Dir, noch nie habe ich so viel Vergnügen dabei empfunden, als mit Niccolosa. Beim Blute Christi, das war die größte Wollust, die je ein Mann bei einer Frau haben kann, und ich sage Dir, seit ich von Dir fortging, habe ich wohl sechsmal eine Lustparthie mit ihr gemacht.“ Als der Wirth solche Geschichten hörte, an denen er unmöglich eine große Freude haben konnte, sagte er zuerst zu sich selbst: „Was Teufel macht der da?“ Darauf rief er, ohne sich lange zu besinnen, in seinem Zorne: „Pinuccio, das ist ein sehr schlechter Streich von Dir, und ich weiß nicht, wodurch ich das an Dir verdient habe; allein warte nur, so wahr Gott lebt, ich will Dir's eintränken.“ Pinuccio sah jetzt seinen Irrthum ein, allein da er das Pulver nicht gerade erfunden hatte, so sagte er, statt seinen Fehler so viel als möglich wieder gut zu machen: „Was willst Du mir eintränken? Was kannst denn Du mir thun?“ Die Frau des Wirths, die immer noch der Meinung war, sie liege bei ihrem

Manne, sagte hierüber: „Ach Gott, hör' doch, was unsere Gäste sich für schöne Redensarten geben.“ Adriano erwiederte: „Ei was, laß sie machen; meinetwegen mag sie der Teufel holen; sie haben gestern Abend zu viel ins Glas geguckt.“ Als die Frau den Adriano sprechen hörte, während sie glaubte, von ihrem Manne eine Antwort zu bekommen, sah sie augenblicklich ein, in welches Bett sie sich gelegt habe, und zu wem. Sie stand daher sogleich auf und nahm als eine kluge Frau, ohne ein Wort zu sagen, die Wiege mit ihrem Söhnchen, trug dieselbe auf gut Glück, denn man konnte in der Kammer auch nicht einen Stich sehen, zu dem Bette ihrer Tochter hin und legte sich zu dieser hinein. Nun that sie, als ob sie über den Lärm ihres Mannes erwacht sei, rief ihm und fragte ihn, was er denn für einen Wortwechsel mit Pinuccio habe. Der Mann antwortete: „Hörst Du denn nicht, was er diese Nacht mit Niccolosa getrieben hat?“ — „Das lügt er in seinen Hals hinein,“ sagte nun die Frau; „bei Niccolosa ist er nicht gelegen, denn ich habe mich schon vorhin, da ich nicht schlafen konnte, zu ihr gelegt, und Du bist ein Esel, daß Du es glaubtest. Ihr habt den Abend zu viel getrunken, daß Ihr nun laut träumt und im Schlafe läuft, ohne es zu wissen, und meint, es sei Wunder was. Es ist nur Schade, daß Ihr Euch nicht den Hals gebrochen habt. Aber was thut denn Pinuccio dort? Warum ist er denn nicht in seinem Bette?“ Adriano merkte sogleich, wo es hinaus wollte und auf welch' kluge Weise die Frau ihre und ihrer Tochter Schande zu bemänteln wußte. Daher sagte er: „Pinuccio, ich hab's Dir doch schon hundertmal gesagt, Du sollst nicht immer herumlaufen. Diese üble Gewohnheit, im Schlafe zu laufen, und dann Alles, was Du geträumt, zu erzählen, als wäre es wirklich vorgefallen, wird Dich noch einmal recht in die Patsche bringen. Komm doch her; der Teufel soll Dich holen.“ Wie der Wirth das hörte, was

seine Frau und nachher Adriano sagte, so glaubte er ganz fest, es habe dem Pinuccio bloß geträumt. Er ergriff ihn daher an der Schulter, schüttelte ihn und schrie ihm ins Ohr: „Wach' auf Pinuccio; geh' in Dein Bett zurück." Pinuccio, der sich Alles, was gesprochen wurde, hinter's Ohr schrieb, that jetzt, als ob er im Traume spräche und erzählte lauter dummes Zeug unter einander, worüber der Wirth ein helles Gelächter aufschlug. Zuletzt aber that er, als habe ihn das Rütteln aufgeweckt, und er rief nun dem Adriano und sagte: „Ist es denn schon Tag, daß Du mir rufst?" Adriano sagte: „Ja, komm nur!" Pinuccio stellte sich nun, als wäre er ganz schlaftrunken, stand aber doch endlich auf und kehrte von dem Bette des Wirths in das des Adriano zurück. Den andern Tag, als sie aufgestanden waren, fing der Wirth recht herzlich an zu lachen, und machte über ihn und seine Träume schlechte Witze. Unter solchen Redensarten richteten die beiden jungen Männer ihre Klepper her, legten die Mantelsäcke auf, tranken noch einmal mit ihrem Wirthe und ritten dann nach Florenz zurück, eben so zufrieden mit dem, was sie in der Hütte genossen hatten, als mit dem fröhlichen Ausgang der Geschichte. Nachher wußten sie andere Wege ausfindig zu machen, auf denen Pinuccio seine Niccolosa, die ihrerseits ihre Mutter ernsthaft versicherte, es sei Alles wirklich nur ein Traum gewesen, treffen konnte. Die Frau aber sagte, wenn sie sich an die Umarmungen Adriano's erinnerte, oft zu sich selbst: „Ich allein habe nicht geträumt."

Siebente Novelle.

Talano von Molese träumt, ein Wolf zerreiße seiner Frau den Hals und das Gesicht ganz; er sagt ihr daher, sie solle sich in Acht nehmen, aber sie thut es nicht und es trifft ein.

Als Panfilo mit seiner Erzählung zu Ende war und Alle die Wirthin wegen ihrer Klugheit und Vorsicht belobt hatten, befahl die Königin der Pampinea, ihre Geschichte zu erzählen. Diese fing also an: „Schon oft, meine liebenswürdigen Damen, ist unter uns davon gesprochen worden, wie in den Träumen Wahrheit liege, obgleich Andere darüber spotten; allein was auch schon darüber gesagt worden sein mag, so kann ich es doch nicht unterlassen, Euch eine ganz kurze Geschichte zu erzählen, die, es ist noch nicht lange her, einer Nachbarin von mir begegnete, weil sie einem Traumgesichte ihres Mannes keinen Glauben schenkte.

Ich weiß nicht, ob Ihr den Talano von Molese kennt, einen ganz ehrenwerthen Mann. Dieser hatte eine Jungfrau, Namens Margaritha geehlicht, die zwar viel schöner als alle Andern, aber auch so über alle Maßen eigensinnig, widerspenstig und boshaft war, daß sie keinem Menschen in irgend einer Sache zu Willen war, während umgekehrt auch ihr es Niemand Recht machen konnte. Dies war zwar für Talano äußerst drückend und unangenehm, allein, da er es nicht anders machen konnte, so fügte er sich darein. Einsmals war Talano mit dieser seiner Margaritha auf eine seiner Besitzungen auf's Land gezogen, und in der Nacht kam es ihm, während er schlief, im Traume so vor, als ob seine Frau durch einen schönen Wald gehe, den sie nicht weit von ihrer Wohnung besaßen. Während er sie nun dahingehen sah, meinte er auf einmal einen großen wilden Wolf zu erblicken, der von der

Seite aus dem Gebüsch herausstürze, ihr plötzlich an den Hals hinaufspringe, sie zu Boden reiße und auf ihr Geschrei hin sich bemühe, sie fortzuziehen. Darauf sah er sie zwar sich dem Rachen des Thieres entreißen, aber Hals und Gesicht waren ganz zerfleischt. Morgens, als er aufgestanden war, sagte daher Talano zu seiner Frau: „Weib, ob Du gleich durch Dein widerwärtiges Benehmen nie zugegeben hast, daß ich auch nur einen Tag in Ruhe und Frieden hinbrachte, so würde es mir doch wehe thun, wenn Dir ein Leid widerführe. Wenn Du daher meinem Rathe folgen willst, so gehe heute nicht aus dem Hause." Als sie hierauf nach dem „Warum?" fragte, so erzählte er ihr seinen Traum mit allen Nebenumständen; die Frau aber schüttelte den Kopf und sagte: „Willst Du was Böses, träumst Du was Böses. Du machst Dir ja außerordentlich viel mit mir zu schaffen, allein Du hast nur etwas geträumt, was Du gerne in der Wirklichkeit sehen möchtest. Gerade deßwegen werde ich mich aber wohl hüten, Dir weder heute noch sonst einmal die Freude zu machen, daß mir auch nur das Geringste widerfährt." Darauf erwiederte Talano: „Ich wußte wohl, daß Du so sprechen würdest, denn wer seine Hand in ein Wespennest steckt, den sticht's. Allein glaube, was Du willst, ich meine es gut mit Dir, wenn ich Dir nochmals den Rath gebe, bleib' heute zu Hause, oder vermeide wenigstens unsern Wald." — „Gut," sagte die Frau, „ich will Dir folgen." Zu sich selbst aber sagte sie nachher: „Hast Du gesehen, wie der mich bösartiger Weise hat in Angst setzen wollen, daß ich heute nicht im Walde spazieren gehen solle! Dort hat er gewiß mit einer schlechten Person eine Zusammenkunft ausgemacht und will nun nicht, daß ich ihn dort überrasche. Oh, er mag einem Blinden was weiß machen; ich aber wäre eine rechte Närrin, wenn ich es nicht merkte oder ihm gar Glauben schenkte. Nein, das soll ihm nicht gelingen, und wenn ich auch den

ganzen Tag hinstehen müßte, so will ich doch sehen, was das für ein Handel ist, den er heute dort abschließen will!" Nachdem sie dies gesagt, ging sie aus dem Hause, das ihr Mann schon auf einer andern Seite verlassen hatte, hinaus und machte sich unverzüglich, wobei sie sich jedoch sehr in Acht nahm, um nicht gesehen zu werden, auf den Weg nach dem Walde, wo sie sich im dichtesten Gebüsch versteckte. Hier lauschte sie und sah bald da, bald dort hin, ob sich Niemand blicken lasse. Während sie nun so dastand, ohne im mindesten an einen Wolf zu denken, siehe, da kam hart neben ihr aus dem tiefsten Dickicht ein großer und schrecklicher Wolf hervor, und kaum konnte sie, seit sie ihn gesehen, noch ein „Gott steh' mir bei" aussprechen, so war der Wolf schon an ihren Hals gesprungen, drückte sie heftig und trug sie fort, wie wenn sie ein kleines Lamm wäre. Sie konnte nicht schreien, so schnürte er ihr die Gurgel zusammen; auch wußte sie sich auf keine sonstige Weise zu helfen, und ohne Zweifel hätte sie das Unthier, das immer mit ihr fortlief, erwürgt, wenn sie nicht einigen Hirten begegnet wäre, die ihn durch ihr Geschrei zwangen, sie loszulassen. Trotz des elenden, schrecklichen Zustandes, in dem sie sich befand, erkannten sie die Hirten und trugen sie in ihre Wohnung, wo sie zwar nach langem Curiren von den Aerzten wieder hergestellt wurde, aber keineswegs so, daß nicht ihr ganzer Hals und ein Theil des Gesichts durch die Wunden zerrissen geblieben wäre. So schön sie daher früher war, so häßlich und verunstaltet war sie jetzt und für immer. Nun schämte sie sich, sich unter den Leuten sehen zu lassen und bereute gar oft bitterlich ihren Starrsinn, und daß sie, was sie doch nichts gekostet hätte, der Wahrhaftigkeit des Traums von ihrem Manne keinen Glauben schenken wollte.

Achte Novelle.

Rosenduft hat den Fresser mit einem Mittagessen zum Besten, allein Fresser weiß sich listig zu rächen, indem er jenen tüchtig durchprügeln läßt.

Alle von der fröhlichen Gesellschaft waren einstimmig darüber, daß, was Talano im Schlafe gesehen hätte, kein Traum gewesen sei, sondern ein Gesicht, weil Alles genau so eingetroffen, ohne daß auch nur ein Jota fehlte. Als jedoch Alles schwieg, befahl die Königin der Lauretta, fortzufahren. Diese sagte: „Meine klugen Damen, wie diejenigen, welche heute vor mir erzählt haben, sich fast Alle bewogen gefunden haben, von Sachen zu sprechen, von denen schon einmal die Rede war, so bestimmt auch mich das, was Pampinea gestern von der Rache erzählte, die ein Student ausübte, von einer andern Rache zu erzählen, die für den, der sie ertragen mußte, noch weit schwerer auszuhalten war, obgleich die Folgen weniger grausam waren. Ich beginne daher, wie folgt:

In Florenz lebte einst Einer, den Jedermann nur den „Fresser“ nannte. Es war dies ein Vielfraß, wie es nur jemals einen gab, und da sein Vermögen nicht hinreichte, alle die Ausgaben, die seine Gefräßigkeit erforderte, zu bestreiten, so pflegte er, da er im Allgemeinen recht gebildet und voll schöner und witziger Redensarten war, übrigens weniger für einen vollendeten Hofmann, als vielmehr für einen bissigen Gesellschafter galt, gerne mit Solchen umzugehen, die reich genug waren, um ihre Vorliebe für gute Bissen befriedigen zu können. Zu diesen ging er sehr oft zum Mittag- oder Abendessen, und auch hie und da, wenn er nicht eingeladen war. Zu gleicher Zeit lebte auch einer in Florenz, den Jedermann nur Baron Rosenduft nannte; denn er war klein

von Person, aber niedlich gebaut, gedrechselt und geschnürt wie eine Puppe, mit einem Mützchen auf dem Haupte, blond, mit zierlichen Löckchen, ohne von Natur auch nur ein krauses Haar zu haben. Dieses Männchen nun trieb dasselbe Handwerk, wie Fresser. Eines Morgens während der Fastenzeit war er auf den Fischmarkt gegangen und hatte gerade für Herrn Vieri von Cerchi zwei sehr große Hechte gekauft, als ihn der Fresser sah. Dieser ging auf den Baron Rosenduft zu und sagte: „Für wen ist das?“ Rosenduft antwortete: „Der Herr Corso Donati erhielt gestern Abend drei Hechte, die noch größer und schöner sind als diese, und außerdem einen Stör; allein er hat daran nicht genug, denn er will einigen Edelleuten ein Essen geben, und beauftragte daher mich, noch zwei zu kaufen. Wirst Du nicht auch hinkommen?“ — „Du weißt wohl,“ sagte jetzt der Fresser, „daß ich hinkommen werde.“ In der That ging er, als es Zeit war, zu Herrn Corso in's Haus, wo er ihn mit einigen Nachbarn in Gesellschaft fand. Auch hatte das Essen noch nicht angefangen. Als ihn der Hausherr fragte, was ihn herführe, erwiederte er: „Herr, ich komme, um mit Euch und Eurer Gesellschaft zu essen.“ Darauf sagte der Hausherr: „Sei willkommen. Gehen wir jetzt zum Essen, denn es ist Zeit.“ Sie setzten sich also zur Tafel, und das erste Gericht bestand aus Erbsen und Thunfisch; dann kamen gewöhnliche gebackene Fische aus dem Arno und sonst nichts weiter. Fresser sah nun wohl ein, daß ihn Rosenduft zum Besten gehabt hatte, und beschloß, da er nicht wenig darüber erbost war, ihn dafür abstrafen zu lassen. Nur wenige Tage nachher begegnete er ihm, und Rosenduft, der mit vielen Andern schon über diesen Spaß gelacht hatte, grüßte ihn, sobald er ihn sah, lachend, indem er ihn fragte: wie ihm die Hechte bei Herrn Corso geschmeckt hätten? Fresser erwiederte darauf: „Ehe acht Tage vergangen sind, wirst Du das noch

weit besser sagen können, als ich." Dann ging er unverzüglich von Rosenduft fort und zu einem abgefeimten Spitzbuben von einem Eckensteher. Mit diesem accordirte er, gab ihm dann eine gläserne Flasche und führte ihn nahe an das Gewölbe des Cavicciuli, wo er ihm einen Cavalier Namens Filippo Argenti, einen großen, nervigen und starken Mann, aber von so empfindlicher, jähzorniger und widerwärtiger Gemüthsart, als nur Einer, zeigte. Dann sprach er so: „Zu diesem Herrn da gehst Du mit der Flasche hier hin und sagst Folgendes zu ihm: Mein Herr, Baron Rosenduft schickt mich und läßt Euch bitten, Ihr möchtet ihm die Flasche mit gutem rothem Weine füllen, denn er will sich mit seinen Knaben ein Bischen lustig machen. Nimm Dich aber wohl in Acht, daß er Dich nicht am Kragen bekommt, denn er würde Dir schön mitspielen und Du würdest meinen ganzen Plan zu Wasser machen." Der Herumlungerer fragte: „Habe ich sonst nichts zu sagen?" — „Nein," sagte der Fresser, „geh' nur und wenn Du Deine Sache ausgerichtet hast, so komm mit der Flasche zu mir zurück und dann will ich Dich bezahlen." Der Herumlungerer nahm also den Weg zwischen die Füße und richtete dem Herrn Filippo seine Botschaft aus. Als Herr Filippo, dem ohnehin der Kamm gleich schwoll, das hörte, war er sogleich überzeugt, daß Rosenduft, den er wohl kannte, seinen Spaß mit ihm haben wolle. Er ward daher feuerroth im Gesicht und sagte: „Was? Ich Flaschen füllen? Und damit er Knabenschänderei treiben könne? Der Teufel hole Dich und ihn!" Damit stand er auf und streckte seinen Arm aus, um den Eckensteher zu erwischen; allein dieser war auf seiner Hut, machte links um und lief, was er konnte, auf einem andern Wege zu dem Fresser hin, der Alles mit angesehen hatte. Nun erzählte er ihm, was Herr Filippo gesagt hatte, und der Fresser, ganz zufrieden damit, zahlte ihn aus und ruhte nun

nicht eher, als bis er den Rosenduft aufgegabelt hatte. Zu diesem sagte er: „Warst Du vielleicht so eben im Gewölbe von Cavicciuli?“ — „Nein,“ erwiederte Rosenduft; „allein warum fragst Du mich das?“ Der Fresser sagte darauf: „Weil ich Dir sagen kann, daß Dich Herr Filippo überall suchen läßt; aber ich weiß nicht, was er will.“ — „Ei,“ meinte nun Rosenduft, „ich gehe gerade in die Gegend und will ihn anreden.“ Rosenduft ging also fort und der Fresser hinter ihm drein, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. Herr Filippo war furchtbar aufgebracht, daß er den Eckensteher nicht hatte fassen können, und schäumte vor Wuth, da er aus den Reden des Eckenstehers keinen andern Sinn herausbringen konnte, als Rosenduft habe aus irgend einem Grunde Possen mit ihm spielen wollen. Während es so in ihm kochte und brauste, kam Rosenduft. Wie er ihn sah, ging er ihm entgegen und versetzte ihm gleich einen derben Schlag ins Gesicht. „Mein Gott, Herr!“ rief Rosenduft, „was soll das heißen?“ Allein Herr Filippo ergriff ihn an den Haaren, riß ihm die Mütze vom Kopf, warf seinen Mantel zu Boden und schlug immer tüchtig auf ihn los, indem er rief: „Verräther, Du wirst bald sehen, was das heißen soll. Was soll ich füllen und was läßt Du mir von Knaben sagen? Glaubst Du, ich sei ein Kind, daß Du mich so am Narrenseile herumziehen willst?“ Während er so sprach, zerschlug er ihm mit seinen Fäusten, die so fest waren, daß man hätte glauben können, sie seien von Eisen, das ganze Gesicht, und ließ auf dem ganzen Kopfe kein gutes Haar; dann zog er ihn im Schmutz herum und riß ihm alle Kleider vom Leibe. Dies Alles geschah mit solchem Eifer, daß Rosenduft nicht einmal so viel Luft bekam, um nur ein Wort sprechen oder fragen zu können, warum ihm das geschähe. Er hatte wohl so etwas von Flaschenfüllen und Knaben gehört, allein er konnte sich's nicht zu-

sammenreimen. Endlich, nachdem ihn Herr Filippo recht tüchtig durchgeprügelt hatte, rissen ihn die vielen Umstehenden, aber nur mit der größten Mühe von der Welt, los, und sagten dem zerzausten und gar übel zugerichteten Manne, warum Filippo so mit ihm umgesprungen sei, indem sie ihm noch überdies Vorwürfe machten, daß er dem Filippo so etwas habe sagen lassen, und hinzusetzten, er hätte doch Herrn Filippo besser kennen und wissen sollen, daß dieser nicht der Mann sei, der Scherz mit sich treiben lasse. Rosenduft entschuldigte sich unter Thränen und sagte, daß er den Herrn Filippo in seinem Leben nie um Wein angegangen hätte. Nachdem er sich aber etwas erholt hatte und wieder so weit hergerichtet war, um sich sehen lassen zu können, kehrte er tief betrübt in seine Wohnung zurück, fest überzeugt, das müsse ein Streich vom Fresser sein. Viele Tage nachher, als die Flecken aus seinem Gesichte schon wieder verschwunden waren und er bereits wieder ausging, begegnete er dem Fresser, der ihn lachend fragte: „Ei, Rosenduft, wie schmeckte Dir der Wein des Herrn Filippo?“ Rosenduft erwiederte: „Gerade wie Dir die Hechte des Herrn Corso.“ — „Gut,“ sagte nun der Fresser, „wenn Du mir ferner auf dieselbe Art zu essen geben willst, wie Du thatest, so sollst Du von mir auf die gleiche Art zu trinken bekommen, wie Du bekommen hast!“ Rosenduft sah nun wohl ein, daß er dem Fresser nicht wohl etwas anhaben könne, bat ihn um Gotteswillen, Frieden zu halten und hütete sich von da an, irgend Jemanden zu foppen.

Neunte Novelle.

Zwei junge Männer fragen den König Salomo um Rath, der eine, wie er es anfangen müsse, um geliebt zu werden, der andere, wie er sein widerspenstiges Weib zähmen könne. Dem einen antwortet er, er solle nur selbst lieben, dem andern er solle auf die Gänsebrücke gehen.

Die Königin, die dem Dioneo sein Vorrecht nicht nehmen wollte, war nun noch die einzige, die erzählen mußte. Nachdem die Damen über das Unglück des Baron Rosenduft genugsam gelacht hatten, fing sie fröhlich also zu sprechen an: „Liebenswürdige Damen, wenn man die Ordnung der Dinge mit gesunder Vernunft betrachtet, so wird man ganz leicht einsehen, daß die Gesammtheit der Weiber der Natur, dem Herkommen und den Gesetzen gemäß dem Manne unterworfen ist, und sich von demselben nach Belieben lenken und leiten lassen muß. Wenn daher ein Weib mit dem Manne, dem sie angehört, in Ruhe, Zufriedenheit und Glück leben will, so muß sie demüthig, geduldig und unterthänig sein, und sich überdies züchtiglich aufführen, denn darin besteht der größte und hauptsächlichste Schatz eines klugen Weibes. Wenn uns dies auch nicht die Gesetze, die doch immer nur das allgemeine Beste bezwecken, bewiesen, wenn wir auch von Gewohnheit und Herkommen, zweien Dingen, die eine so große und beachtungswerthe Gewalt ausüben, absehen wollten, so zeigt uns dies schon die Natur selbst ganz offenbar, indem sie unsern Körper zart und schwächlich, unsere Seele furchtsam und erschrocken, unser Herz theilnehmend und gütig erschuf, und uns weit schwächere körperliche Kräfte, eine viel sanftere Stimme und weit anmuthigere Körperbewegungen gab. Dies Alles beweist hinlänglich, daß wir des Schutzes und der Oberherrschaft Anderer bedürfen. Wer aber des Schutzes und der

Leitung bedarf, der muß auch, den Gesetzen der gesunden Vernunft gemäß, diesem Beschützer und Leiter sich gehorsam und unterwürfig zeigen und ihm alle Ehrfurcht erweisen. Wer könnte uns aber sonst leiten und beschützen, als nur die Männer? Darum müssen wir auch den Männern durch unsere Unterwürfigkeit zeigen, wie hoch wir sie ehren, und jede, die sich nicht hieran bindet, verdient nach meiner Ueberzeugung nicht bloß scharfen Tadel, sondern scharfe Züchtigung. Diese Betrachtungen habe ich zwar schon öfter angestellt, allein die Erzählung Pampineas von dem Weibe des Talano hat mich von Neuem darauf gebracht, und ich glaube, daß, weil ihr Mann es nicht that, Gott ihr jene Züchtigung zuschickte. Deßwegen ist es auch meine innigste Ueberzeugung, daß alle diejenigen, welche sich nicht so gefällig, herzlich und nachgiebig aufführen, als Natur, Herkommen und Gesetze es vorschreiben, wie ich schon einmal gesagt habe, die härteste und schärfste Züchtigung verdienen. Ich will Euch daher von einem guten Rathe, den König Salomo gab, erzählen, als von dem allervortrefflichsten Mittel, Alle, die mit solchem Uebel behaftet sind, gründlich zu heilen. Es darf jedoch Keine, die dieses Mittel nicht bedarf, glauben, ich erzähle dies ihretwegen, sondern etwa so, wie die Männer ein Sprüchwort haben: „Ein gutes wie ein schlechtes Pferd braucht den Sporn, und ein gutes wie ein schlechtes Weib den Prügel;“ denn wenn wir auch diese Worte nur scherzhaft auslegen, so wird doch Jedermann zugestehen müssen, daß etwas Wahres daran ist; wenn wir sie aber moralisch verstehen, so behaupte ich, es läßt sich gar nichts dagegen sagen. Die Weiber sind von Natur schwach und schmiegsam, und es gehört sich, daß diejenigen, welche die ihnen gesetzten Grenzen überschreiten, ihres Fehlers wegen und zu ihrer eigenen Besserung mit dem Stocke gestraft werden; um aber die Tugend der Andern, die sich nicht fortreißen

lassen, aufrecht zu erhalten, wird der Stock ebenfalls recht gut passen, denn er wird sie schon aus Furcht aufpassen lehren. Doch lassen wir jetzt das Predigen und kommen wir zu der Erzählung, die ich Euch vortragen will.

Der hohe Ruf von der wunderbaren Weisheit Salomo's und wie er einen Jeden, der sich durch eigene Erfahrung überzeugen wollte, mit der größten Herablassung davon überzeuge, hatte die ganze Erde und den Weltkreis durchdrungen, und es kamen daher Viele aus den entferntesten Theilen der Welt, um ihn in ihrer Noth und bei dringenden Bedürfnissen um Rath zu fragen. Unter den vielen Andern, die dorthin gingen, machte sich auch ein sehr edler und reicher junger Mann aus der Stadt Lajazzo, aus der er gebürtig und in der er ansässig war, Namens Melisso, auf den Weg. Während er nun nach Jerusalem reiste, traf es sich, daß er von Antiochien an mit einem andern jungen Manne, Namens Giusefo, der dieselbe Reise machte, wie er, eine geraume Zeitlang zusammen reiste, und wie es bei Reisegefährten geht, sich mit ihm ins Gespräch einließ. Schon hatte Melisso von Giusefo seinen Stand und seine Heimath erfahren, und nun fragte er ihn, wohin er reise und warum. Giusefo antwortete, er reise zu Salomo, um ihn um Rath zu fragen, was er mit seiner Frau anfangen solle, die über alle Maßen eigensinnig und widerspenstig sei, und bei der weder Bitten noch Schmeicheleien, noch sonst etwas anschlagen, wenn sie ihren Kopf auf etwas gesetzt habe. Dann fragte er seinerseits den Melisso, woher er sei, wohin er reise und warum. Hierauf erwiderte Melisso: „Ich bin von Lajazzo und habe wie Du, nur mit einem andern Ungemach zu kämpfen. Ich bin jung, reich, freigebig, halte offene Tafel und ehre meine Mitbürger auf alle Weise, und trotz alledem, was gewiß seltsam und unerhört ist, kann ich Niemanden finden, der es gut mit mir meinte; deßwegen

gehe ich eben dahin, wo Du hingehst, um zu fragen, wie ich es anfangen müsse, um geliebt zu werden.“ Die Zwei machten nun die Reise vollends zusammen und wurden, als sie nach Jerusalem kamen, sogleich von einem der dienstthuenden Edelleute bei Salomo eingeführt und ihm vorgestellt. Melisso klagte ihm in wenig Worten seine Noth, worauf Salomo antwortete: „Liebe.“ Nachdem er dies gesagt, ward Melisso sogleich hinausgeführt, und nun sagte Giuseso, warum er da sei. Diesem antwortete Salomo nichts anderes, als: „Geh' auf die Gänsebrücke.“ Nachdem er dies gesagt, wurde Giuseso ebenfalls alsobald aus dem Audienzzimmer abgeführt. Er suchte den Melisso auf, der auf ihn wartete und sagte ihm, was er zur Antwort bekommen habe. Beide dachten nun über die empfangenen Antworten nach, konnten aber weder einen Sinn hineinbringen, noch irgend einen Nutzen oder Zweck für sich daraus absehen. Sie glaubten daher zum Besten gehalten zu sein und machten sich in dieser Meinung auf den Rückweg. Als sie einige Tage gereist waren, kamen sie an einen Fluß, über den eine schöne Brücke führte; allein da gerade eine Caravane mit belasteten Maulthieren und Pferden hinüber ging, so mußten sie so lange warten, bis diese vorüber waren. Als beinahe schon Alles hinüber war, wurde zufällig ein Maulesel stetisch, wie man das oft sehen kann, und wollte um keinen Preis vorwärts. Ein Treiber nahm daher einen Stock und schlug Anfangs ganz mäßig auf ihn hinein, um ihn weiter zu treiben; allein der Maulesel ging bald rechts, bald links, kehrte hie und da auch ganz um und wollte um alle Welt nicht weiter. Hierüber wurde der Treiber über alle Maßen erbittert und gab ihm nun bald auf den Kopf, bald in die Weichen, bald auf das Kreuz die ärgsten Schläge von der Welt. Allein Alles half nichts. Melisso und Giuseso, die dabei standen und Alles mitansahen, sagten daher oft

zu dem Treiber: „Schlingel, was machst Du denn? Willst Du das Thier ganz todtschlagen? Warum versuchst Du es nicht einige Male mit Sanftmuth und Güte hinüberzuführen? So wirst Du weiter kommen, als mit Deinen Schlägen da." Hierauf erwiederte der Treiber einfach: „Ihr kennt Eure Pferde und ich meinen Esel; laßt mich daher ungeschoren." Kaum hatte er das gesagt, so fing er von Neuem an, auf ihn hineinzuschlagen, und zwar so derb bald von dieser, bald von jener Seite, daß der Esel endlich vorwärts ging und der Treiber seinen Willen erhielt. Die beiden jungen Männer schickten sich nun an, auch hinüberzugehen; vorher aber fragte Giuseso einen armen Mann, der zu Anfang der Brücke saß, wie diese heiße. Der Mann antwortete: „Herr, sie heißt die Gänsebrücke." Als das Giuseso hörte, erinnerte er sich sogleich an die Antwort Salomo's und sagte zu Melisso: „Höre, mein lieber Kamerad, mit dem Rathe, den uns Salomo gab, kann es doch seine Richtigkeit haben, denn nun ist es mir ganz klar und deutlich, daß ich bis jetzt zu dumm war, meine Frau zu prügeln; aber dieser Maulthiertreiber da hat mir gezeigt, was ich zu thun habe." Nach einigen Tagen kamen sie nach Antiochien, wo Giuseso den Melisso einige Tage lang bei sich zurückhielt, um sich auszuruhen. Er wurde von seiner Frau ganz kalt empfangen, sagte ihr aber doch, sie solle das Abendessen so zubereiten, wie es ihr Melisso angeben werde. Dieser sah sogleich, wo Giuseso hinauswollte, und erklärte sich in wenigen Worten darüber; die Frau aber that, wie sie es von früher her gewohnt war, gerade das Gegentheil von dem, was Melisso angegeben hatte. Als das Giuseso sah, sagte er zornig: „Hat man es Dir nicht gesagt, auf welche Art Du das Abendessen bereiten sollst?" Die Frau drehte sich ganz hochmüthig nach ihm um und sagte: „Nun, was soll denn das wieder heißen? Warum greifst Du denn nicht zu, wenn

Du zu Nacht essen willst? Wenn mir's auch anders angegeben wurde, so beliebte es mir einmal, es so zu machen; ist Dir's so recht, gut; ist Dir's nicht recht, auch gut." Melisso sah hoch auf, wie die Frau so antwortete, und fand dies gar nicht in der Ordnung. Giusefo aber sagte: „Frau, bist Du noch immer wie früher? Aber wart' nur, ich will Dich schon aus einem andern Ton pfeifen lehren." Dann wandte er sich zu Melisso und sagte: „Freund, jetzt wollen wir einmal geschwind sehen, was an dem Rathe Salomo's ist. Aber ich bitte Dich, nimm Dir's nicht zu Herzen, was ich jetzt thun werde, sondern betrachte es vielmehr als eine Kurzweil, die ich Dir bereiten will. Damit Du mich aber nicht etwa unterbrichst, so erinnere Dich daran, was uns der Maulthiertreiber zur Antwort gab, als wir mit seinem Esel Mitleid hatten." Melisso erwiederte: „Ich bin in Deinem Hause und werde Dich daher in Deinem Vergnügen nicht stören." Giusefo nahm nun einen dicken Stock von einer jungen Eiche und ging damit in das Schlafzimmer, wohin sich seine Frau, nachdem sie vor Unmuth vom Tische aufgestanden war, brummend und maulend begeben hatte, ergriff sie bei den Haaren, warf sie zu Boden und fing sie nun mit seinem Stocke tüchtig zu bearbeiten an. Die Frau schrie zuerst, dann drohte sie; da sie aber sah, daß Giusefo trotz alledem nicht aufhöre, fing sie, durch die Schläge ganz mürbe geworden, an, ihn um Gotteswillen zu bitten, sie doch nicht ganz umzubringen, indem sie sagte, sie wolle in ihrem Leben nie mehr seinem Willen entgegensein. Giusefo ließ sich aber durch alles Das nicht irre machen, sondern wurde nur immer wüthender und schlug sie in einemfort, bald in die Seiten, bald in die Hüften, bald auf die Achseln, als wenn er sie lederweich klopfen müßte, und hörte nicht eher auf, als bis er ganz müde war. Die Frau aber hatte keinen Knochen, noch sonst einen Theil ihres

Rückens mehr, der nicht in dieser kurzen Zeit ganz zerbläut worden wäre. Nach geschehener Arbeit kam Giusefo zu Melisso zurück und sagte zu ihm: „Morgen wollen wir doch sehen, ob sich der gute Rath von der Gänsebrücke bewähren wird.“ Dann ruhte er ein wenig aus, wusch sich die Hände, aß mit Melisso zu Nacht und legte sich später, als es Zeit war, zu Bette. Die arme Frau stand mit vieler Mühe auf und warf sich auf ihr Lager. Hier erholte sie sich, so gut sie konnte, stand den andern Tag in aller Frühe auf und ließ den Giusefo fragen, was er für ein Mittagessen haben wolle. Hierüber lachte er mit Melisso und gab dann seine Befehle. Als darauf die Stunde schlug, kamen sie zu ihr und fanden Alles ganz nach der erhaltenen Weisung hergerichtet. Nunmehr waren sie über den Salomonischen Rath, den sie Anfangs so übel verstanden hatten, des Lobes voll. Nach einigen Tagen nahm Melisso von Giusefo Abschied, reiste nach Hause und erzählte einem weisen Manne daselbst, was ihm Salomo zur Antwort gegeben habe. Dieser sagte zu ihm: „Einen weisern und bessern Rath hätte man Dir nicht geben können. Du selbst, wie Du wohl wissen wirst, liebst Niemanden, und alle die Ehre und die Dienste, die Du Einem erweisest, erweisest Du nicht aus Nächstenliebe, sondern um damit zu glänzen. Liebe also, wie Dir Salomo gesagt hat, und dann wird man Dich wieder lieben.“ So ward die widerspenstige Frau gezähmt und der junge Mann kam durch Liebe zu Liebe.

Zehnte Novelle.

Herr Gianno stellt auf das inständige Bitten seines Gevatters Pietro eine Zauberei an, die dessen Frau in eine Stute verwandeln soll; wie er aber so weit ist, um den Schwanz anzubringen, sagt Gevatter Pietro, daß er keinen Schwanz wolle, und vereitelt dadurch die ganze Zauberei.

Die Novelle, welche die Königin erzählt hatte, gab den Damen zu vielerlei Gemurmel, den jungen Männern aber zum Lachen Anlaß. Wie sie jedoch aufhörten, fing Dioneo so an: „Meine lustigen Damen, ein einziger schwarzer Rabe unter vielen weißen Tauben hebt deren Schönheit weit mehr hervor, als dies ein weißer Schwan thun würde. Ebenso ist ein minder Weiser unter vielen weisen Leuten sehr oft die Ursache, daß nicht nur der Glanz und die Schönheit ihres vollkommenen Verstandes weit mehr hervortritt, sondern auch, daß das Vergnügen und die Zufriedenheit vermehrt wird. Deßwegen, da Ihr höchst verständig und taktvoll seid, muß ich, der so wenig Verstand hat, aber eben durch meine Mängel Eure Vorzüge um so mehr ins Licht setze, Euch weit lieber sein, als wenn ich durch größere Eigenschaften Eure Vorzüge verdunkeln würde. Daraus folgt, daß ich einen hinlänglichen Spielraum haben muß, um mich Euch immer in meinem wahren Lichte zu zeigen, und wenn ich Euch etwas erzähle, so müßt Ihr es weit geduldiger anhören, als Ihr würdet, wenn ich weiser wäre. Ich werde Euch eine Geschichte erzählen, die nicht allzulang ist, und aus der Ihr lernen könnt, wie sorgfältig man Alles beobachten muß, was diejenigen, die etwas durch Zauberei ins Werk setzen, befehlen; denn auch nur der geringste Fehler, den man begeht, macht gleich die ganze Zauberei zu nichte.

Vor einigen Jahren lebte in Barletta ein Priester, mit

Namen Herr Gianni di Barolo, der, weil er eine sehr arme Kirche hatte, seines Lebensunterhaltes wegen mit einer Stute da und dorthin auf die Märkte in Apulien zog und Waaren einkaufte und wieder verkaufte. Während dieser Zeit machte er mit einem gewissen Pietro aus Tresanti, der dasselbe Geschäft, wie er, mit einem Esel trieb, genaue Bekanntschaft, und zum Beweise seiner Zuneigung und Freundschaft nannte er ihn, nach apulischer Sitte, nie anders als Gevatter Pietro. Auch nahm er ihn immer, wenn er hie und da nach Barletta kam, in seine Kirche mit, ließ ihn bei sich wohnen und ehrte ihn so viel als möglich. Gevatter Pietro seinerseits, ob er gleich ganz arm war und nur ein ganz kleines Häuschen hatte, das kaum für ihn, sein junges und schönes Weib und seinen Esel groß genug war, führte, so oft Herr Gianni durch Tresanti reiste, ihn doch stets in sein Haus und ehrte ihn so viel möglich, um die Ehrenbezeigungen, die er von ihm in Barletta erhielt, wett zu machen. Nur in Hinsicht der Beherbergung konnte ihm Pietro, da er nur ein kleines Bettchen, in welchem er mit seinem hübschen Weibchen schlief, hatte, nicht so viel Ehre erweisen, als er gewünscht hätte, sondern er mußte sich damit begnügen, die Stute des Herrn Gianni neben seinen Esel in den Stall zu stellen, und ihrem Herrn daneben eine Streue zu machen, auf der er schlafen konnte. Die Frau, die wohl wußte, wie viel Ehre der Priester ihrem Manne jedesmal in Barletta erwies, hatte schon oft, wenn der Priester kam, bei einer Nachbarin schlafen wollen, die des Richters Leo Frau war und Zita Carapresa hieß, damit der Priester mit ihrem Manne zusammen im Bett schlafen könnte, und sagte dieses auch oftmals dem Priester; aber dieser hatte noch nie eingewilligt. Unter Anderem sagte er ihr auch einmal: „Liebste Gevatterin, mache Dir um mich keine Sorgen; mir geht's ganz gut, denn wenn mir's beliebt, verwandle ich

meine Stute da in ein hübsches Jüngferchen und schlafe bei ihr, und wenn ich genug habe, so mache ich wieder eine Stute daraus. Deßwegen mag ich mich auch gar nicht von ihr trennen.“ Die junge Frau sah hoch auf, glaubte aber jedes Wort, und sagte es ihrem Manne, indem sie hinzusetzte: „Wenn Du so genau mit ihm stehst, als Du sagst, warum läßt Du Dich nicht diese Zauberformel lehren? Dann könntest Du mich in eine Stute verwandeln und Deine Geschäfte mit dem Esel und der Stute zugleich treiben, und wir würden doppelt so viel gewinnen. Wären wir dann wieder zu Hause, so würdest Du mich wieder in Deine Frau, wie ich jetzt bin, verwandeln.“ Gevatter Pietro, der so dumm war, als nur Einer, glaubte dies Alles, und da er den Rath sehr gut fand, so lag er dem Herrn Gianni so sehr als nur möglich mit Bitten an, er möchte ihn die Sache lehren. Herr Gianni gab sich alle Mühe, ihn von dieser Dummheit abzubringen, da es ihm jedoch nicht gelang, so sagte er: „Nun, weil Ihr es durchaus so haben wollt, so wollen wir morgen, wie wir's gewohnt sind, vor Tag aufstehen, und dann will ich Dir zeigen, wie man es macht. Das Schwierigste an der Sache ist übrigens, wie Du sehen wirst, den Schwanz ordentlich hinzubringen.“ Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata konnten vor lauter Sehnsucht die Nacht kaum schlafen, standen, so bald es gegen Tag ging auf und riefen dem Herrn Gianni. Dieser stand im Hemde auf, kam in die Kammer zu Gevatter Pietro und sagte: „Außer Euch gibt es auf der ganzen Welt Niemand, dem ich das zu Gefallen thäte, und weil Ihr's durchaus so haben wollt, so will ich's thun. Ihr müßt aber auch genau Alles befolgen, was ich Euch sage, wenn Ihr wollt, daß es zu Stande komme.“ Sie versprachen ihm, Alles zu thun, was er sagen würde. Herr Gianni nahm daher ein Licht, gab es dem Gevatter Pietro in die Hand und sagte zu

ihm: „Gib wohl Obacht, wie ich's mache, und behalte Alles genau, was ich sage; aber wenn Du nicht Alles verderben willst, so hüte Dich, Du magst sehen und hören, was Du willst, ein Wort zu sprechen, und bitte Gott, daß der Schwanz gut angebracht werde." Gevatter Pietro nahm das Licht und sagte, daß er es schon recht machen werde. Darauf befahl Gianni der Frau, sich nackt auszuziehen und hieß sie mit Händen und Füßen, wie ein Pferd, auf die Erde stehen, indem er ihr ebenfalls die Weisung gab, über Alles, was auch komme, kein Wort zu verlieren. Dann berührte er ihr mit den Händen Kopf und Gesicht und sagte: das soll ein schöner Pferdskopf werden. Drauf berührte er ihre Haare und sagte: das sollen schöne Pferdsmähnen werden. Sodann berührte er ihre Arme und sagte: das sollen schöne Pferdsschenkel und Füße werden. Nun berührte er ihr die Brust, und da er fand, daß sie fest und rund sei, so erwachte etwas, dem er nicht gerufen hatte, und stand aufrecht empor. Er aber sagte: das soll eine schöne Pferdsbrust werden. Ebenso machte er es mit dem Rückgrat, mit dem Bauche, mit dem Kreuze, mit den Hüften und den Beinen. Zuletzt blieb nichts mehr zu machen übrig, als der Schwanz. Er hob ihr daher das Hemd auf, nahm den Prägstock, mit welchem die Menschen geprägt werden, steckte ihn hurtig in die hiezu gemachte Furche hinein und sagte: aus dir soll der schöne Schwanz eines Pferdes werden. Als Gevatter Pietro, der bis jetzt äußerst aufmerksam auf Alles Acht gegeben hatte, dieses letzte Manoeuvre sah, wollte es ihm nicht recht gefallen, und er sagte daher: „Ei, Herr Gianni, ich will keinen Schwanz, ich will keinen Schwanz!" Bereits war der Lebenssaft, der allen Pflanzen das Dasein gibt, gekommen, als Herr Gianni ihn herauszog und sagte: „Ach, Gevatter Pietro, was hast Du gemacht? Sagte ich Dir nicht, Du sollest kein Wort sprechen,

Du mögest sehen, was Du wollest? Die Stute war schon fast ganz fertig, aber Du hast nun durch Dein Waschmaul Alles verdorben, und nun kann die Sache in Deinem Leben nicht mehr gut gemacht werden." Gevatter Pietro sagte: „Sei's darum, ich wollte einmal keinen solchen Schwanz sehen. Warum sagtet Ihr nicht zu mir: thu' Du's? Und überdies habt Ihr ihn zu weit unten angebracht." — „Du hättest ihn," erwiederte Herr Gianni, „das erste Mal nicht so gut anbringen können als ich." Als die Frau die Beiden so sprechen hörte, stand sie auf und sagte in aller Unschuld zu ihrem Manne: „Dummkopf, der Du bist, warum hast Du Deinen und meinen Vortheil verdorben? Wo hast Du je eine Stute ohne Schwanz gesehen? Gott steh' mir bei, Du bist arm genug, aber ich möchte nur, Du würdest es noch mehr." Da nun der Worte wegen, die Gevatter Pietro gesprochen hatte, keine Möglichkeit mehr vorhanden war, die junge Frau in eine Stute zu verwandeln, so zog sie sich traurig und ganz betrübt an; Gevatter Pietro aber trieb sein altes Handwerk wieder mit seinem Esel und ging mit Herrn Gianni zusammen auf die Messe von Bitonto; um einen solchen Dienst aber bat er ihn nie wieder.

Wie sehr über diese Erzählung, welche die Damen besser verstanden, als Dioneo es gewünscht hatte, gelacht wurde, das kann sich ein Jeder selbst denken, der noch jetzt darüber lacht. Als jedoch die Erzählung zu Ende war, und der Tag sich bereits neigte, sah die Königin, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen sei. Sie stand daher auf, nahm sich die Krone vom Haupte, setzte sie dem Panfilo, der allein dieser Ehre noch nicht theilhaftig geworden war, auf, und sagte lächelnd: „Mein Herr, eine schwere Last erwartet Dich, denn Du hast sowohl meine, als die Fehler aller derer, die vor Dir diesen Ehrenplatz eingenommen haben, den Du jetzt ein-

nimmst, als der Letzte, wieder gut zu machen. Gott schenke Dir daher seine besondere Gnade, sowie er mir die Gnade erzeigt hat, Dich zum Könige machen zu können." Panfilo nahm die Ehre sehr gerne an und antwortete: „Nur Eure Vorzüge und die meiner übrigen Untergebenen werden es bewirken können, daß ich eben so lobenswerth wie meine Vorgänger regiere." Nachdem er nun der hergebrachten Sitte gemäß mit dem Seneschall das Nöthige besprochen hatte, wandte er sich an die erwartungsvoll dastehenden Damen und sagte: „Meine liebenswürdigen Damen: Emilie, diesen Tag noch unsere Königin, war so bescheiden, um unsere Kräfte zu schonen, es der Willkür eines Jeden zu überlassen, zu erzählen, was ihm beliebe; da ihr nun aber genugsam ausgeruht habt, so meine ich, es werde gut sein, wenn wir wieder zu unserer alten Ordnung zurückkehren; darum will ich, es solle sich Morgen ein Jedes von Euch auf eine Erzählung besinnen, die zum Texte hat: „wer etwas Edles und Großherziges in der Liebe oder sonst ausgeführt hat." Durch solche Worte und Thaten werden ohne Zweifel Eure für alles Gute empfängliche Herzen noch mehr angefeuert, kräftig dahin zu wirken, daß unser Leben, das bei unsern sterblichen Leibern ohnehin nur kurz sein kann, durch eine rühmliche That unsterblich werde; denn dies muß sich ein jeder, der nicht bloß wie die Thiere dem Bauche fröhnt, nicht nur wünschen, sondern er muß mit allem Eifer darnach streben und trachten." Das Thema gefiel der fröhlichen Gesellschaft sehr gut, und diese stand nun mit der Erlaubniß des neuen Königs von ihren Sitzen auf und überließ sich den gewöhnlichen Vergnügungen, Jeder nach seinem Belieben. So machten sie es bis zur Stunde der Tafel, an der sie ganz fröhlich zusammenkamen und vortrefflich in aller Ordnung bedient wurden. Nachdem die Mahlzeit vorüber war, erhoben sie sich zu den

gewöhnlichen Tänzen. Nachdem sie nun wohl tausend Liederchen, alle noch ergötzlicher durch ihren Inhalt als durch ihre meisterhafte Composition und Melodie, gesungen hatten, befahl der König der Neifile, in seinem Namen ein Lied zu singen. Diese begann auch sogleich und recht gerne mit klarer und fröhlicher Stimme:

Ich bin so jung, mag mich so gern ergehen
Mit Lust und Sang in schönen Maientagen,
Wo liebliche Gedanken mich umwehen.

Ich liebe durch die grüne Au' zu streichen,
Wo ich viel Blumen, weiß, roth, gelb und blaue,
Bewehrte Rosen, blasse Lilien schaue,
Und alle diese sind mir Liebeszeichen,
Denn mit dem Freunde muß ich sie vergleichen,
Der mich im Herzen trägt und stets wird tragen,
Mich, die nur Eines wünscht: ihn froh zu sehen.

Und find' ich eine Blume, die mir scheinet,
Daß ich in ihr sein liebes Bild erkenne,
Die pflück' und drück' ich an den Mund, bekenne
Liebkosend ihr, was mich mit ihr vereinet,
Oeffn' ihr mein Herz und was es minnt und meinet;
Dann darf sie fröhlich in dem Kranze ragen,
Um welchen meine blonden Haare wehen.

Und wie es von Natur das Aug' entzücket,
Das Kind der Flur, so blinkt es mir ins Auge,
Als ob dies Ihn leibhaftig in sich sauge,
Der mich mit seiner süßen Liebe schmücket;
Doch wie mich wonnig erst sein Duft berücket,
Das kann ich nimmermehr mit Worten sagen,
Doch meine Seufzer müssen es gestehen.

Die brausen nicht wie andre schwer und bange,
Wenn Wintersturm ein Frauenherz verdüstert,
Nein, warm und linde kommen sie geflüstert;

Sie gehn und säuseln um des Freundes Wange,
Und er, wenn sie ihn mahnen, säumt nicht lange:
Er eilt und läßt die Wonnestunde schlagen,
Eh' ich noch rufe: Komm, ich muß vergehen!

Der König und die Damen alle waren im Lobe über das Lied der Neifile einstimmig. Nachher befahl jedoch der König, da die Nacht schon ziemlich weit vorgerückt war, daß sich Jedermann bis zum andern Morgen zur Ruhe begeben möge.

Es beginnt der zehnte Tag

des

Dekameron,

an welchem unter dem Regiment des Panfilo darüber gesprochen wird, wer in der Liebe oder sonst etwas Edles und wahrhaft Hochherziges vollbracht hat.

Noch waren die Wolken am Abendhimmel nur schwach geröthet, während die gegen Morgen an ihrem äußern Rande durch die Sonnenstrahlen, welche sie mehr in der Nähe trafen, dem kostbarsten Golde ähnlich geworden waren, als Panfilo aufstand und die Damen und seine Gefährten rufen ließ. Als Alle da waren, berathschlagte er mit ihnen, wohin sie wohl gehen wollten, um sich zu vergnügen, und machte sich dann von Filomena und Fiammetta unmittelbar begleitet dahin auf den Weg, während die andern Alle nachfolgten. Sie sprachen nun hin und her gar Mancherlei über ihr künftiges Leben, während sie sich eine geraume Strecke weit auf dem Spaziergange belustigten. Als sie aber einen ziemlichen Weg gegangen waren, und die Sonne bereits anfing, warm zu werden, kehrten sie in den Palast zurück. Hier ließen sie sich ihre Becher an der klaren Quelle ausschwenken und tranken Jeder nach Belieben, und gingen dann in den angenehmen Schattengängen des Gartens bis zur Essenszeit spazieren. Nachdem sie hierauf gegessen und dann, wie sie es bisher gewohnt gewesen waren, geschlafen hatten, versammelten sie sich da, wo es dem Könige beliebte, und dieser beauftragte die Neifile mit der ersten Erzählung. Letztere begann ganz vergnügt also:

Erste Novelle.

Ein Ritter ist in die Dienste des Königs von Spanien getreten und glaubt von ihm schlecht dafür belohnt worden zu sein; der König beweist ihm aber auf die überzeugendste Weise, daß das nicht seine Schuld sei, sondern die des schlimmen Geschickes, und beschenkt ihn nachher königlich.

Verehrteste Damen, ich kann es mir zur höchsten Gunst anrechnen, daß der König bei einer so wichtigen Sache, wie die, über Hochherzigkeit zu erzählen, mir den Vorrang gegeben hat. Denn, wie die Sonne die Zierde und der Schmuck des ganzen Himmels ist, so ist Hochherzigkeit der Abglanz und der Spiegel jeder andern Tugend. Ich will Euch daher eine meinem Bedünken nach ganz artige Geschichte erzählen, an die erinnert zu werden Euch nur von Nutzen sein kann.

Ihr müßset also wissen, daß unter den vielen tapferen Rittern, welche vor alten Zeiten in unserer Stadt lebten, Herr Ruggieri von Figiovanni einer der trefflichsten war. Da dieser nun sehr reich und von hohem Muthe war, und sah, wie er nach der Lebensweise und nach den Sitten Toskanas, bei längerem Aufenthalte daselbst, seine Tapferkeit wenig oder gar nicht an den Tag legen könnte, so beschloß er einige Zeit bei Alfonso, dem Könige von Spanien, zu verweilen, einem Herrscher, dessen Tapferkeit dem allgemeinen Rufe nach die jedes andern hohen Herrn zu jener Zeit übertraf. Er rüstete sich daher in Waffen, Pferden und Dienern ehrenvoll aus und machte sich nach Spanien auf den Weg, wo er von dem Könige sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Herr Ruggieri lebte nun da längere Zeit, machte großen Aufwand, verrichtete in Waffenthaten wunderbare Dinge und zeigte durch Alles dies, daß er ein wackerer Ritter sei. Während der geraumen Zeit, daß er sich da aufhielt, beobachtete er die Art und Weise des

Königs genau, und da kam es ihm so vor, als ob derselbe bald an Diesen, bald an Jenen, bald an einen Andern ein Schloß oder eine Stadt, oder eine Baronie verschenke, ohne mit der gehörigen Umsicht zu Werke zu gehen, ja als ob er gar oft Einem etwas schenkte, der es nicht verdiene; und da er, der seinen eigenen Werth wohl kannte, noch nichts geschenkt erhalten hatte, so meinte er zurückgesetzt und in seinem Rufe geschmälert zu sein. Er beschloß daher abzureisen und verlangte von dem Könige seinen Abschied. Der König bewilligte ihm denselben und schenkte ihm zugleich eines der besten und schönsten Maulthiere, das je geritten worden ist, was dem Herrn Ruggieri bei der langen Reise, die er zu machen hatte, sehr angenehm war. Darauf befahl er einem seiner vertrautesten Diener, er solle es auf die möglichst schickliche Art so einrichten, daß er den Herrn Ruggieri auf seiner Reise begleiten könne, ohne daß es den Anschein gewinne, als ob er vom Könige beauftragt sei. Dann solle er Alles, was Ruggieri sage, wohl behalten, um es nachher wieder erzählen zu können, den Tag nach der Abreise aber dem Ruggieri befehlen, zu dem Könige zurückzukehren. Der Diener paßte die Zeit ab, wann Herr Ruggieri die Stadt verließ, und gesellte sich nachher auf dem Wege auf eine passende Art zu ihm, indem er ihm zu verstehen gab, seine Absicht gehe nach Italien. Ruggieri ritt das Maulthier, das ihm der König geschenkt hatte, und während sie bald von diesem, bald von jenem sprachen, sagte er, da es gegen die dritte Stunde hinging: „Ich meine, es wäre Zeit, daß wir unsern Thieren ein wenig Rast gönnten.“ Sie führten sie daher in einen Stall, wo alle andern, außer dem Maulthiere, stallten. Als sie darauf weiter ritten — der Knappe gab aber immer ganz genau auf alle Worte des Ritters Acht — kamen sie an einen Fluß. Hier ließen sie ihre Thiere trinken, und das Maulthier stallte in den Fluß. Kaum sah

dies Herr Ruggieri, so sagte er: „Daß du bersten möchtest, du dummes Thier du, du machst es gerade wie der Herr, der dich mir geschenkt hat." Der Diener merkte sich dieses Wort, allein ob er gleich den ganzen Tag, während dessen sie noch zusammenritten, sich noch Vieles merkte, so war doch kein einziges Wort sonst darunter, das nicht dem Könige zur höchsten Ehre gereicht hätte. Als sie nun den folgenden Tag wieder zu Rosse gestiegen waren und Ruggieri die Richtung nach Toskana einschlagen wollte, theilte ihm der Diener den Befehl des Königs mit, weßwegen Ruggieri unverzüglich wieder zurückritt. Nachdem nun der König erfahren hatte, was Ruggieri über das Maulthier gesprochen, ließ er ihn rufen, empfing ihn ganz freundlich und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maulthier, oder vielmehr das Maulthier mit ihm verglichen hätte. Ruggieri sah ihm offen ins Gesicht und sagte: „Gnädiger Herr, deßwegen habe ich Euch mit ihm verglichen, weil es, wo es sollte, nicht stallte, und wo es nicht sollte, stallte, gerade wie Ihr Eure Geschenke hingebt, wo es nicht am Platze ist, und nichts gebt, wo es am Platze wäre." Hierauf erwiederte der König: „Herr Ruggieri, ich habe Euch nicht beschenkt, während ich dies bei vielen Andern, die im Vergleich mit Euch nichts sind, gethan habe; es geschah dies aber nicht deßwegen, weil ich Euch nicht für den tapfersten Ritter, der auch des größten Geschenkes würdig wäre, erkannt hätte; Ihr habt dies vielmehr Eurem Unstern, der mich abhielt, zuzuschreiben, nicht mir. Daß aber, was ich spreche, Wahrheit ist, werde ich Euch sonnenklar beweisen." — „Mein Herr und König," antwortete jetzt Ruggieri, „ich bin nicht ungehalten darüber, daß ich kein Geschenk von Euch empfangen habe, denn ich habe keineswegs darnach getrachtet, meinen Reichthum zu vermehren, sondern darüber, daß Ihr niemals meiner Tapferkeit Anerkennung gezollt habt. Nichtsdestoweniger halte

ich Eure Entschuldigung für ehrenhaft und hinreichend, und bin bereit zu sehen, was Ihr mir zu zeigen beliebt, obgleich ich auch ohne Beweise schon überzeugt bin." Der König führte ihn darauf in einen großen Saal, wo, wie es schon früher angeordnet worden war, zwei große verschlossene Koffer standen. Hier sprach der König in Gegenwart vieler Andern also: „Herr Ruggieri, in einem dieser Koffer ist meine Krone, der königliche Scepter mit dem Reichsapfel, viele meiner schönsten Gürtel, Spangen, Ringe und außerdem kostbare Edelsteine, wie ich sie nur habe. Der andere ist voll Erde. Nehmet nun einen von beiden, und derjenige, den Ihr wählen werdet, sei Euer; dann werdet Ihr sehen, wer Eure Tapferkeit nicht anerkennt, ich oder Euer Mißgeschick." Als Herr Ruggieri sah, daß es der König so haben wollte, wählte er einen; der König befahl alsobald denselben zu öffnen, und man fand nun, daß er ganz mit Erde angefüllt war. Hierauf sagte der König lachend: „Nun könnt Ihr wohl sehen, Ruggieri, daß das, was ich von Eurem Mißgeschicke sagte, wahr ist; allein Eure Tapferkeit verdient, daß ich mich seiner Tücke entgegenstelle. Ich weiß, daß Ihr nicht Willens seid, ein Spanier zu werden, darum will ich Euch weder ein Schloß noch eine Stadt schenken; allein dieser Koffer, den das Schicksal Euch nahm, soll trotz dem der Eurige sein, damit Ihr ihn in Eure Heimath mitnehmen und Euch bei Euren Bekannten mit meinen Gnadengeschenken, als Beweisen Eurer Tapferkeit, verdienter Maßen rühmen könnt." Herr Ruggieri nahm den Koffer und kehrte damit, nachdem er dem Könige den Dank abgestattet hatte, der sich für ein so kostbares Geschenk gebührt, vergnügt nach Toskana zurück.

Zweite Novelle.

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Clugny gefangen, heilt ihn von einem Magenübel und läßt ihn sodann frei. Dieser kehrt an den Hof nach Rom zurück, versöhnt ihn mit Papst Bonifacius und macht ihn zum Hospitalritter.

Man lobte die Freigebigkeit des Königs Alfonso, die er gegen den florentinischen Edelmann bewies, sehr, und der König, dem die Erzählung wohl gefallen hatte, befahl nun Elisen, fortzufahren. Diese fing sogleich so an: „Zarte Damen, wenn ein König hochherzig ist und seine Hochherzigkeit gegen einen beweist, der ihm treu gedient hat, so muß man dies zwar eine sehr lobenswerthe Handlung nennen, doch so etwas gar Großes ist es nicht. Was werden wir aber sagen, wenn man uns erzählt, ein Geistlicher habe eine außerordentliche Hochherzigkeit gegen einen Mann ausgeübt, gegen den er sich hätte feindselig beweisen können, ohne daß ihn irgend Jemand darob getadelt haben würde? Was jener König that, war eine Tugend, aber was der Pfaffe that, war ein Wunder, denn es ist eine ausgemachte Sache, daß diese noch weit geiziger als die Weiber sind, und nichts mehr hassen, als alle und jedwede Freigebigkeit. Und wenn auch jeder Mensch von Natur geneigt ist, sich wegen einer empfangenen Beleidigung zu rächen, so sind doch die Pfaffen, obschon sie von der Geduld predigen und überhaupt die Verzeihung empfangener Beleidigungen anempfehlen, weit mehr als andere Menschen rachedurstig. Wie jedoch einmal ein Geistlicher edelmüthig gewesen sei, könnt ihr aus folgender Erzählung deutlich ersehen.

Ghino di Tacco, ein durch seine Grausamkeit und Räubereien hinlänglich berüchtigter Mann, war als ein Feind des Grafen von Santa Fiore aus Siena vertrieben, wiegelte den Radicofani, bei dem er sich aufhielt, gegen die römische Kirche

auf und ließ Jeden, der durch die Gegend kam, durch seine Gesellen ausplündern. Damals herrschte Papst Bonifacius der Achte über Rom, und der Abt von Clugny, den man für einen der reichsten Prälaten in der Welt hielt, kam deßhalb an den Hof. Hier verdarb er sich den Magen und erhielt von den Aerzten den Rath, die Bäder von Siena zu besuchen, wo er ohne allen Zweifel Heilung finden werde. Nachdem er sich nun vom Papste hatte Erlaubniß geben lassen, machte er sich, ohne sich um den bösen Ruf, in dem Ghino stand, zu bekümmern, mit großem Gepränge in Geräthschaften, Lastthieren, Pferden und Dienern auf den Weg. Ghino di Tacco, der zuvor wußte, wann er ankommen würde, spannte seine Netze aus und schloß den Abt mit seiner ganzen Dienerschaft und Allem, was er bei sich hatte, ohne auch nur einen einzigen Burschen entwischen zu lassen, in einem engen Passe ein. Als dies in Ordnung war, sandte er einen der Seinigen, einen pfiffigen Gesellen, unter guter Bedeckung zum Abte, und ließ ihm von seiner Seite aus ganz freundlich sagen, es möchte ihm doch gefallen, bei Ghino auf seinem Schlosse abzusteigen. Als dies der Abt hörte, wurde er ganz wüthend und antwortete, das werde er in keinem Falle thun, er habe mit Ghino nichts zu schaffen und werde seine Reise fortsetzen; er wolle doch einmal sehen, wer ihm das verbieten wolle. Hierauf sagte der Abgesandte mit ganz demüthiger Stimme: „Heiliger Vater, Ihr seid da an einen Ort hingekommen, wo wir, außer dem allmächtigen Gott, Niemanden zu fürchten haben, und wo Excommunication und Interdict selber excommunicirt sind; darum möge es Euch, als die beste Wahl, gefallen, Ghino's Wunsch zu erfüllen.“ Während diese Worte gewechselt wurden, war schon der ganze Paß von Raubgesellen umzingelt, und der Abt, der sich mit den Seinigen gefangen sah, schlug daher, so unwillig er auch war, den Weg nach dem Schlosse ein,

und mit ihm sein ganzes Gefolge, und was er bei sich hatte. Als er abgestiegen war, führte man ihn, den Befehlen Ghino's gemäß, ganz allein in eine dunkle und unheimliche Kammer; alle Andern aber wurden nach ihrem Stande vom Schloßvogt ganz bequem logirt, sowie auch die Pferde und die sämmtlichen Geräthschaften gut aufbewahrt, ohne daß das Geringste angerührt wurde. Nachdem dies geschehen war, ging Ghino zu dem Abte und sagte zu ihm: „Herr, Ghino, dessen Gast Ihr jetzt seid, läßt Euch bitten, Ihr möchtet ihm doch sagen, wohin Ihr reiset und aus welchem Grunde.“ Der Abt hatte als ein kluger Mann seinen Hochmuth schon gedämpft und sagte ihm, wohin er gehe und warum. Als dies Ghino sich hatte sagen lassen, ging er wieder fort und dachte darüber nach, wie er ihn wohl ohne Bad heilen könne. Er ließ daher in der Kammer ein tüchtiges Feuer anmachen und dieses stets gut unterhalten, und kehrte erst den andern Morgen zum Abte zurück. Dann brachte er ihm auf einem schneeweißen Tafeltuche zwei Schnitten geröstetes Brod und einen großen Becher weißen süßen Weins von Corniglia, von dem, den der Abt selbst mit sich führte, und sagte zu ihm: „Herr, als Ghino noch ein junger Mann war, studirte er Medicin und er läßt Euch sagen, daß es keine bessere Arznei gegen das Magenübel gibt, als die, die er Euch zubereiten wird, und von welcher ich hier den Anfang bringe. Nehmt sie daher und stärkt Euch damit.“ Der Abt, den der Hunger mehr drückte, als die Lust zu scherzen, aß, ob er es gleich mit Widerwillen that, das Brod und trank den Wein. Dann sprach er aus einem ganz hohen Tone mit ihm, fragte nach Diesem und Jenem, ertheilte über Anderes seine Rathschläge, und wollte insbesondere den Ghino selbst sprechen. Ghino hörte Alles ruhig an, ging über Einiges, als keiner Antwort werth, weg, antwortete auf Anderes in ganz verbindlichem Tone und

versicherte ihn besonders, daß Ghino, sobald er nur irgend könne, ihn besuchen werde. Nachdem er dies gesagt, ging er fort und kehrte nicht eher wieder, als den andern Morgen, wo er wieder eben so viel geröstetes Brod und eben so viel Wein brachte. Dies setzte er mehrere Tage so fort, bis er sich endlich überzeugte, der Abt habe trockene Bohnen, die er mit Fleiß und heimlich hingebracht und dagelassen hatte, gegessen. Nun fragte er ihn im Namen Ghino's, wie es um seinen Magen stehe. „Ich glaube ganz gut," erwiederte ihm hierauf der Abt, „wenn ich nur erst aus seinen Händen wäre. Für jetzt hätte ich zu nichts mehr Talent als zum essen, so vortrefflich haben mich seine Arzneien geheilt." Ghino ließ ihm nun von seinen eigenen Geräthschaften und seiner eigenen Dienerschaft ein schönes Zimmer herrichten und dann ein großes Gastmahl auftragen, zu dem er mit allen Bewohnern seines Schlosses auch die Dienerschaft des Abtes zog, begab sich sodann den andern Morgen zu diesem und sagte zu ihm: „Herr, weil Ihr Euch wieder wohl fühlt, so ist es Zeit, das Krankenzimmer zu verlassen." Dann nahm er ihn an der Hand und führte ihn in das für ihn zubereitete Zimmer, wo er ihn mit den Seinigen allein ließ, um selbst dafür zu sorgen, daß das Gastmahl so prächtig als möglich aufgetragen werde. Der Abt unterhielt sich eine Weile mit den Seinigen und erzählte ihnen, was er für ein Leben habe führen müssen; wogegen sie Alle einstimmig erklärten, sie seien äußerst ehrenvoll von Ghino gehalten worden. Als die Stunde zum Speisen gekommen war, wurden Alle ganz artig mit guten Speisen und guten Weinen bedient, ohne daß sich jedoch Ghino dem Abte zu erkennen gab. Nachdem aber der Abt einige Tage auf diese Art zugebracht hatte, ließ Ghino alle seine Geräthschaften in einen Saal bringen und in einen Hof, der gerade darunter war, alle seine Pferde und Thiere bis auf den ärm-

lichsten Klepper hinab. Dann ging er zum Abte, fragte ihn, was er mache, und ob er sich stark genug zum Reiten fühle. Darauf erwiederte der Abt, er fühle sich stark genug, auch sei sein Magen ganz geheilt, und es würde überhaupt ganz gut um ihn stehen, wenn er nur einmal aus den Händen des Ghino befreit wäre. Ghino führte darauf den Abt in den Saal, wo seine Geräthschaften und seine ganze Dienerschaft war, bat ihn dann an ein Fenster zu treten, von wo aus er alle seine Pferde überschauen konnte, und sagte zu ihm: „Herr Abt, weil als ein Edelmann aus seinem Hause vertrieben und arm, weil von vielen und mächtigen Feinden verfolgt, deßwegen, und nicht aus Bösartigkeit des Charakters, ist Ghino di Tacco, welcher ich selbst bin, um sein Leben zu retten und seinen Adel zu wahren, so weit gebracht worden, daß er ein Straßenräuber und Feind des römischen Hofes wurde. Da Ihr mir aber ein wackerer Herr zu sein scheint, den ich noch überdies von einem Magenübel geheilt habe, so beabsichtige ich nicht, Euch so zu behandeln, wie ich einen Andern behandelt hätte, dem ich, wenn er, wie Ihr, in meine Hände gefallen wäre, von seinem Eigenthume genommen haben würde, was mir beliebt hätte; sondern ich will vielmehr, daß Ihr, da Ihr meine Noth kennt, mir von Eurem Eigenthum das selbst übergebet, was Ihr mir geben wollt. Ihr habt hier Alles unversehrt vor Euch, und Eure Pferde könnt Ihr von diesen Fenstern aus im Hofe sehen. Nehmt nun einen Theil oder nehmt Alles, wie es Euch beliebt, denn von dieser Stunde an steht es ganz in Eurer Willkür, ob Ihr gehen oder bleiben wollt." Der Abt wunderte sich sehr, wie ein Straßenräuber eine so edle Sprache führen könne. Er fand einen großen Gefallen an ihm, Zorn und Unwille verschwanden plötzlich und verwandelten sich in Wohlwollen, und indem er so auf einmal von Herzen Ghino's Freund geworden war, lief er auf

ihn zu, umarmte ihn und sagte: „Ich schwöre bei Gott, um die Freundschaft eines Mannes, wie Du mir jetzt einer zu sein scheinst, zu gewinnen, würde ich gerne noch weit größeres Unrecht erdulden, als mir das däuchte, das Du mir angethan hast. Verflucht sei das Geschick, das Dich zu einem so verdammenswerthen Handwerk zwang.“ Dann nahm er von seinen Sachen nur das Wenigste und Nothwendigste, und eben so von seinen Pferden, das Uebrige ließ er ihm Alles und kehrte nach Rom zurück. Der Papst hatte schon von der Gefangennehmung des Abtes gehört, und so sehr sie ihm auch zu Herzen gegangen war, so fragte er ihn doch, als er ihn wieder sah, wie ihm das Bad zugeschlagen habe. Darauf erwiederte der Abt lachend: „Heiliger Vater, ich traf weit mehr in der Nähe, als die Bäder liegen, einen vortrefflichen Arzt, der mich ganz gut geheilt hat.“ Nun erzählte er ihm seine Erlebnisse, worüber der Papst herzlich lachte. Darauf fuhr der Abt in seiner Erzählung fort, und bat zuletzt, von seinem hochherzigen Gefühle getrieben, um eine Gnade. Der Papst, in der Meinung, er würde etwas ganz Anderes sich ausbitten, erklärte sich bereit, Alles zu thun, was er wünsche. Darauf sagte der Abt: „Heiliger Vater, das, was ich mir von Euch erbitte, ist, daß Ihr dem Ghino di Tacco, meinem Arzte, Eure Gunst wieder schenkt, denn unter allen andern wackeren Männern, die ich schon getroffen habe, ist er offenbar einer der wackersten. Das Ueble, das er jetzt thut, ist viel mehr Schuld des Schicksals, als seine eigene. Wenn Ihr aber sein Geschick dadurch ändert, daß Ihr ihm eine Stelle übertragt, von der er standesgemäß leben kann, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er in kurzer Zeit in Euren Augen eben so viel Werth bekommt, als er jetzt in den meinen hat.“ Da der Papst dies hörte, sagte er, als ein hochherziger Mann und Beschützer aller tapferen Männer, er wolle es recht gerne thun,

und wenn sich die Sache so verhalte, wie der Abt sage, so könne er Jenen ganz unbesorgt kommen lassen. Ghino kam also in vollem Vertrauen, wie es der Abt haben wollte, an den Hof, und war noch nicht lange um den Papst, als ihn dieser für einen Mann von kräftiger Seele erkannte, sich mit ihm aussöhnte, und ihm eine große Priorei vom Hospitalorden, zu dessen Ritter er ihn gemacht hatte, schenkte. Diese behielt er als Freund und Diener der heiligen Kirche und des Abtes von Clugny, so lange er lebte.

Dritte Novelle.

Mitridanes ist über die Freigebigkeit des Natan eifersüchtig und will ihn tödten. Ohne ihn zu kennen, trifft er mit ihm zusammen und wird von ihm über die Art und Weise, wie er das könne, unterrichtet. Er trifft ihn, wie sie es ausgemacht hatten, in einem Gebüsche, erkennt ihn, schämt sich und wird sein Freund.

Alle glaubten ein Wunder gehört zu haben, daß ein Pfaffe eine so hochherzige Handlung begangen haben sollte; als jedoch die Damen nach und nach darüber zu sprechen aufhörten, befahl der König dem Filostrato fortzufahren. Dieser fing sogleich so an: „Edle Damen, groß war die Freigebigkeit des Königs von Spanien, und vielleicht unerhört der Edelmuth des Abtes von Clugny; allein nicht weniger wunderbar wird es Euch vorkommen, wenn ich Euch sage, daß Einer, um sich gegen einen Andern, der nicht bloß sein Hab und Gut, sondern sein Leben verlangte, freigebig zu zeigen, mit aller Ueberlegung sich entschloß, ihm auch letzteres zu geben, und wahrhaftig auch gegeben hätte, wenn Jener es hätte nehmen

wollen. Dies will ich Euch aber durch eine kleine Erzählung beweisen."

Es ist eine ausgemachte Sache (wenn man anders den Worten einiger Genueser und einiger andern Menschen, die in dieser Gegend zu Hause waren, Glauben schenken darf), daß um Cattaio herum einst ein Mann von edler Herkunft, der über alle Maßen reich war und Natan hieß, lebte. Dieser wohnte in einer Gegend, durch die fast nothwendig Jeder kommen mußte, der vom Abendlande nach der Levante, oder von der Levante nach dem Abendlande reiste, und da nun Natan von hoher Freigebigkeit beseelt und begierig war, durch irgend eine Handlung sich auszuzeichnen, so ließ er hier in ganz kurzer Zeit, denn er nahm viele Meister an, den schönsten, größten und reichsten Palast erbauen, den man je gesehen hatte, und ihn mit allem Nöthigen ausrüsten, um die edelsten und vornehmsten Gäste empfangen und ehrenhaft bewirthen zu können. Da er überdies viele und treffliche Diener hielt, so konnte er Jedermann, der ankam oder fortging, mit aller Freundlichkeit und allem Aufwande bewirthen und ehren. Auch blieb er dieser lobenswerthen Sitte stets getreu, so daß sein Ruf nicht bloß über die Levante, sondern auch über das ganze Abendland erscholl. Schon war er hoch bei Jahren, aber doch noch nicht müde, diese edle Sitte zu befolgen, da drang sein Ruf auch zu den Ohren eines jungen Mannes, Namens Mitridanes, der in einer nicht zu weit entfernten Gegend zu Hause war. Dieser, im Bewußtsein, eben so reich zu sein, wie Natan, wurde über dessen Ruf und edlen Charakter eifersüchtig und beschloß, ihn durch eine noch größere Freigebigkeit entweder ganz zu vernichten, oder doch zu verdunkeln. Er ließ daher einen Palast erbauen, der dem Natans ganz ähnlich war, und fing an, Jeden, der kam oder ging, mit der größtmöglichen Höflichkeit und Freigebigkeit zu überschütten. Hiedurch erlangte er

auch in der That in ganz kurzer Zeit eine große Berühmtheit. Nun begab es sich eines Tags, daß, als der junge Mann gerade im Hofe seines Palastes verweilte, ein geringes Weib zu einem der Thore des Palastes hereintrat, ihn um ein Almosen bat, und es erhielt; darauf aber durch ein zweites Thor wieder zurückkam, abermals um ein Almosen bat und es erhielt und so fort bis zum zwölften Thore. Als sie nun zum dreizehnten Male wieder kam, sagte Mitridanes: „Gute Frau, Du bist sehr fleißig in Deinem Almosenbitten." Nichtsdestoweniger gab er ihr noch eines. Kaum hörte das alte Weib diese Worte, so sagte es: „O Natan, wie ist doch deine Freigebigkeit so außerordentlich! Zweiunddreißig Thore hat sein Palast, wie dieser, und durch diese zweiunddreißig Thore trat ich herein und verlangte jedesmal von ihm ein Almosen und erhielt es, ohne daß er je durch ein Zeichen verrathen hätte, daß er mich erkenne; hier bin ich erst durch dreizehn gekommen, und schon hat man mich erkannt und getadelt!" Nachdem sie dieses gesagt, ging sie fort, ohne je wieder zu kommen. Wie Mitridanes das alte Weib so sprechen hörte, glaubte er, das, was er zum Ruhme des Natan hatte hören müssen, müsse nothwendig den seinigen schmälern, wurde hierüber ganz wüthend und sprach zu sich selbst: „Oh, ich Unseliger, wann werde ich je so großartig freigebig wie Natan werden können! Wie weit bin ich doch entfernt, ihn zu übertreffen, was meine Absicht ist, da ich ihm ja nicht einmal in Kleinigkeiten nur annähernd das Wasser reiche! Wahrhaftig vergeblich ist alle meine Mühe, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe; weil aber das Alter nichts über ihn vermag, so will ich dies mit meinen eigenen Händen thun, und zwar ohne allen Verzug." So noch in vollem Zorne stand er auf, setzte sich, ohne irgend Jemanden seinen Plan mitzutheilen, mit einer kleinen Begleitung zu Pferde und kam am dritten Tage dahin, wo Natan sich aufhielt. Nun

befahl er seinen Gefährten, sie sollten sich so stellen, als ob sie nicht zu ihm gehörten und ihn gar nicht kennten, und möchten sich um ein Nachtquartier umsehen, bis sie Weiteres von ihm hören würden. Er selbst blieb allein zurück und traf nicht weit vom Schlosse auf Natan, der ebenfalls ganz allein war und ganz einfach gekleidet sich mit Spazierengehen vergnügte. Da er ihn nicht kannte, so fragte er ihn, ob er ihm nicht angeben könnte, wo Natan verweile. Natan erwiederte ihm ganz freundlich: „Mein lieber Sohn, Niemand kann Dich in dieser Gegend besser zurechtweisen, als ich, deßwegen will ich Dir, wenn es Dir recht ist, zum Führer dienen.“ Der Jüngling erwiederte, es sei ihm dies sehr angenehm, allein wenn es irgend sein könnte, so möchte er von Natan weder gesehen noch erkannt werden. Darauf sagte Natan: „Auch das will ich thun, weil Du es so haben willst.“ Mitridanes stieg daher ab und ging mit Natan, der ihn sogleich in ein freundliches Gespräch zu verwickeln wußte, bis zum Palaste hin. Hier befahl Natan einem seiner Diener, dem Jünglinge sein Pferd abzunehmen, und indem er nahe auf ihn zutrat, raunte er ihm ins Ohr, es solle sogleich allen Leuten im Hause der Befehl ertheilt werden, daß Niemand dem jungen Manne sage, daß er Natan sei. So geschah es auch. Als sie nun im Palaste waren, wies er dem Mitridanes ein sehr schönes Zimmer an, wo dieser Niemand sonst sah, als wer zu seiner Bedienung bestellt war, ließ ihn überhaupt äußerst ehrenvoll behandeln und leistete ihm selbst Gesellschaft. Indem nun Mitridanes immer bei Natan verweilte, mußte er unwillkürlich eine Ehrfurcht wie gegen einen Vater gegen ihn bekommen, fragte ihn aber doch, wer er sei. Hierauf erwiederte Natan: „Ich bin einer der geringsten Diener des Natan, mit dem ich von meiner frühesten Jugend an aufgewachsen bin. Dessen ungeachtet hat er mich zu keiner bessern Stelle, als wie Du

siehst, befördert, und ich kann daher, wenn auch die ganze Welt in seinem Lobe übereinstimmt, ihn doch nicht so gar hoch erheben.“ Aus diesen Worten schöpfte Mitridanes Hoffnung, sein schlechtes Vorhaben mit noch mehr Klugheit und Sicherheit ausführen zu können. Natan fragte ihn nun aber auch sehr höflich, wer er sei, und was für ein Grund ihn hierher führe, indem er ihm seinen Rath und Beistand, so viel er nämlich zu leisten vermöge, versprach. Mitridanes zögerte etwas mit seiner Antwort, entschloß sich aber doch zuletzt, ihm Vertrauen zu schenken, und bat ihn unter einem großen Umschweif von Redensarten um Verschwiegenheit, so wie um seinen Beistand mit Rath und That. Dann entdeckte er ihm ganz im Vertrauen, wer er sei, wo er herkomme und was ihn dazu bewogen hätte. Als Natan diese Erzählung und den grausamen Vorsatz des Mitridanes hörte, wurde er todesblaß, erwiederte ihm aber, ohne lange zu zögern, mit Entschlossenheit und festem Blick: „Mitridanes, Dein Vater war ein edler Mann, und Du willst wahrhaftig nicht aus der Art schlagen, wenn Du, wie es der Fall ist, einen so hohen Vorsatz hast, gegen Jedermann freigebig zu sein. Ich lobe Dich daher Deines Hasses wegen, den Du gegen die Vorzüge des Natan hegst, gar sehr; denn, wenn es noch viel mehr solche Menschen gäbe, so würde diese erbärmliche Welt bald eine gute werden. Das Vorhaben, das Du mir anvertraut hast, muß natürlich geheim bleiben, allein ich kann Dir dazu viel eher einen guten Rath geben, als mit der That beistehen. Mein Rath ist folgender: Du kannst von hier aus und in der Entfernung von kaum einer halben Meile ein kleines Gebüsch sehen, in welches Natan jeden Morgen zu gehen pflegt, um sich das Vergnügen eines längeren Spazierganges zu machen. Dort muß es Dir ein leichtes sein, ihn aufzufinden und Dein Vorhaben auszuführen. Wenn Du ihn dann getödtet hast, so kehre, damit

Du ganz ungehindert nach Hause kommen kannst, nicht auf dem Wege zurück, auf dem Du gekommen bist, sondern schläge den Weg ein, der links zum Gebüsche hinausführt, denn wenn dort die Wildniß auch größer ist, so führt er Dich doch viel bälder zu Deinem Hause und ist weit sicherer." Nachdem nun Mitridanes diesen Rath erhalten und Natan sich entfernt hatte, so berief er vorsichtig seine Gefährten zu sich, und gab ihnen genau an, wo sie ihn den folgenden Tag erwarten sollten. Den andern Morgen, sobald es Tag geworden war, ging Natan, der den Rath, den er dem Mitridanes gegeben hatte, keineswegs bereute und überhaupt seinen Vorsatz gar nicht geändert hätte, ganz allein in das Gebüsch, um dort zu sterben. Mitridanes stand ebenfalls auf, nahm seinen Bogen und sein Schwert, denn andere Waffen hatte er nicht, stieg zu Pferde und ritt nach dem Gebüsche hin. Hier sah er schon von weitem den Natan ganz allein auf- und abgehen; allein da er ihn, ehe er ihn tödte, doch vorher sehen und sprechen hören wollte, so lief er auf ihn zu, ergriff ihn an der Binde, die er um den Kopf trug, und sagte zu ihm: „Graukopf, Du bist des Todes." Natan erwiederte hierauf gar nichts als: „Womit habe ich das verdient?" Als Mitridanes die Stimme hörte und das Gesicht betrachtete, so sah er sogleich, daß es der sei, der ihn so gütig aufgenommen, ihm so freundschaftlich Gesellschaft geleistet und ihm endlich so ehrlich gerathen hatte. Sogleich schwand nun alle Wuth, und sein Zorn verwandelte sich in Beschämung. Er warf daher den Säbel, den er schon gezogen hatte, um ihn damit zu tödten, weit weg, stieg vom Pferde herab, und stürzte laut weinend dem Natan zu Füßen, indem er sagte: „Nun sehe ich deutlich, mein theuerster Vater, welch' hoher Edelsinn Euch inwohnt, wenn ich bedenke, wie Ihr geradezu hierhergekommen seid, um mir Euer Leben hinzugeben, das ich Euch, ohne irgend einen Grund zu haben,

so gerne genommen hätte; aber Gott, der besser wußte, was mir Noth war, als ich selbst, hat mir, da ich es so sehr nöthig hatte, die Augen meines Verstandes geöffnet und mir gezeigt, welch' elender Neid mich beherrscht hat. Und je bereitwilliger Ihr waret, meine Wünsche zu erfüllen, um so größer ist meine Schuld und muß meine Reue sein. Nehmt daher Eure Rache an mir, wie es mein Verbrechen verdient." Natan hieß den Mitridanes aufstehen, umarmte ihn zärtlich, küßte ihn und sagte: „Mein Sohn, für Dein Vorhaben, Du magst nun dasselbe boshaft oder anders nennen, brauchst Du weder Verzeihung zu erflehen, noch habe ich Dir solche zu gewähren, denn Du hast nicht aus Haß jenen Vorsatz gefaßt, sondern um für besser gehalten werden zu können. Von mir hast Du also nichts zu besorgen, sondern sei vielmehr überzeugt, daß es Niemanden auf der Welt gibt, der Dich mehr liebt, als ich. Ich habe die Hoheit Deiner Seele wohl erkannt, denn Deine Absicht geht nicht dahin, Geld aufzuhäufen, wie es Menschen von geringer Gesinnung thun, sondern das gesammelte Geld unter die Menschen zu bringen. Schäme Dich nicht, daß Du mich hast umbringen wollen, um berühmt zu werden, und glaube auch nicht, daß ich mich darüber wundere. Die größten Kaiser und mächtigsten Könige haben ja auch einzig nur dadurch, daß sie tödteten, und zwar nicht einen einzelnen Menschen, wie Du thun wolltest, sondern unzählige, dadurch, daß sie Länder verwüsteten und Städte verbrannten, ihre Reiche vergrößert und ihren Ruhm erhöht. Wenn Du mich daher umbringen wolltest, um berühmter zu werden, so thatest Du damit nichts so Besonderes oder Unerhörtes, sondern etwas ganz Gewöhnliches." Mitridanes entschuldigte sein schlechtes Vorhaben nicht weiter, sondern lobte die ehrenwerthe Entschuldigung, die Natan ausfindig gemacht hatte, und kam im Verlauf des Gesprächs darauf, wie er sich über alle Maßen

wundern müsse, daß sich Natan habe können so geradezu zum Tode entschließen, und ihm sogar noch die Art und Weise zeigen und sonstige Anweisung habe geben können. Hierauf sagte Natan: „Mitridanes, ich möchte nicht, daß Du Dich über meinen Entschluß und meine Anordnung wundertest; denn so bald ich mein eigener Herr geworden war und den Entschluß gefaßt hatte, so zu leben, wie auch Du Dich entschlossen hast, so kam kein Mensch mehr in mein Haus, den ich nicht nach bestem Willen und Vermögen in Allem, was er von mir verlangte, zufrieden gestellt hätte. Nun kamst Du, begierig nach meinem Leben. Sobald ich daher wußte, daß Du nach demselben verlangest, so war ich gleich entschlossen, es Dir hinzugeben, damit Du nicht der Einzige seiest, der von hier abreise, ohne daß ich seine Wünsche erfüllt hätte. Und damit Du zu Deinem Zwecke kommest, ertheilte ich Dir den Rath, der nach meiner Meinung der beste war, um mein Leben zu bekommen und das Deinige nicht zu verlieren. Deßhalb sage ich Dir noch einmal und bitte Dich, wenn Dir noch darnach gelüstet, so nimm es und stille Deine Gelüste selbst; denn ich wüßte nicht, wie ich es besser hingeben könnte. Schon achtzig Jahre lang besitze ich es, und habe es zu meinem Vergnügen und zu meiner Freude angewandt; auch weiß ich, daß nach dem Laufe der Natur, dem ja, wie überhaupt alle Dinge, so auch alle Menschen unterworfen sind, ich es nicht mehr allzu lange behalten kann; deßwegen halte ich es für weit besser, es herzuschenken, so wie ich immer meine Reichthümer verschenkt und hergegeben habe, als es so lange aufzubewahren, bis es mir gegen meinen Willen von der Natur genommen wird. Es ist ja schon ein geringes Geschenk, hundert Jahre herzugeben, wie weit geringfügiger ist es noch, sechs oder acht Jahre, die ich vielleicht noch zu leben habe, zu verschenken? Nimm also mein Leben, wenn Du Lust dazu hast, ich bitte Dich

darum; denn so lange ich auch schon hier lebe, so habe ich doch noch keinen gefunden, den darnach gelüstet hätte, und ich weiß nicht, ob ich bald wieder einen finden werde, der es, wenn Du es nicht nimmst, haben wollte. Und sollte ich auch zufällig noch einen finden, so sehe ich doch recht wohl ein, daß es, je länger ich es aufbewahre, um so mehr seinen Werth verliert; darum nimm es, ich bitte Dich darum, ehe es vollends gar nichts mehr werth ist. Mitridanes schämte sich sehr und sagte: „Gott verhüte es, daß ich etwas so Kostbares, als Euer Leben ist, auch nur begehren sollte, wie ich vorhin that, und noch viel mehr, daß ich es gar Euch raubte. Weit entfernt, Euch von Euren Jahren etwas zu nehmen, möchte ich vielmehr Euch von den meinigen geben." Darauf erwiederte Natan schnell: „Wenn Du es also könntest, würdest Du mir von dem Deinigen geben, und würdest es leiden, daß ich gegen Dich handeln würde, wie ich noch gegen keinen Menschen gehandelt habe, nämlich, daß ich Dir von dem Deinigen etwas nähme, während ich von Niemanden sonst etwas genommen habe." — „Ja," sagte schnell Mitridanes. „Gut," erwiederte nun Natan, „so thue, was ich Dir sage: Du bleibst, so jung wie Du bist, in meinem Hause und führst den Namen Natan; ich aber werde in Dein Haus gehen und mich von nun an Mitridanes nennen." Darauf sprach Mitridanes: „Wenn ich eben so vortrefflich zu handeln wüßte, wie Ihr es könnt und stets gekonnt habt, so würde ich, ohne mich lange zu besinnen, Euer Anerbieten annehmen, weil ich aber fest überzeugt sein darf, daß ich durch meine Handlungen den Ruhm des Natan verringern würde, und ich keineswegs an einem Andern das zu verderben gesonnen bin, was ich selbst mir nicht erwerben konnte, so nehme ich es nicht an." Unter solchen und ähnlichen freundlichen Gesprächen kehrten beide, nach dem Wunsche Natans, in den Palast zurück, wo Natan

den Mitridanes mehrere Tage lang außerordentlich hoch ehrte und ihn nach bestem Wissen und mit aller Anstrengung in seinen hohen und großen Vorsätzen bestärkte. Zuletzt, als Mitridanes mit seinen Begleitern nach Hause zurückkehren wollte, hatte er längst die feste Ueberzeugung gewonnen, daß er den Natan nie an Freigebigkeit erreichen könnte, und Letzterer entließ ihn freundlich.

Vierte Novelle.

Herr Gentile de Carisendi kommt von Modena und zieht eine Frau, die er früher geliebt hat, und welche als todt begraben worden ist, aus dem Grabe. Nachdem sich diese erholt hat, kommt sie mit einem Knaben nieder, und Herr Gentile bringt sie und das Kind dem Niccoluccio Caccianimico, ihrem Gemahl, zurück.

Gar wundersam däuchte es einem Jeden, wie Einer so freigebig sein könnte, sein eigen Leben wegzuschenken, und Alle versicherten in allem Ernst, Natan habe hierdurch sowohl den König von Spanien als den Abt von Clugny an Großmuth übertroffen. Als jedoch genugsam darüber gesprochen worden war, drückte der König mit einem Blicke auf Lauretta dieser den Wunsch aus, fortzufahren. Lauretta begann demnach sogleich also: „Junge Damen, schöne und hochherzige Thaten sind schon erzählt worden; ich glaube daher, es würde uns nichts mehr zu sagen und in Novellenform vorzutragen übrig bleiben, so viel ist schon des Großherzigen und Hohen uns vorweg erzählt worden, wenn wir uns nicht an Großthaten der Liebe machten, welche uns in jeglicher Art eine überaus reiche Fülle von Erzählungen darbieten, und schon darum, und weil uns unser Alter hauptsächlich hierauf hinweist, will ich Euch die Großthat eines Verliebten erzählen. Diese wird

Euch, Alles genau erwogen, von nicht geringerem Werthe dünken als die bisherigen, wenn es anders wahr ist, daß man Reichthümer wegschenkt, Feindschaften verzeiht, ja sein eigen Leben und was noch mehr ist, seine Ehre und seinen guten Ruf, tausendmal aufs Spiel setzt, um in den Besitz eines geliebten Wesens zu gelangen.

Vor Zeiten lebte in Bologna, einer sehr edlen Stadt der Lombardei, ein Cavalier, der ebenso wohl durch seinen innern Adel, als durch den Adel seiner Geburt äußerst achtungswerth war, und Herr Gentile Carisendi hieß. Dieser war noch ein junger Mann und verliebte sich in eine edle Dame, Namens Donna Catalina, die Gemahlin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico. So sterblich er aber auch in sie verliebt war, so mußte er doch an der Erhörung verzweifeln und folgte daher einem Rufe nach Modena als oberster Stadtrichter. Um diese Zeit ging die Dame, während gerade Niccoluccio nicht in Bologna war, auf eine ihrer Besitzungen, die nur etwa drei Meilen von der Stadt entfernt lag, um sich da, weil sie schwanger war, einige Zeit lang zu verweilen. Hier überfiel sie plötzlich ein heftiges Unwohlsein, und dieses war so stark und von solcher Art, daß sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Sie wurde auch von einem Arzte daselbst für todt erklärt, und da ihre nächsten Verwandten behaupteten, sie wüßten es aus ihrem eigenen Munde, daß sie in ihrer Schwangerschaft noch nicht so weit vorgerückt sei, daß das Kind hätte vollkommen ausgebildet sein können, so machte man keine weiteren Umstände und setzte sie, wie sie war, auf dem Kirchhofe einer benachbarten Kirche unter vielem Wehklagen bei. Dieser traurige Fall wurde dem Herrn Gentile von einem Freunde sogleich gemeldet, und dieser, ob er gleich von ihr, so lange sie lebte, sehr grausam behandelt worden war, betrübte sich so sehr hierüber, daß er zuletzt zu sich selber sagte: „Ach,

Donna Catalina, nun bist du todt! So lange du lebtest, konnte ich keinen einzigen Blick von dir erhalten, aber nun, da du es nicht mehr wehren kannst, weil du todt bist, soll es mir wahrhaftig gestattet sein, dir einen Kuß zu rauben." Nachdem er dieses gesagt, traf er die nöthigen Anordnungen, um seine Abreise geheim zu halten, stieg, da es schon fast Nacht war, mit einem vertrauten Diener zu Pferde und begab sich, ohne sich Rast zu gönnen, dahin, wo die Dame begraben lag. Er öffnete das Grab, trat vorsichtig hinein, legte sich an ihre Seite und küßte sie, vielfache Thränen über sie vergießend, mehrmals. Da jedoch die Männer in ihrer Genußsucht, wie wir wissen, keine Grenzen kennen, sondern immer mehr begehren, besonders die verliebten, so beschloß auch er hiebei nicht stehen zu bleiben und sagte: „Warum berühre ich, da ich schon einmal hier bin, nicht auch noch ihre Brust ein wenig? Ich habe sie ja nie berührt und werde sie auch nie mehr berühren dürfen." Von dieser Begierde hingerissen, berührte er ihre Brust, und als er sie einige Zeit lang in der Hand hatte, kam es ihm so vor, als fühle er ihr Herz leise schlagen. Er entschlug sich sogleich aller Furcht, fühlte mit noch größerer Aufmerksamkeit und fand, daß sie in der That nicht todt sei, ob er gleich nur wenig und schwaches Leben an ihr bemerkte. Er zog sie daher so sorgsam als möglich, von seinem Diener unterstützt, aus dem Grabe hervor, setzte sie vor sich aufs Pferd und brachte sie ganz heimlich in seine Wohnung nach Bologna. Hier wohnte seine Mutter, eine besonnene und weise Dame. Diese ließ sich von ihrem Sohne Alles ausführlich erzählen, ward von Mitleid gerührt und rief vermittelst einiger Bäder und durch heftiges Erwärmen ganz sachte das schon entschwundene Leben wieder zurück. Sobald sie aber zu sich kam, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Gott, wo bin ich?" Schnell besonnen erwiederte die Matrone: „Sei

ganz ruhig, Du bist ganz gut aufgehoben." Sie kam nun vollends ganz zu sich und sah sich ringsum, konnte sich aber durchaus nicht zurechtfinden. Da sie jedoch Herrn Gentile vor sich sah, so bat sie voll Verwunderung seine Mutter, sie möchte ihr doch sagen, auf welche Art sie hiehergekommen sei. Herr Gentile erzählte ihr nun Alles ausführlich. Mit Thränen in den Augen dankte sie ihm, so sehr sie nur konnte, und beschwor ihn darauf bei der Liebe, die er stets gegen sie gehegt habe, und bei seinem Edelmuthe, daß ihr in seinem Hause Nichts widerfahre, was ihrer oder der Ehre ihres Mannes nachtheilig sein könnte, und daß er sie, sobald es nur Tag geworden sei, in ihre eigene Wohnung zurückkehren lasse. Hierauf erwiederte Herr Gentile: „Edle Frau, was auch mein Begehren in vergangenen Zeiten gewesen sein mag, so beabsichtige ich weder für jetzt noch für die Zukunft (da mir Gott die Gnade hat zu Theil werden lassen, Euch vom Grabe wieder erstanden zu sehen, woran nur die Liebe, die ich früher für Euch empfand, Schuld ist) Euch anders zu behandeln, denn als meine Schwester; allein das, was ich an Euch in dieser Nacht gethan habe, verdient doch einige Belohnung, darum bitte ich Euch, mir eine Bitte, die ich an Euch stellen werde, zu gewähren." Hierauf erklärte die Dame, sie sei von Herzen gerne dazu bereit, wenn sie nur im Bereich der Möglichkeit liege und nicht gegen ihre Ehre sei. Herr Gentile sagte nun: „Edle Frau, jeder Eurer Verwandten und überhaupt jeder Bologneser glaubt und ist davon überzeugt, daß Ihr todt seid; deßwegen erwartet Euch auch Niemand zu Hause, und eben deßwegen bitte ich Euch um die Gefälligkeit, Ihr möchtet ganz in der Stille hier bei meiner Mutter verweilen, bis ich von Modena zurückkehre, was ganz bald der Fall sein wird. Der Grund aber, warum ich das von Euch begehre, ist der, weil ich beabsichtige, Eurem Gemahl, in Gegenwart der edelsten

Bürger dieser Stadt, ein Festgeschenk und theures Angebinde mit Euch zu machen." Die Dame, die wohl fühlte, wie sehr sie dem Cavalier verpflichtet sei, und einsah, daß seine Bitte ganz ehrbar war, entschloß sich, so gerne sie auch ihre Verwandten mit der Nachricht von ihrem Leben erfreut hätte, die Bitte des Herrn Gentile zu erfüllen. So gab sie ihm denn ihr Wort darauf. Kaum hatte sie aber ausgesprochen, so fühlte sie die Stunde ihrer Niederkunft herannahen. In der That brachte sie auch gleich darauf, von der Mutter des Herrn Gentile sorgsam unterstützt, einen hübschen Knaben zur Welt. Dieser Umstand vermehrte ihre und Herrn Gentile's Freude um das doppelte und dreifache. Herr Gentile ordnete daher alles Nöthige an und ließ sie so bedienen, als ob sie sein eigen Weib gewesen wäre; dann kehrte er heimlich nach Modena zurück. Nachdem hier seine Dienstzeit abgelaufen und er im Begriffe war, nach Bologna zurückzukehren, veranstaltete er an demselben Tage, da er in Bologna eintreffen mußte, ein großes und glänzendes Gastmahl in seinem Hause, zu dem die edelsten Männer Bologna's, und unter diesen auch Niccoluccio Caccianimico geladen waren. Kaum war er zurückgekehrt und vom Pferde gestiegen, so fanden sie sich auch bei ihm ein, und er seinerseits, da er die Dame weit schöner als je und ganz gesund, sowie auch ihr Söhnchen im besten Wohlsein antraf, führte seine Gäste mit unvergleichlicher Freude zur Tafel und ließ sie so herrlich und stattlich als möglich bewirthen. Schon war das Mahl seinem Ende nahe, da fing er, nachdem er zuvor der Dame gesagt hatte, was er zu thun beabsichtige, und sie davon unterrichtet war, wie sie sich verhalten müsse, also zu sprechen an: „Edle Herren, ich erinnere mich einmal gehört zu haben, in Persien herrsche ein meiner Meinung nach ganz herrlicher Brauch, daß, wenn Einer einen Freund ganz ausnehmend ehren wolle, er ihn in sein Haus

einlade und ihm hier irgend einen werthen Gegenstand zeige, sei es sein Weib oder eine Freundin, oder ein Töchterchen oder sonst etwas, und ihn dabei versichere, so wie er ihm dieses Geschenk darbiete, so würde er ihm noch viel lieber, wenn es ihm möglich wäre, sein eigen Herz darbieten. Diesen Brauch will ich auch in Bologna befolgen. Ihr, ich danke Euch dafür, habt mein Gastmahl mit Eurer Gegenwart beehrt, und darum will ich Euch auf persische Art ehren, indem ich Euch das Liebste darbiete, was ich in dieser Welt habe und je haben werde. Ehe ich aber dies thue, bitte ich Euch, mich über einen Skrupel zu beruhigen, der mir gerade in den Kopf kommt. Es hatte einmal Jemand in seinem Hause einen guten und treuen Diener, der sehr schwer erkrankte. Dieser ließ den kranken Diener, ohne sein Ende abzuwarten, mitten auf die Straße hinaussetzen, und bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Da kam ein Fremder, und von Mitleid bewegt, nahm er den Kranken zu sich in sein Haus, pflegte ihn mit der größten Sorgfalt und mit großer Aufopferung, und gab ihm seine frühere Gesundheit wieder. Nun möchte ich vorher wissen, ob sich, wenn Letzterer ihn behielte und seine Dienste für sich verlangte, der ursprüngliche Herr mit gutem Recht darüber beklagen oder sich beschweren könnte, wenn der zweite auf das Begehren des ersten den Diener nicht herausgeben wollte." Die edlen Herren sprachen Verschiedenes hin und her, kamen aber bald dahin überein, dem Niccoluccio Caccianimico, als demjenigen, der am zierlichsten und besten sprechen könne, die Antwort zu überlassen. Dieser lobte zuerst den persischen Brauch sehr und sagte dann, er sei mit den Uebrigen ganz darin einerlei Meinung, daß der frühere Herr gar keine Ansprüche mehr an seinen Diener habe, weil er ihn im besagten Falle nicht nur entlassen, sondern sogar geradezu auf die Straße geworfen habe; es scheine ihm vielmehr ganz in der Ordnung, daß der

Diener der Wohlthaten wegen, die er von dem Zweiten empfangen habe, dessen Diener geworden sei. Deßwegen könne sich auch der Erste, wenn ihn der Zweite behalte, keineswegs über Schaden, Gewalt oder Unrecht beklagen." Die andern Alle, die an der Tafel saßen, und darunter waren recht tüchtige Männer, sagten unter einander, sie seien ganz derselben Ansicht, die so eben Niccoluccio ausgesprochen hatte. Der Cavalier, über eine solche Antwort äußerst erfreut, und besonders weil sie Niccoluccio gegeben hatte, versicherte, er sei gleichfalls dieser Meinung und fuhr darauf fort: „Es ist jetzt Zeit, daß ich mein Versprechen halte." Dann rief er zweien seiner Diener, schickte sie zu der Dame, die er vorher ganz ausnehmend schön hatte kleiden und putzen lassen, und ließ sie bitten, sie möchte doch gefälligst die edlen Herren da mit ihrer Gegenwart beglücken. Diese kam mit ihrem kleinen wunderschönen Söhnchen auf dem Arme, von den zwei Bedienten begleitet, in den Saal und ließ sich, so wie es der Cavalier haben wollte, neben einem ehrenwerthen Herrn nieder; der Cavalier aber sprach: „Meine Herren, das ist dasjenige, was ich am liebsten habe und ewig lieber haben werde, als alles Andere. Gebt nun wohl Obacht, ob ich nach Eurer Meinung auch Recht habe." Die edlen Herren begrüßten sie äußerst artig und ehrerbietig, beobachteten sie aber, nachdem sie den Cavalier versichert hatten, daß er unstreitig Ursache habe, sie recht sehr zu lieben, doch etwas genauer, und gar Manche waren darunter, die darauf geschworen hätten, sie sei die, die sie in der That war, wenn sie sie nicht für todt gehalten hätten. Besonders genau betrachtete sie Niccoluccio, und als der Cavalier ein wenig auf die Seite getreten war, so konnte er sich vor Begierde, zu wissen, wer sie sei, nicht enthalten, sie zu fragen, ob sie eine Bologneserin oder eine Fremde sei. Als die Dame sich von ihrem Manne befragt sah, konnte sie

sich kaum enthalten, ihm zu antworten; allein dennoch schwieg sie, um die ihr aufgegebene Rolle zu spielen. Ein Anderer fragte sie, ob das ihr kleines Söhnchen sei, und ein Dritter, ob sie die Frau des Herrn Gentile oder sonst eine Anverwandte wäre; allein auch hierauf gab sie keine Antwort. Als indessen Herr Gentile wieder herzu kam, so sagte einer von seinen Gästen: „Wahrhaftig, es ist das ein sehr schönes Weib, allein sie scheint stumm zu sein; ist dem wirklich so?" — „Meine Herren," erwiederte hierauf Herr Gentile, „daß sie im Augenblicke nicht gesprochen hat, ist kein geringer Beweis ihres edlen Charakters." — „Ei," fuhr Jener fort, „so sagt uns denn, wer sie ist." Darauf erwiederte der Cavalier: „Das will ich recht gerne thun, nur müßt Ihr mir versprechen, daß Keiner, ich mag sagen, was ich will, sich von seinem Platze bewege, bis ich mit meiner Erzählung ganz zu Ende bin." Jeder versprach es, und da die Tafel bereits aufgehoben war, so ging der Cavalier dahin, wo die Dame saß und sagte: „Meine Herren, diese Dame ist der getreue und ehrliche Diener, wegen dessen ich vorhin die Frage an Euch gestellt habe; denn sie, die von den Ihrigen so wenig theuer erachtet wurde, daß man sie wie eine schlechte und unnütze Waare mitten auf die Straße hinauswarf, wurde von mir wieder gefunden, und, meine Sorgfalt und Mühe war es, die sie aus den Armen des Todes riß; Gott aber nahm Rücksicht auf meinen guten Willen, und verwandelte sie aus einem schrecklichen Leichnam in die Schönheit, die sie jetzt ist. Damit Ihr aber ganz klar einsehet, wie es zugegangen ist, so will ich es Euch ganz in der Kürze erzählen." Nun fing er von dem Zeitpunkte an, wo er sich zuerst in sie verliebt hatte und fuhr dann fort Alles bis zu dem letzten Ereignisse zu erzählen, zur großen Verwunderung der Zuhörer. Zuletzt fügte er noch hinzu: „Deßwegen ist, wenn Ihr anders, und besonders Niccoluccio,

Eure Meinung nicht geändert habt, diese Dame verdientermaßen mein, und Niemand hat das Recht, sie mir zu nehmen." Hierauf antwortete Niemand, denn Alle warteten begierig, was er noch weiter sagen werde; Niccoluccio aber und alle Anwesenden, so wie auch die Frau selbst, weinten vor Rührung. Nun stand Herr Gentile auf, nahm den kleinen Knaben auf den Arm und die Dame bei der Hand, ging auf Niccoluccio zu und sagte: „Erhebe Dich, Gevatter, nicht nur gebe ich Dir Deine Frau, welche Deine und ihre Verwandten fast auf die Straße geworfen haben, zurück, sondern ich schenke Dir sie als meine Gevatterin mitsammt ihrem Söhnchen, das Dein eigener Sprößling ist und von mir aus der Taufe gehoben und Gentile genannt wurde. Ich bitte Dich aber, laß Dir Deine Frau nicht weniger theuer sein, weil sie beinahe drei Monate in meinem Hause verweilte; denn ich schwöre Dir bei jenem Gotte, der vielleicht deßwegen mich in sie verlieben hieß, damit meine Liebe, wie es denn auch wirklich der Fall war, die Ursache ihrer Rettung werde, daß sie nie weder bei ihrem Vater noch bei ihrer Mutter, noch bei Dir einen sittsameren Wandel führte, als in der Zeit, da sie bei meiner Mutter in meinem Hause wohnte." Nachdem er dies gesagt, wandte er sich zu der Dame und sagte: „Edle Frau, nunmehr entbinde ich Euch jedes mir gegebenen Versprechens und überlasse Euch dem Niccoluccio zu freier Verfügung." Mit diesen Worten legte er Frau und Söhnchen dem Niccoluccio in die Arme und setzte sich nieder. Niccoluccio, voll Sehnsucht, seine Frau und sein Söhnchen zu umarmen, war natürlich noch um so mehr erfreut, als er weit entfernt von aller Hoffnung gewesen war, sie je wieder zu sehen, und dankte dem Cavalier so innig er nur immer konnte. Alle Andern, die sämmtlich vor Rührung weinten, lobten ihn ebenfalls gar sehr und stellten ihn sehr hoch. Die Dame ward unter großem

Gepränge und mit vielen Feierlichkeiten in ihre Wohnung zurückgeführt, und lange Zeit von den Bolognesern als eine Auferstandene angestaunt. Herr Gentile aber lebte von da an stets als Freund des Niccoluccio, seiner Frau und deren Verwandten. Was sagt Ihr nun hiezu, meine gütigen Damen? Glaubt Ihr, der König, der sein Scepter und seine Krone hergab, der Abt, der ohne, daß es ihn etwas kostete, einen Missethäter mit dem Papste versöhnte, oder der Greis, der seinen eigenen Hals dem Messer seines Feindes darbot, lasse sich mit Herrn Gentile und seiner That vergleichen? Wo ist der feurige Jüngling, der, wenn er gerechte Ansprüche auf Etwas hat, das ein Anderer in seiner Nachlässigkeit auf die Straße warf und er so glücklich war, zu finden, — nicht bloß seine Glut in den Schranken der Mäßigkeit erhielt, sondern auch das, wornach er Tag und Nacht strebte, und das er sogar zu rauben gesucht hatte, nun, da er es wirklich im Besitze hat, freiwillig zurückerstattet? Gewiß keine der bisherigen Erzählungen kommt in dieser Hinsicht der meinigen gleich.

Fünfte Novelle.

Donna Dianora verlangt von Herrn Ansaldo einen Garten, der im Januar eben so schön sei, als im Mai. Herr Ansaldo verschafft ihr einen mit Hülfe eines Schwarzkünstlers. Der Gemahl gibt nun zu, daß sie die Wünsche des Herrn Ansaldo befriedige, aber dieser entbindet sie, so bald er die Willfährigkeit ihres Gemahls erfährt, ihres Versprechens, und der Schwarzkünstler seinerseits entbindet den Herrn Ansaldo seiner Verbindlichkeiten, ohne etwas von ihm anzunehmen.

Herr Gentile wurde von Jedem aus der Gesellschaft fast in den Himmel erhoben; darauf trug der König Emilien auf, fortzufahren. Diese war sehr begierig darnach und fing ganz

lech also an: „Meine sanftmüthigen Damen, Niemand wird mit Recht sagen können, Herr Gentile habe nicht sehr großmüthig gehandelt; aber sagen zu wollen, man könne nicht noch großmüthiger handeln, das würde wohl schwer zu beweisen sein. Dies gedenke ich Euch durch eine kleine Erzählung darzuthun.

In Friaul, einem Ländchen, das zwar etwas kalt ist, aber sich einer schönen Lage, mehrerer Flüsse und klarer Quellen erfreut, ist eine Stadt, Namens Udine, in der vor einiger Zeit eine schöne und edle Dame lebte, die Donna Dianora hieß und an einen sehr reichen Mann, Namens Gilberto, der ein hübsches und angenehmes Aeußere hatte, verheirathet war. Diese Dame fand ein sehr edler und angesehener Baron Namens Ansaldo Gradense, ein Mann von hohem Verdienst, ebenso ausgezeichnet durch Waffenthaten, als durch Geistesbildung, seiner Liebe würdig. Er that also, da er sie so gar heftig liebte, Alles, was er konnte, um von ihr wieder geliebt zu werden; allein so oft er sie auch mit seinen Anträgen bestürmte, so war doch alle seine Mühe vergeblich. Die Zudringlichkeit des Cavaliers war der Dame sehr unangenehm, und da sie sah, daß er troß dem, daß sie ihm Alles, was er von ihr wollte, rund abschlug, dennoch nicht aufhören würde, sie mit seinen Liebesanträgen zu bedrängen, so dachte sie, durch eine sonderbare und ihrer Meinung nach ganz unausführliche Bitte ihn sich vom Halse zu schaffen. Sie sagte also eines Tags zu einer Frau, die von ihm aus sehr oft zu ihr kam: „Gute Frau, Du hast mich schon so oft versichert, Herr Ansaldo liebe mich über alle Maßen, und hast mir gar herrliche Geschenke von ihm aus angeboten; allein ich werde sie nie annehmen, weil ich mich nie dadurch bestimmen lassen werde, ihn zu lieben oder ihm auch nur einen Gefallen zu erweisen. Wenn ich übrigens gewiß wüßte, daß er mich so sehr liebt,

als Du sagst, so würde ich mich zweifelsohne auch entschließen können, ihn zu lieben und seine Wünsche zu erfüllen. Könnte er mich daher durch etwas, das ich von ihm erbitte, ganz überzeugen, so wäre ich ganz zu seinen Diensten." Die gute Frau sagte: „Worin besteht das, edle Dame, was Ihr von ihm begehret?" Die Dame antwortete: „Was ich verlange, ist Folgendes: Ich will im kommenden Monat Januar ganz nahe an der Stadt einen Garten mit grünem frischem Gras, voll Blumen und belaubter Bäume, gerade wie wenn es im Mai wäre; wenn er das nicht zu Stande bringt, so soll er weder Dich noch jemand Anders mehr an mich schicken. Würde er mich aber doch noch weiter reizen, so würde ich mir alle Mühe geben, ihn mir durch meinen Mann und meine Verwandten vom Hals schaffen zu lassen, während ich bis jetzt Alles vor denselben geheim gehalten habe." Wie der Cavalier hörte, was die Dame von ihm verlange und ihm anbiete, entschloß er sich, so schwer ihm auch und fast unausführbar die Sache vorkam, und obwohl er einsah, daß die Dame aus keinem andern Grunde diese Bitte gestellt habe, als um ihm alle Hoffnung zu nehmen, dennoch Alles zu versuchen, ob sich's nicht machen lasse. Er ließ daher in allen Weltgegenden herumsuchen, ob sich nicht Einer fände, der ihm hierin mit Rath und That beistehen könnte, und in der That kam ihm Einer unter die Hände, der gegen eine gute Belohnung die Sache durch Zauberei ins Werk zu setzen versprach. Ansaldo kam um eine äußerst große Summe mit ihm überein, und erwartete nun ganz fröhlich und guten Muths den ihm anberaumten Zeitpunkt. Als dieser gekommen war, bewerkstelligte es der große Künstler durch seine Hexenmeisterei, daß in der Nacht auf den ersten Januar, während Alles voll Schnee und Eis war, am frühen Morgen — was diejenigen bezeugen können, die es gesehen haben — einer der schönsten

Gärten, den man je sah, mit grünen Pflanzen und Bäumen und Früchten aller Art auf einer sehr schönen Wiese, nahe bei der Stadt, aus der Erde wuchs. Herr Ansaldo war äußerst vergnügt, als er das sah, pflückte die schönsten Blumen und brach die schönsten Früchte, und ließ sie heimlich seiner Dame überreichen; zugleich lud er sie ein, sich den Garten, den sie sich gewünscht, anzusehen, damit sie daraus erkenne, wie sehr er sie liebe, und bat sie, sich an ihr Versprechen zu erinnern, das sie ihm mit einem Schwur bekräftiget habe, und nun als eine Dame von Wort auch halten müsse. Wie die Dame die Blumen und Früchte sah, und zugleich von vielen Seiten über den wundervollen Garten sprechen hören mußte, fing sie an ihr Versprechen zu bereuen; trotz aller Reue aber war sie doch so neugierig, daß sie mit einigen andern Frauen der Stadt hinausging, um den Garten zu sehen. Voll Staunen konnte sie nicht umhin, ihn schön zu finden, kehrte aber trauriger, als irgend eine Frau, nach Hause zurück, indem sie daran dachte, zu was sie sich hierdurch verpflichtet hatte. Ihr Schmerz war auch wirklich so groß, daß sie ihn nicht mehr verbergen konnte, sondern daß ihr Mann ihn ihr ansah und nun um Alles den Grund wissen wollte. Die Frau schwieg lange aus Scham; endlich aber, nothgedrungen, eröffnete sie ihm Alles der Reihe nach. Gilberto war anfangs, als er solche Dinge hörte, wüthend aufgebracht; nachher aber, da er die reine Absicht seiner Frau erkannte, besann er sich eines Besseren, bezähmte seinen Zorn und sagte: „Dianora, es ist weder klug noch ehrbar von einer Frau, wenn sie eine Botschaft solcher Art annimmt oder Jemanden unter irgend einer Bedingung ihre Keuschheit verpfändet. Dringen die Worte durch die Ohren zum Herzen, dann haben sie eine weit größere Gewalt, als man glaubt, und Verliebten ist fast kein Ding unmöglich. Du hast also ganz Unrecht gehabt, zuerst, als Du die Botschaft

anhörtest, hernach, als Du den Vertrag abschlossest. Weil ich aber einsehe, wie rein Dein Herz ist, so will ich Dir, damit Du Dein Versprechen lösen kannst, die Erlaubniß dazu geben, was vielleicht kein Mann sonst thun würde, denn ich fürchte diesen Schwarzkünstler, den vielleicht Herr Ansaldo dafür, daß Du ihn zum Besten gehabt hast, gegen uns aufhetzen würde. Gehe also zu Herrn Ansaldo und mache, auf welche Weise Du immer willst, daß Du Deines Versprechens, jedoch ohne Deine Tugend aufs Spiel zu setzen, quitt wirst; sollte es aber durchaus nicht anders gehen, so gib ihm für diesmal den Körper hin, aber nicht die Seele." Wie die Frau ihren Mann so sprechen hörte, weinte sie und wollte solche Gunst von ihm gar nicht annehmen; Gilberto aber blieb dabei, so sehr auch die Frau sich widersetzte. Den folgenden Morgen also, bei Sonnenaufgang, ging die Frau, ohne sich weiter viel geputzt zu haben, mit zwei Dienstmädchen voraus und einer Kammerfrau hinter sich zu Herrn Ansaldo in sein Haus. Als dieser hörte, daß seine Dame gekommen sei, wunderte er sich sehr, stand auf und ließ den Schwarzkünstler rufen und sagte: „Ich möchte, daß Du Dich mit Deinen eigenen Augen überzeugest, was für ein Glück Du mir durch Deine Kunst bereitet hast." Dann ging er ihr entgegen und empfing sie, ohne irgend eine unziemliche Lüsternheit zu zeigen, ganz anständig mit vieler Ehrfurcht, und sie Alle traten in ein schönes Zimmer, wo ein großes Feuer brannte. Hier bat er sie, sich niederzulassen und sprach: „Edle Frau, ich bitte Euch, wenn ich wegen der langen Liebe, die ich gegen Euch im Herzen trage, nur irgend eine Belohnung verdiene, so sagt mir ohne Rückhalt den wahren Grund, warum Ihr zu dieser Stunde und in dieser Begleitung zu mir kommt." Die Dame, mit Schamröthe auf den Wangen und Thränen in den Augen, erwiederte: „Hoher Herr, weder Liebe zu Euch, noch mein

gegebenes Versprechen führen mich zu Euch, sondern ich komme auf Befehl meines Mannes, der mehr Rücksicht auf die Kosten Eurer unehrbaren Liebe nimmt, als auf meine und seine Ehre. Er hat mich hierher geschickt, und auf seinen Befehl bin ich bereit, für dieses Mal Alles zu thun, was in Euren Wünschen liegt." Wenn sich Herr Ansaldo früher schon verwundert hatte, als die Dame kam, so mußte er sich jetzt noch weit mehr wundern, als er sie so sprechen hörte. Gerührt von Gilberto's Uneigennützigkeit empfand er nun statt glühender Liebe Mitleiden und sagte: „Edle Frau, wenn die Sachen so stehen, wie Ihr sagt, so wolle es Gott verhüten, daß ich die Ehre dessen antasten sollte, der mit meiner Liebesqual Mitleiden hatte; darum stelle ich es Euch ganz frei, zu gehen, wann Ihr wollt; doch werdet Ihr Eurem Gemahl als Dank für so viele ritterliche Höflichkeit, wie er gegen mich zeigte, auf die Euch am passendsten scheinende Art sagen, daß er mich von nun an stets als seinen Bruder und unterthänigen Diener betrachten könne." Wie die Dame ihn so sprechen hörte, war sie vergnügter als je und sagte: „Jetzt erst erkenne ich Euren edlen Charakter, und nun weiß ich gewiß, daß dieser mein Gang zu Euch solchen Ausgang haben mußte, als er, wie ich sehe, einen hat; Euch aber werde ich für immer verpflichtet sein." Hierauf nahm sie Abschied und kehrte unter ehrenvoller Begleitung zu Gilberto zurück. Diesem erzählte sie Alles, wie es gegangen sei, worauf er mit Herrn Ansaldo die innigste Freundschaft schloß. Als der Hexenmeister, dem Herr Ansaldo eben im Begriffe war, den versprochenen Lohn auszubezahlen, sah, wie freigebig Gilberto gegen Herrn Ansaldo, und dieser wieder gegen die Dame war, so sagte er: „Gott bewahre mich, daß ich, nachdem ich gesehen habe, wie Gilberto seine Ehre und Ihr Eure Liebe opfern konntet, nicht auch meinen Lohn opfern könnte. Ich sehe ein, daß er Euch zukommt und will

also auch, daß Ihr das Geld behaltet." Der Cavalier war beschämt und drang in ihn, entweder das Ganze oder doch einen Theil anzunehmen; allein Alles war vergeblich. Nach drei Tagen hatte der Schwarzkünstler seinen Garten wieder weggezaubert, und da er nun abreisen wollte, so empfahl ihn Herr Ansaldo Gott, erstickte in seinem Herzen die lüsterne Begierde nach der Dame und fühlte von nun an nur ehrbare Freundschaft für sie. Was sagt Ihr nun dazu, meine liebenswürdigen Damen? Sollen wir jene Enthaltsamkeit, bei einer schon halbtodten Frau, wo die Liebe durch Hoffnungslosigkeit schon erkaltet sein mußte, der edelmüthigen Handlungsweise des Herrn Ansaldo vorziehen, der noch mehr glühte als je, den die gewisse Hoffnung nur noch mehr entzünden mußte, und der die Beute, auf die er so lange Jagd gemacht, endlich in Händen hielt? Mir schiene es thöricht, zu glauben, jener Edelmuth lasse sich mit diesem vergleichen.

Sechste Novelle.

König Karl, der Aeltere und Siegreiche, verliebt sich in ein junges Mädchen, schämt sich aber seiner thörichten Gedanken und verheirathet das Mädchen und ihre Schwester anständig.

Wer könnte einen vollständigen Bericht über die Meinungen liefern, welche die Damen darüber aufstellten, wer in der Angelegenheit der Donna Dianora sich freigebiger gezeigt habe, ob Gilberto oder Herr Ansaldo, oder der Schwarzkünstler? Der Bericht würde zu weitläufig werden. Nachdem sie jedoch der König eine Zeitlang mit einander hatte disputiren lassen, befahl er mit einem Blick auf Fiammetta dieser, dem Streite durch eine Erzählung ein Ende zu machen. Diese fing ohne

allen Verzug also an: „Vortrefflichste Damen, ich war immer der Meinung, in einer Gesellschaft, wie die unsrige, müsse man so offen und frei erzählen, so wenig seine Absichten und Zwecke verbergen, daß auch nicht die geringste Ursache zum Streiten entstehe. So etwas gehört auf Schulen und Universitäten, aber schickt sich nicht für uns, die wir kaum mit Rocken und Spindel umzugehen wissen. Darum will ich, die ich ebenfalls im Sinne hatte, etwas zu erzählen, worüber die Gelehrten noch nicht einig sind, auf diese Erzählung, weil ich sehe, daß schon über die bisherigen ein kleiner Hader entstanden ist, verzichten, und eine andere von einem Manne erzählen, der wahrhaftig nicht unbedeutend, sondern vielmehr ein mächtiger König war, aber so ritterlich als Einer handelte, und seiner Ehre nicht das Geringste vergab.

Jedermann von Euch wird schon oft von dem König Karl dem Aeltern oder dem Ersten haben erzählen hören, durch dessen herrliche Unternehmung, und nachher durch seinen glorreichen Sieg über König Manfred, die Ghibellinen aus Florenz verjagt und die Guelfen wieder eingesetzt wurden. Dadurch war auch ein Cavalier, mit Namens Herr Neri, aus der Familie der Uberti, genöthigt, mit seiner ganzen Familie und mit all' seinem Hab und Gut sich aus der Stadt zu machen. Er wollte sich aber nirgends anders hin, als gerade unter die Fittige König Karls selbst flüchten, und begab sich daher, der Einsamkeit des Orts wegen, nach Castello da Mare di Distabia, wo er sein Leben in Ruhe beschließen wollte. Er kaufte sich nun daselbst, etwa einen Büchsenschuß von den andern Wohnungen, mitten unter Oliven-, Nuß- und Kastanienbäumen, deren es in jener Gegend eine Menge gibt, ein hübsches Landgut zusammen, erbaute sich ein schönes und bequemes Wohnhaus darauf, legte darneben einen allerliebsten Garten an, ließ inmitten desselben, wie wir es jetzt noch im Brauch haben,

einen hellen, klaren Fischteich — denn an Quellwasser hatte er Ueberfluß — graben, der bald voll lustiger Fische war, und dachte überhaupt an nichts anderes, als alle Tage seinen Garten zu verschönern. Inzwischen begab es sich einmal, daß König Karl über die heißeste Sommerszeit nach dem Castello ging, um dort der Ruhe zu pflegen. Sobald er von dem schönen Garten des Herrn Neri hörte, wollte er ihn sehen; da er aber in Erfahrung brachte, welche Farben der Cavalier trug, so wollte er, weil derselbe ein Anhänger der entgegengesetzten Partei war, ihn sich zum Freunde machen, und ließ ihm sagen, daß er kommenden Abend, ganz in der Stille, mit vier Begleitern, bei ihm in seinem Garten zu Nacht speisen wolle. Dies war dem Herrn Neri sehr angenehm, und nachdem er prächtige Zurüstungen gemacht, und mit den Seinigen alles Nöthige verabredet hatte, empfing er den König mit einem so fröhlichen Gesichte, als er nur immer konnte, in seinem schönen Garten. Dieser besah sich zuerst den ganzen Garten und die Wohnung des Herrn Neri, fand Alles sehr schön und lobenswerth, setzte sich sodann an eine der Tafeln, die am Teiche aufgestellt waren, nachdem er sich gewaschen hatte, nieder, befahl dem Grafen Guido von Montfort, der einer seiner Begleiter war, er solle sich auf die eine Seite, und dem Herrn Neri, er solle sich auf die andere Seite von ihm niederlassen, und wies die andern drei, die mit ihm gekommen waren, so wie es Herr Neri angeordnet hatte, an, die Tafel zu serviren. Nun wurden die feinsten Speisen aufgetragen und die besten und herrlichsten Weine credenzt, und Alles ging ohne irgend eine Störung oder Unannehmlichkeit, in der schönsten Ordnung vor sich. Der König war ganz zufrieden, speiste mit der größten Lust, und hatte seine Freude an der Einsamkeit der Lage des Orts. Siehe, da traten zwei junge Mädchen in den Garten, in einem Alter von etwa fünfzehn

Jahren; ihre Haare glänzten wie lauteres Gold und hingen in langen Locken herab, und lose hineingeflochten war ein Kranz von Immergrün; im Gesichte glichen sie mehr Engeln als Menschen, so schön und zart waren sie; gekleidet waren sie in die feinste Leinwand, weiß wie Schnee, auf dem bloßen Leibe, und vom Gürtel an aufwärts lag das Kleid ganz enge an, hinunterwärts aber ward es immer weiter und breitete sich an den Füßen wie ein faltiges Zelt aus. Diejenige, welche die vordere war, trug auf ihren Schultern ein Paar Fischhamen, die sie mit der linken Hand hielt; in der rechten hatte sie einen langen Stab. Die weiter hinten kam, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne und unter demselben Arm ein Bündel Holz, in der Hand selbst einen Dreifuß, in der andern Hand aber ein Fläschchen mit Oel und eine angezündete Fackel. Als das der König sah, war er sehr erstaunt und wartete mit gespannter Neugierde, was daraus werden solle. Die Mädchen traten weiter vor, verneigten sich züchtig und verschämt vor dem Könige und gingen dann an den Teich hin, da, wo man in ihn hinabstieg. Diejenige, welche die Pfanne hatte, setzte sie nieder und die andern Sachen daneben, und nahm den Stab, den die andere trug; dann stiegen beide in den Teich hinab, wo ihnen das Wasser bis an die Brust ging. Einer der Diener des Herrn Neri zündete schnell ein Feuer auf dem Platze an, that Oel in die Pfanne, setzte sie über den Dreifuß und wartete dann, bis ihm die Mädchen Fische zuwarfen. Von diesen stöberte die Eine mit dem Stabe da herum, wo sich die Fische, wie sie wußte, am liebsten verbargen, die Andere hielt die Fischhamen bereit, und so fingen sie zum größten Ergötzen des Königs, der ganz aufmerksam zusah, in kurzer Zeit eine große Menge Fische. Diese warfen sie dem Diener zu, der sie noch lebendig in die Pfanne that, dann nahmen sie, wie man sie vorher angewiesen

hatte, die schönsten sogleich wieder heraus und warfen sie vor den König, den Grafen Guido und ihren Vater auf die Tafel hin. Die Fischlein schlüpften dann auf dem Tisch herum, woran der König ein außerordentliches Wohlgefallen hatte; er fing einige davon und warf sie scherzhaft den Jungfrauen wieder zu; so neckten sie sich gegenseitig eine Zeitlang, bis der Diener diejenigen, die man ihm gelassen hatte, gebacken hatte. Diese wurden als ein leckeres und kostbares Mahl, wie zu einem Zwischenessen, dem Willen des Herrn Neri gemäß, vor den König hingesetzt; die Mädchen aber, wie sie sahen, daß die Fische fertig seien, hörten auf zu fischen, traten, obgleich ihre weißen, dünnen Gewänder ihnen ganz am Fleische anklebten, und keinen Theil ihres zarten Körpers verbargen, aus dem Teiche heraus, ergriffen jede die von ihr mitgebrachten Geräthschaften, gingen ganz schamroth am Könige vorbei und begaben sich in ihre Wohnung. Der König, der Graf und die Andern, welche servirten, hatten sie genau beobachtet, und Jeder hatte sie im Stillen bei sich eben so schön im Gesicht als wohlgewachsen, und überdies sehr artig und wohlgesittet gefunden; am meisten aber gefielen sie dem Könige. Dieser hatte, als sie aus dem Wasser stiegen, jeden Theil ihres Körpers so aufmerksam betrachtet, daß er es damals nicht gespürt haben würde, wenn man ihn auch mit Nadeln gestochen hätte. Je mehr er aber an sie dachte, um so mehr fühlte er, ohne jedoch zu wissen, wer sie seien und woher sie kämen, wie in seinem Herzen der heiße Wunsch entstand, ihnen zu gefallen. Daraus erkannte er ganz deutlich, daß er in sie verliebt werden würde, wenn er sich nicht sehr in Acht nähme. Uebrigens wußte er selbst nicht, welche von Beiden ihm am besten gefalle, so sehr war eine der andern in allen Dingen ähnlich. Nachdem er nun solchen Gedanken eine Zeitlang nachgehängt hatte, wandte er sich an Herrn Neri und fragte ihn, wer die zwei Mädchen

seien. Hierauf erwiederte Herr Neri: „Gnädigster Herr, das sind meine zwei Töchter, Zwillingskinder, von denen man die eine gewöhnlich Ginevra, die Schöne, die andere Isotta, die Blonde, nennt. Der König beglückwünschte ihn deßhalb sehr, rieth ihm aber, sie zu verheirathen. Herr Neri entschuldigte sich mit seinem geringen Vermögen. Die Tafel war fast zu Ende, und es blieb nur noch der Nachtisch mit den Früchten übrig, da erschienen die zwei Mädchen wieder in wunderschönen Spenzern von Zindeltaffet, zwei große silberne Platten voll der verschiedensten Früchte, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte, in der Hand, und stellten diese vor den König auf die Tafel. Nachdem sie dies gethan, stellten sie sich etwas weiter zurück und begannen ein Lied zu singen, dessen Anfangsworte so lauten:

„Wohin Gott Amor mich geführt,
Niemand beschreibt's mit Worten."

Sie sangen aber so süß und anmuthig, daß der König, der sie mit dem äußersten Vergnügen sowohl sah als hörte, nicht anders glaubte, als alle himmlischen Heerschaaren seien herab gestiegen, um ein Lied zu singen. Sobald sie zu Ende waren, knieeten sie nieder und baten den König ehrfurchtsvollst, er möchte sie entlassen. Diese Erlaubniß gab er ihnen auch mit fröhlicher Miene, so sehr ihn ihr Weggehen schmerzte. Als nun die Tafel zu Ende war, stieg der König mit seinen Gefährten zu Pferde, sie nahmen von Herrn Neri Abschied und kehrten unter mancherlei Gesprächen an das königliche Hoflager zurück. Aber obgleich der König hier seine Neigung recht gut zu verbergen wußte, so konnte er doch, trotz der vielen wichtigen Geschäfte, mit denen er überhäuft war, die Anmuth und Lieblichkeit Ginevra's, der Schönen, nicht vergessen; ja ihr zu Liebe liebte er auch ihre Schwester, weil sie ihr sehr ähnlich war, und so sehr vertiefte und verstrickte er sich in ihre Liebes-

netze, daß er bald an gar nichts anderes mehr denken konnte. Unter allerlei Vorwänden trat er mit Herrn Neri in ein ganz vertrautes Verhältniß, und besuchte seinen schönen Garten oft genug, um Ginevra, die Schöne, zu sehen. Allein in die Länge konnte er es nicht aushalten, und da er kein anderes Mittel sah, so kam er auf den Gedanken, nicht bloß das eine, sondern beide Mädchen dem Vater zu rauben. Er machte nun den Grafen Guido zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Absicht; dieser aber, ein Mann von wackerer Gesinnungsart, sagte zu ihm: „Gnädigster Herr, ich muß mich über das, was Ihr mir sagt, sehr wundern, und zwar habe ich mehr Ursache dazu, als jeder Andere, weil ich bessere Gelegenheit hatte, Euren Charakter von Eurer frühesten Jugend an bis jetzt kennen zu lernen. Nie habe ich in Eurer Jugend, da doch der Liebesgott weit leichter mit seinen Pfeilen ins Herz trifft, eine solche Leidenschaft an Euch bemerkt; darum muß es mir jetzt, da Ihr schon dem höhern Alter nahe seid, gar neu und sonderbar, ja sogar wie ein Wunder vorkommen, daß Ihr aus wahrer Neigung lieben sollt. Stände mir das Recht zu, Euch zu tadeln, so wüßte ich wohl, was ich Euch sagen würde, bedenkend, daß Ihr in einem neu eroberten Lande seid, das Ihr kaum erst mit den Waffen bezwungen habt, unter einer Nation, die Ihr noch nicht kennt, und die voll Trug und Verrath ist; überdies seid Ihr mit hochwichtigen Geschäften und schwerdrängenden Angelegenheiten überhäuft, so daß Ihr nicht einen Augenblick Euer Haupt ruhig niederlegen könnt, und unter solchen Umständen könntet Ihr einem lockenden Liebesverhältnisse Raum geben? Das heißt nicht wie ein hochherziger König, sondern wie ein schwachköpfiger Knabe gehandelt. Was aber noch weit schlechter ist, so sagt Ihr, Ihr hättet beschlossen, dem armen Cavalier seine zwei Töchter zu stehlen, ihm, der Euch in seiner Wohnung über Vermögen geehrt hat, und um Euch den höchsten

Beweis seiner Ehrfurcht zu geben, die Mädchen Euch beinahe nackt vorführte, zum deutlichsten Beweis, wie groß das Vertrauen ist, das er in Euch setzt, und wie fest er glaubt, in Euch einen König zu sehen und keinen reißenden Wolf. Oder wie? Ist es Euch so bald aus dem Gedächtniß entschwunden, wie nur die von Manfredi an edlen Frauen begangenen Gewaltthaten Euch den Eingang in dieses Reich geöffnet haben? Wo wäre je eine des ewigen Feuers würdigere Verrätherei begangen worden, als die, wenn Ihr demjenigen, der Euch Ehre erwies, seine Ehre, seine Hoffnung, seinen Trost raubtet! Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr das thätet? Ihr glaubt vielleicht, es wäre Entschuldigung genug, zu sagen: „Ich that es, weil es ein Ghibelline ist." Aber ist das eines Königs Gerechtigkeit, wenn diejenigen, die sich ganz und gar in Euern Schutz begeben haben, sie mögen auch sein, wer sie wollen, auf solche Art behandelt werden? Ich erinnere Euch daran, mein König, daß es ein großer Ruhm für Euch ist, den Manfredi überwunden zu haben, aber ein viel größerer ist es, sich selbst zu überwinden; darum überwindet Ihr, der Ihr Andere zu leiten und zu regieren habt, überwindet Ihr Euch selbst, zügelt diese Begierde und wollet nicht durch eine solche Schandthat das, was Ihr so rühmlich erworben habt, wieder auf's Spiel setzen." Diese Worte trafen einen wunden Fleck in dem Herzen des Königs, und schmerzten ihn um so mehr, je mehr er ihre Wahrheit anerkennen mußte. Darum sprach er unter manchem heißen Seufzer also: „Graf, wahrhaftig, ich glaube, jeder andere Feind, und wäre es auch ein noch so kräftiger Soldat und trefflicher Krieger, ist weit leichter und müheloser zu besiegen, als die eigene Lust und Begierde; allein so schwer auch die Anstrengung und so außerordentliche Kraft nöthig sein mag, so waren doch Eure Worte so eindringlich, daß ich Euch, noch ehe ein paar Tage verstrichen sind, durch die That be-

weisen werde, wie ich nicht bloß Andere, sondern auch mich selbst überwinden kann.“ In der That vergingen nur wenige Tage nach dieser Unterredung, so kehrte der König nach Neapel zurück, theils um sich selbst der Gelegenheit, schlecht zu handeln, zu berauben, theils um den Cavalier wegen der Ehrenbezeigungen, die er bei ihm genossen, zu belohnen. Ob es ihn daher gleich schwer ankam, einen Andern in den Besitz dessen zu setzen, was er selbst so gerne für sich gehabt hätte, so entschloß er sich doch, die beiden Mädchen zu verheirathen, und zwar nicht wie die Töchter des Herrn Neri, sondern wie seine eigenen. Er stattete sie daher prächtig aus und gab mit der Einwilligung des Herrn Neri Ginevra, die Schöne, dem Herrn Maffeo da Palizzi, und Isotta, die Blonde, dem Herrn Guglielmo della Magne, zwei sehr edlen Cavalieren und angesehenen Baronen. Nachdem er dies so angeordnet, ging er mit dem unsäglichsten Schmerze nach Apulien und ließ nicht eher nach, als bis er seine wilde Begierde gezügelt hatte, so daß er, nachdem er diese letzten Bande der Liebe zerrissen und zertreten, von nun an sein ganzes Leben hindurch von dieser Leidenschaft befreit war. Es wird nun vielleicht gar Manchen geben, der da sagt, für einen König sei es eine Kleinigkeit, zwei junge Mädchen verheirathet zu haben, und damit bin ich ganz einverstanden; allein für etwas Großes, ja für das Allergrößte erkläre ich es, sagen zu können, daß ein König ein Mädchen, das er liebt, verheirathet, ohne von dem Liebesbaume auch nur ein Blatt oder eine Blüthe, oder eine Frucht gebrochen oder geraubt zu haben. So handelte also der hochherzige König, den edlen Cavalier auf königliche Art belohnend, die geliebten Mädchen auf löbliche Weise ehrend und sich selbst kräftig überwindend.

Siebente Novelle.

König Pietro merkt, von welch' heißer Liebe Lisa, die darüber erkrankte, gegen ihn entbrannt ist, tröstet sie, verheirathet sie hernach an einen edlen jungen Mann, küßt sie auf die Stirne und nennt sich für immer ihren Ritter.

Als Fiammetta mit ihrer Erzählung zu Ende gekommen war, und die männliche Großherzigkeit König Karls vielfach belobt worden war, obgleich eine Anhängerin der Ghibellinen nicht ganz damit übereinstimmte, so fing Pampinea auf Befehl des Königs also an: „Niemand, meine geehrtesten Damen, der Bescheidenheit liebt, wird in Eurem Urtheil über den guten König Karl anderer Meinung sein, außer wer ihm aus anderen Gründen übel will; indessen erinnere ich mich, wie einer seiner Gegner, vielleicht nicht minder lobenswerth, an einer jungen Florentinerin, einer Landsmännin von uns, handelte, und diese Geschichte will ich Euch erzählen.

Zur Zeit, als die Franzosen aus Sicilien vertrieben waren, lebte in Palermo ein Landsmann von uns, ein Florentiner, Bernardo Puccini mit Namen, seines Gewerbs ein Apotheker, aber ein sehr reicher Mann, der von seiner Frau eine einzige Tochter hatte, die sehr schön und bereits mannbar war. Weil nun König Pietro von Aragonien Herr der Insel geworden war, veranstaltete er mit seinen Baronen in Palermo ein außerordentlich großartiges Fest. Auf diesem Feste ordnete er Waffenübungen nach catalonischer Art an, und da traf es sich, daß die junge Tochter des Bernardo, die Lisa hieß, und mit anderen Damen von einem Fenster aus zusah, den König rennen sah und ein so außerordentliches Wohlgefallen an ihm fand, daß sie öfters nach ihm hinblickte und sich sterblich in ihn verliebte. Als das Fest aus und sie ins väterliche Haus zurück-

gekehrt war, konnte sie an nichts anderes denken, als an ihren erhabenen hochgestellten Geliebten. Was ihr dabei am schwersten auf dem Herzen lag, war das Bewußtsein ihres niedrigen Standes; denn dieses benahm ihr auch alle und jede Hoffnung eines glücklichen Ausganges; deßwegen konnte sie sich aber doch ihre Liebe nicht aus dem Herzen reißen, und doch wagte sie, aus Furcht vor noch größerem Elend, es nicht, sich zu entdecken. Der König wußte natürlich von der ganzen Sache nichts und bekümmerte sich auch gar nichts darum, und dies eben machte ihr so unerträglichen Schmerz, daß sie es nicht mehr aushalten konnte. Da nun ihre Liebe immer mehr wuchs und ihr Trübsinn eben damit auch zunahm, so mußte das Mädchen endlich unterliegen, wurde krank und zehrte sich augenscheinlich von Tag zu Tag mehr auf, wie der Schnee vor der Sonne dahinschmilzt. Ihre Eltern waren über dieses Unglück sehr betrübt und suchten sie auf alle Art zu trösten und vermittelst ärztlicher Hülfe aufzurichten, so viel sie nur konnten; allein Alles half nichts, denn da sie am Erfolg ihrer Liebe verzweifelte, so hatte sie sich vorgenommen, nicht länger mehr leben zu wollen. Weil jedoch ihr Vater allen ihren Wünschen entgegenkam, fiel es ihr ein, dem König, wenn es sich nur irgend schicklich thun ließe, ihre Liebe und ihren Vorsatz zu sterben, vor ihrem Tode noch zu wissen zu thun. Sie bat daher ihren Vater einsmals, er möchte ihr doch den Minuccio von Arezzo kommen lassen. Minuccio war aber damals als einer der besten Citherspieler und Sänger bekannt, und von König Pietro sehr gerne gelitten. Bernardo ließ ihm daher sagen, Lisa wünschte ihn einmal singen und spielen zu hören, und dieser, ein sehr gefälliger Mann, kam, sobald er die Botschaft erhielt, sogleich zu Lisa. Zuerst sprach er ihr freundlich und liebevoll zu, dann spielte er auf seiner Cither eine süße Melodie und sang nachher ein Lied dazu, indem er

glaubte, sie hiedurch zu beruhigen, allein das hieß Oel ins Feuer gießen. Die Jungfrau sagte daher nachher zu ihm, sie möchte einige Worte mit ihm allein sprechen. Nachdem nun Alles hinausgegangen war, sprach sie also: „Minuccio, ich habe Dich als den treuesten Bewahrer meines Geheimnisses ausersehen, und hoffe daher erstens, daß Du es niemals irgend Jemanden, außer demjenigen, den ich Dir bezeichne, offenbaren werdest; zweitens, daß Du mir in meinem Vorhaben, so viel Du vermagst, beistehest. Um Beides bitte ich Dich inständig. Wisse also, mein Freund Minuccio, an dem Tage, als unser Herr und König Pietro das große Fest seiner Königs-Erhebung feierte, habe ich ihm, während er den Waffenspielen beiwohnte, so tief in die Augen gesehen, daß von jenem Augenblicke an das heftigste Feuer der Liebe in meiner Seele brannte. Dieses hat mich so weit gebracht, wie Du siehst; allein da ich wohl weiß, wie wenig ich der Liebe eines Königs würdig bin, deßwegen aber doch diese Liebe weder unterdrücken noch vermindern kann, und überdies die Kraft nicht mehr habe, dies Jammerleben länger zu ertragen, so habe ich, als das geringere Uebel, den Tod erwählt, und werde meinen Vorsatz ausführen. Ein untröstlicher Gedanke wäre es jedoch für mich, sterben zu müssen, ohne daß er vorher Alles erführe. Da ich nun Niemanden kenne, durch den ich diesen meinen Entschluß ihm schicklicher zu wissen thun kann, als durch Dich, so will ich Dich mit diesem Auftrage belästigen, und ich bitte Dich, schlage mir es nicht ab, sondern laß es mich vielmehr wissen, wenn Du die Sache ausgerichtet hast, damit ich getröstet sterbe und so auf einmal aller Qualen los sei." Nachdem sie unter Thränen also gesprochen, schwieg sie stille, Minuccio aber, hoch verwundert über solche Seelenhoheit und solch stolzen Entschluß, ward tief ergriffen. Plötzlich jedoch durchzuckte ihn ein Gedanke, wie er ihr vielleicht dienen könnte, und er sagte

daher zu ihr: „Lisa, ich gebe Dir mein Wort, Du sollst Dich in mir nicht getäuscht haben; sei dessen versichert, denn ich kann den hohen Sinn, der seine Augen auf etwas so Hohes, als ein großer König ist, richtet, nur schätzen, und biete Dir daher meine Hülfe an, und hoffe, womit Du Dich vorderhand trösten magst, es so weit zu bringen, daß ich Dir, ehe drei Tage vergehen, Nachrichten übermachen kann, die Dir ausnehmend lieb sein werden. Um aber keine Zeit zu verlieren, will ich mich gleich auf den Weg machen." Lisa bat ihn nun nochmals um seine Hülfe, versprach ihm, sich zu beruhigen und nahm endlich Abschied von ihm. Minuccio ging nun fort und suchte den Mico von Siena auf, der zu jener Zeit als ein vortrefflicher Reimschmid und Gelegenheitsdichter bekannt war. Diesen brachte er durch viele Bitten dahin, folgendes Gedicht zu machen:

Geh', Amor, geh' zu meinem hohen Herrn,
Und sag' Ihm, daß ich heiße Pein erleide,
Daß ich vom Leben scheide,
Aus Scheu verhüllend meinen Liebesstern.

Amor, ich rufe dich mit Händeringen,
Geh' hin zu des Gebieters Aufenthalt:
Sag' Ihm, wie meine Pulse nach Ihm ringen,
Wie Ihm mein armes Herz entgegenwallt,
Wie in den Gluthen, die mich ganz durchdringen,
Ich sterben muß, und ahne schon, wie bald
Mit mir vergehen wird die Allgewalt
Der Pein, die ich mit Furcht und Scham im Stillen
Erdulde Seinetwillen.
O Amor, sag' es meinem hohen Herrn.

Als diese Liebe rasch in mir erwachte,
Gabst du der Zagen, Amor, nicht den Muth,
Daß ich ein einzig Mal Ihn ahnen machte,
Geschweige seh'n, wie mich erschöpft die Gluth
Um Ihn, der so in Todesnoth mich brachte,
Daß so zu sterben wahrlich wehe thut.

Vielleicht verschmähte nicht sein Edelmuth
Zu wissen, wie der Schmerz mir nagt am Leben,
Hätt' Er mir Muth gegeben,
Mein Leid zu klagen meinem hohen Herrn.

Nun dir es, Amor, nicht genehm gewesen,
Der Liebe so viel Kühnheit zu verleih'n,
Daß ich Ihn ließ' in meinem Herzen lesen
Durch Botschaft oder durch den Augenschein,
So mögst du meine Sache selbst verwesen:
Geh' hin zu Ihm, laß eingedenk Ihn sein
Des Tags, da Er in edler Ritter Reih'n
Mit Schild und Speer im Waffenspiel sich wiegte
Und dieses Herz besiegte,
Das sich verzehrt um meinen hohen Herrn.

Zu diesen Versen componirte Minuccio sogleich eine so liebliche gefühlvolle Melodie, als es ihr Inhalt erforderte, und ging am dritten Tage an den Hof, als König Pietro noch an der Tafel saß. Man forderte ihn daher sogleich auf, etwas zu seinem Instrumente zu singen. Nun fing er obiges Lied so schön an zu spielen und zu singen, daß Alle, die an der königlichen Tafel speisten, eher Statuen als lebenden Wesen glichen, so still und aufmerksam lauschten sie, besonders und vor Allen der König selbst. Als Minuccio mit seinem Liede zu Ende war, fragte ihn der König, woher er dasselbe habe, da er sich nicht erinnere, dasselbe früher schon gehört zu haben. „Gnädigster Herr," erwiederte Minuccio, „es sind noch nicht drei Tage her, daß Lied und Melodie verfaßt worden sind." Als nun der König fragte, von wem, so erwiederte er: „Dies wage ich Euch nur allein zu entdecken." Der König wurde dadurch sehr begierig, das Nähere zu erfahren, hob daher die Tafel auf und ließ ihn in sein Privatzimmer kommen. Hier erzählte ihm nun Minuccio Alles haarklein der Ordnung nach her. Hierüber war der König hoch erfreut, belobte die Jungfrau außerordentlich und sagte, daß er mit einem so wackeren

Mädchen Mitleid haben müsse; deßwegen solle Minuccio in seinem Auftrage zu ihr gehen, sie trösten und ihr sagen, daß er ganz gewiß noch an demselben Tage sie gegen Abend besuchen werde. Minuccio, hoch erfreut, eine solche Botschaft überbringen zu können, hielt sich nicht lange mehr auf, sondern ging gleich mit seiner Cither zu der Jungfrau und erzählte ihr, da er mit ihr allein war, Alles genau, indem er ihr zugleich das Lied mit Begleitung seines Instrumentes vorsang. Hierüber empfand die Jungfrau eine solche Freude und Zufriedenheit, daß sie augenblicklich und ganz augenscheinlich besser wurde, ohne daß irgend Jemand vom Hause erfuhr oder auch nur ahnen konnte, wie das käme. Nun wartete sie mit der größten Sehnsucht auf den Abend, wo sie ihren geliebten Herrn und König sehen sollte. Der König, ein guter und edeldenkender Herr, dachte lange und viel über das nach, was ihm Minuccio gesagt, und empfand zuletzt, da er das schöne Mädchen wohl kannte, nur noch mehr Theilnahme für sie. Er stieg also gegen Abend zu Pferde, indem er so that, als ob er einen Spazierritt machen wollte, und kam so an das Haus des Apothekers. Hier ließ er bitten, ihm den sehr schönen Garten, den der Apotheker hatte, zu öffnen, und stieg ab. Nach einiger Zeit fragte er den Bernardo, was seine Tochter mache und ob er sie noch nicht verheirathet hätte. Bernardo erwiederte: „Gnädigster Herr, sie ist noch nicht verheirathet, sondern vielmehr seit längerer Zeit sehr krank; doch hat sie sich seit einigen Stunden auffallend und fast wunderbar gebessert.“ Der König merkte sogleich, woher dieses Wunder von einer Besserung komme, und sagte: „Meiner Treu, es wäre auch Schade gewesen, wenn ein so hübsches Ding schon von der Welt hätte Abschied nehmen müssen; allein wir wollen sie doch einmal besuchen.“ Er ging daher nur von zwei Gesellschaftern und von Bernardo begleitet in das Zimmer der

Jungfrau, trat, als er darinnen war, ganz nahe zu ihr ans Bett hin, wo sie halb aufgerichtet seiner mit der größten Sehnsucht harrte, nahm sie bei der Hand und sagte: „Junge Dame, was soll das heißen? In Eurer Jugend solltet Ihr Andern zum Trost und zur Freude gereichen, und nun liegt Ihr krank zu Bette? Wir bitten Euch inständig, thut es uns zu Liebe und macht, daß Ihr recht bald wieder gesund werdet.“ Als die Jungfrau fühlte, wie der, den sie über Alles liebte, sie bei der Hand nahm, so empfand sie zwar einiges Schamgefühl, aber auch zugleich ein solches entzückendes Wohlbehagen, als wenn sie im Himmel wäre, und antwortete ihm, so gut sie nur konnte: „Mein gnädigster Herr, ich wollte mit meinen geringen Kräften die schwerste Last von der Welt tragen, und dies war der Grund meiner Krankheit; allein bald sollt Ihr mich, Dank Eurer Güte, von dieser Schwäche ganz befreit sehen.“ Nur der König verstand den versteckten Sinn dieser Rede, achtete das Mädchen von nun an noch weit mehr, und verwünschte oftmals bei sich das Schicksal, das sie zur Tochter eines so niedrig stehenden Mannes gemacht hatte. Noch verweilte er einige Zeit bei ihr, suchte sie auf alle Art zu trösten und ging dann fort. Diese Leutseligkeit des Königs wurde allgemein belobt, und der hohe Besuch dem Apotheker und seiner Tochter zur besonderen Ehre angerechnet. Letztere war auch dadurch so beglückt, als nur je ein verliebtes Mädchen durch ihren Geliebten werden kann, und da sie noch bessere Hoffnung für die Zukunft hegte, so ward sie in einigen Tagen gänzlich hergestellt, und sah noch weit schöner aus, als je zuvor. Als sie jedoch ganz hergestellt war, ging der König mit der Königin zu Rathe, wie solche große Liebe würdig belohnt werden könnte; dann stieg er eines Tags zu Pferde, mit vielen seiner Baronen im Gefolge, und begab sich zu dem Hause des Apothekers, in dessen Garten er abstieg und denselben mit

seiner Tochter vor sich rufen ließ. Gleich darauf kam auch die Königin mit vielen Hofdamen und die Jungfrau wurde mit gar wundervoller Feierlichkeit in ihrer Mitte aufgenommen. Dann beschied der König und die Königin die Lisa vor sich, und der König sprach also: „Wackere Jungfrau, durch die große Liebe, die Ihr gegen mich heget, habt Ihr Euch ein großes Verdienst um mich erworben, und wir werden Euch dafür eine Ehre erweisen, mit der wir Euch aus Liebe zu uns zufrieden zu sein bitten. Die Ehre ist aber folgende: da es an der Zeit ist, daß Ihr einen Mann nehmet, so wünschten wir, daß Ihr den nehmen möchtet, den wir Euch geben wollen. Wir selbst aber wollen, dessen ungeachtet, Euer Ritter sein und genannt werden, ohne für so viele Liebe wie Ihr gegen uns habt, mehr zu verlangen, als einen einzigen Kuß." Das junge Mädchen war vor Scham ganz roth geworden, als ihr der König seinen Willen kund that, und antwortete mit leiser Stimme also: „Mein gnädigster Herr, ich bin fest überzeugt, daß, wenn Jemand gewußt hätte, ich habe mich in Euch verliebt, die ganze Welt mich für eine Närrin erklärt und gemeint hätte, ich habe den Verstand verloren und meinen und besonders Euren Stand gänzlich außer Acht gelassen; allein Gott, der allein in die Herzen der Menschen sieht, weiß es, gleich Anfangs, da ich zuerst Liebe zu Euch faßte, sagte ich mir auch, daß Ihr der König seiet und ich das Töchterchen des Apothekers Bernardo; ich sagte mir, daß es sich wenig für mich gezieme, die Glut meines Herzens auf einen so hohen Gegenstand zu richten. Aber wie Ihr selbst besser, als ich wissen werdet, Niemand verliebt sich nach Regel und Vernunft, sondern nach seinem innern Drang und seiner Lust. Oftmals habe ich mich mit allen Kräften jenen Geboten der Natur entgegengesetzt, allein es half nichts und ich fuhr fort Euch zu lieben, und liebe Euch noch, und werde Euch ewig lieben.

Wahr ist's, als ich mich von Liebe zu Euch hingerissen fühlte, nahm ich mir auch sogleich vor, immer Euern Willen zu erfüllen; darum folge ich Euch jetzt nicht deßwegen, weil ich den Mann, den Ihr mir zu geben beliebt, daß er mir Stand und Ehre verleihe, gerne und lieb hätte, sondern deßwegen, weil ich für Euch durchs Feuer ginge, wenn Ihr mir's befehlen würdet, oder wenn ich glauben könnte, daß es Euch lieb wäre, Euch, den König, zum Ritter zu haben, das wißt Ihr wohl, wie wenig es mir zukommt, darum verliere ich hierüber kein Wort; ebenso wenig aber werde ich Euch den Kuß, den Ihr allein von meiner Liebe begehrt, ohne die Erlaubniß Ihrer Majestät der Königin, bewilligen. Die überschwengliche Gnade aber, die Ihr und Ihre Majestät die Königin, die hier anwesend ist, für mich habt, möge Gott Euch lohnen und vergelten, denn ich vermag es nicht." Hier schwieg sie; der Königin aber gefiel die Antwort des jungen Mädchens ausnehmend, und sie glaubte nun, daß es so weise sei, als der König es geschildert hatte. Dieser ließ nun den Vater und die Mutter des Mädchens rufen, und da er vernahm, daß sie mit Allem, was er vorhabe, einverstanden seien, so ließ er einen jungen Mann vor sich kommen, der zwar von edler Geburt, aber arm war und Perdicone hieß. Diesem gab er ein Paar Ringe und verlobte ihn, da er sich nicht dagegen sträubte, mit Lisa. Unmittelbar darauf schenkte ihm der König, die vielen Edelsteine und sonstigen Kostbarkeiten, welche er und die Königin dem jungen Mädchen gaben, gar nicht zu rechnen, Ceffalu und Calatabellotta, zwei sehr schöne und einträgliche Landgüter, indem er bemerkte: „Das geben wir Dir als Heirathgut für Deine Braut, was wir für Dich selbst thun wollen, das sollst Du bald sehen." Nachdem er dies gesagt, wandte er sich an die Jungfrau und sagte: „Nun wollen wir die Frucht ernten, die uns aus Deiner Liebe gereift ist." Bei

diesen Worten faßte er mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie auf die Stirne. Perdicone, die Eltern der Braut und Lisa selbst waren alle ganz zufrieden und glücklich, und feierten die Hochzeit mit allem Glanz und großer Feierlichkeit. Der König selbst zeigte sich, wie Viele versichern, sein ganzes Leben hindurch voll lautrer Artigkeit gegen das Mädchen; denn er nannte sich stets ihren Ritter, und ging zu keinem Tournier und Waffenspiel, ohne die Farbe und das Abzeichen, die ihm seine Dame vorher angegeben, zu tragen. Durch solche Handlungen gewinnt man die Herzen der Unterthanen, veranlaßt Andere zu guten Thaten und erwirbt sich ewigen Ruhm. Heutiges Tages aber achten nur Wenige oder Keiner hierauf, sondern die vornehmen Herren sind lieber grausam und handeln als Tyrannen.

Achte Novelle.

Sophronia glaubt, sie sei die Frau des Gisippus, ist aber das Weib des Titus Quinctius Fulvus. Mit diesem geht sie nach Rom, wohin auch Gisippus in elenden Umständen kommt. Letzterer glaubt von Titus verachtet zu werden und gibt daher, um zu sterben, an, er habe einen gewissen Mord begangen. Nun erkennt ihn Titus, und um ihn vom Tode zu erretten, gibt er an, er habe den Mord begangen. Da dies der eigentliche Mörder erfährt, stellt er sich sogleich. Octavian begnadigt deßhalb Alle, und Titus gibt dem Gisippus seine Schwester zur Frau und theilt all' sein Hab' und Gut mit ihm.

Als Pampinea zu erzählen aufgehört und Jedermann, am meisten aber die Anhängerin der Ghibellinen, den König Pietro gelobt hatte, begann Filomena auf Befehl des Königs also: „Herrliche Damen, wer weiß es nicht, daß Könige, wenn sie

nur wollen, alles Große ausführen können, und daß man deßhalb mit Recht besonders von ihnen fordern kann, großmüthig und hochherzig zu sein? Wer seine Pflicht erfüllt, handelt brav; nur darf man einen solchen Mann nicht anstaunen, und nicht eben so hoch in den Himmel erheben, wie man einen Andern, von dem man seiner geringen Kräfte halber so etwas nicht verlangen kann, mit Recht erheben würde, wenn er das Nämliche vollführte. Wenn Ihr daher über die That eines Königs schon so viele Lobeserhebungen macht und dieselbe so gar schön findet, so zweifle ich nicht einen Augenblick, daß eine Handlung von Unsresgleichen, wenn sie der eines Königs ähnlich ist oder sie gar noch übertrifft, Euch noch weit mehr gefallen und von Euch belobt werden wird. Ich habe daher im Sinne, eine lobenswerthe hochherzige Handlung, die zwei genau mit einander befreundete Mitbürger von uns vollbrachten, zu erzählen.

Zur Zeit als Cäsar Octavianus, der damals noch nicht Augustus genannt wurde, das römische Reich als Triumvir regierte, lebte zu Rom ein vornehmer Mann, Namens Publius Quinctius Fulvus. Dieser hatte einen jungen Sohn von außerordentlichen Anlagen, Namens Titus Quinctius Fulvus, den er deßhalb nach Athen schickte, um dort Philosophie zu studiren, und seinem alten Freunde daselbst, einem edlen Manne Namens Cremetes, sehr aufs Herz band. Dieser nahm den jungen Titus in sein eigenes Haus auf, und ließ ihn mit seinem eigenen jungen Sohne, der Gisippus hieß, zusammen von einem Philosophen Namens Aristipp in der Philosophie unterrichten. Je länger nun die beiden Jünglinge mit einander umgingen, um so mehr fanden sie, wie sehr sie in Charakter und Sitten übereinstimmten; deßwegen schloßen sie so enge Brüderschaft und Freundschaft mit einander, daß nichts sie trennen zu können schien, als nur der Tod. Keinem von

ihnen war es wohl, wenn sie nicht beide bei einander waren. Sie hatten ihre Studien mit einander begonnen und trieben sie mit einander so eifrig, daß sie, da sie beide außerordentlichen Scharfsinn besaßen, zu gleicher Zeit die höchste Stufe des philosophischen Wissens zu ihrem beiderseitigen höchsten Ruhme erreichten. Diese Lebensweise führten sie zum größten Wohlgefallen des Cremetes, der beide fast gleich sehr als seine Söhne liebte, gut drei Jahre lang. Nach Verfluß derselben geschah es, daß Cremetes, der schon alt war, dem allgemeinen Schicksal aller irdischen Dinge gemäß, aus diesem Leben schied. Hierüber fühlten sie beide, als wäre es ihr gemeinschaftlicher Vater gewesen, gleich große Betrübniß, und die Freunde und Verwandten des Cremetes konnten nicht unterscheiden, welcher von beiden wegen dieses Unglücksfalls am meisten des Trostes bedürftig sei. Einige Monate nachher sprachen dem Gisippus seine Freunde und Verwandten, wie auch Titus, zu, er solle ein Weib nehmen, und fanden ein Mädchen für ihn, eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit und von sehr vornehmem Hause, aus der Stadt Athen, Namens Sophronia, im Alter von ungefähr fünfzehn Jahren. Da nun der zur Hochzeit festgesetzte Tag immer näher rückte, bat Gisippus den Titus eines Tags, er möchte mit ihm zu ihr hingehen, da er sie noch nicht gesehen hatte. Sie gingen hin, und während nun die Jungfrau zwischen ihnen beiden saß, fing Titus, als Bewunderer der Schönheit der Braut seines Freundes, an, sie ganz genau zu betrachten, und da sie ihm in allen Stücken und in jeder Hinsicht ausnehmend wohl gefiel, so verliebte er sich, ohne sich aber dies nur etwas anmerken zu lassen, so sehr in sie, als sich nur je Einer in ein Mädchen verliebt hat. Nachdem sie eine Zeit lang da geblieben waren, gingen sie fort und kehrten nach Hause zurück. Titus ging allein auf sein Zimmer und dachte gleich an das Mädchen, das ihm so

wohl gefallen hatte; je mehr er sich aber mit ihr beschäftigte, um so heftiger wurde seine Liebe zu ihr. Als dies ihm klar wurde, stieß er viele heiße Seufzer aus und sagte zu sich selbst: „Ach, wie elend bist du doch, Titus! wohin richtest du deine Gedanken, wohin den Blick der Liebe, was wagst du zu hoffen! Siehst du nicht ein, daß schon wegen der vielen Ehrenbezeigungen, die du von Cremetes und seiner Familie erhalten hast, dann noch mehr wegen der innigen Freundschaft, die zwischen dir und Gisippus, dessen Braut sie ist, besteht, — du sie mit keinen andern Augen, als mit denen der Ehrfurcht und Ehrbarkeit, als wäre sie deine Schwester, betrachten darfst? Was liebst du sie also? Wohin läßt du dich von dem trügerischen Gott Amor verleiten? Was läß'st du dich von Hoffnung einlullen? Oeffne die Augen des Verstandes und komme zu dir selber, Unseliger! Gib der Vernunft Raum, zähme dein lüsternes Verlangen, mäßige deine unkeuschen Begierden und richte deine Gedanken auf etwas anderes. Widerstehe gleich Anfangs der Begierde und überwinde dich selbst, so lange es noch Zeit ist. Was du willst, ist nicht in der Ordnung; es ist nicht ehrbar. Den Gegenstand, den du verfolgen möchtest, müßtest du, wann du auch gewiß wärst, ihn zu erreichen, was du jedoch keineswegs bist, fliehen, wenn du nur etwas Rücksicht auf das nimmst, was wahre Freundschaft fordert, und was du ihr schuldig bist. Was willst du also thun, Titus? Laß fahren die thörichte Liebe und nimm dir das zu thun vor, was zu thun deine Pflicht ist.“ Wenn er aber dann wieder an Sophronia dachte, so wurde er ganz umgestimmt, und dann verwarf er Alles, was er so eben zu sich gesprochen, und sagte: „Die Gesetze der Liebe haben eine größere Gewalt als alle andern Gesetze; sie sprengen selbst die Gesetze der Freundschaft, ja der Religion und des Himmels. Wie oft hat nicht schon ein Vater seine Tochter geliebt? Ein

Bruder seine Schwester? Eine Stiefmutter ihren Stiefsohn? Lauter weit schwerere Verbrechen, als wenn Einer die Frau seines Freudes liebt, was schon hundertmal vorgekommen ist. Ueberdies bin ich ein junger Mann, und die Jugend kennt keine anderen Gesetze, als nur die Gesetze der Liebe. Was also die Liebe mir vorschreibt, das muß ich vollführen. Ehrbarkeit und Tugend sind Sachen für das reifere Alter. Ich kann nichts anderes wollen, als was die Liebe will. Schon ihrer Schönheit wegen verdient diese Jungfrau von Jedermann geliebt zu werden, und wenn ich, ein junger Mann, sie liebe, wer kann mich mit Recht deßwegen tadeln? Ich liebe sie ja nicht, weil sie des Gisippus Braut ist; nein, ich liebe sie um ihrer selbst willen, und würde sie lieben, sie möchte auch angehören, wem sie wollte. Warum verfehlte sich das Schicksal, daß es sie nicht lieber vorher einem Andern zu Theil werden ließ, als meinem Freund Gisippus? Und wenn sie überhaupt geliebt werden muß — und das muß sie schon wegen ihrer Schönheit — so muß es doch dem Gisippus, wenn er es einmal erfährt, weit lieber sein, daß ich sie liebe, als ein Anderer!" Nach solchem Selbstgespräch aber verhöhnte er wieder sich selbst, sprang auf die entgegengesetzte Meinung über, und kam so von Einem aufs Andere und von Diesem wieder auf Jenes; auf diese Weise brachte er nicht nur selbigen Tag und die darauf folgende Nacht, sondern auch noch viele andere zu, so daß ihm weder Speise noch Schlaf mehr schmeckte, und er aus Schwäche genöthigt war, sich niederzulegen. Hierüber ward Gisippus, der schon seit einigen Tagen bemerkt hatte, wie nachdenklich er sei, sehr betrübt, ging ihm, da er ihn nun wirklich krank sah, nicht mehr von der Seite, suchte ihn mit aller Sorgfalt und Kunst aufzurichten und drang immer aufs Lebhafteste in ihn, ihm den Grund seines gedankenvollen Wesens und seiner Krankheit zu entdecken. Titus schützte An-

fangs Allerlei vor, statt eine offene Antwort zu geben, was Gisippus auch sehr gut einsah; endlich aber drang Letzterer so sehr in ihn, daß er gezwungen, unter Thränen und Seufzern also antwortete: „Gisippus, so es Gottes Wille wäre, so würde ich weit lieber sterben, als noch länger leben; denn das Schicksal hat mich nun an einen Scheideweg geführt, wo ich einen Beweis meiner Tugend liefern könnte und sollte, während ich schändlich genug bin, der Versuchung zu unterliegen; allein, wahrhaftig, ich erwarte bald den Lohn, der mir hiefür gebührt, nämlich den Tod, welcher mir auch weit lieber wäre, als das Leben mit dem ewigen Bewußtsein meiner Schuld. Da ich Dir jedoch kein Ding verschweigen kann und darf, so will ich Dir mein Verbrechen, so sehr ich auch darüber erröthen muß, offen gestehen.“ Hierauf fing er ganz von vornen an, entdeckte ihm den Grund seiner Niedergeschlagenheit, erzählte den Kampf der zwei Gewalten in ihm, und welche endlich den Sieg davon getragen, so daß er sich jetzt aus Liebe zu Sophronia verzehre. Zuletzt versicherte er ihn, wie er zwar wohl wisse, daß solches schlecht von ihm sei, deßwegen wolle er auch aus Reue und Schmerz sterben und hoffe, dieser Zeitpunkt werde nicht mehr ferne sein. Als Gisippus das hörte und seine Thränen sah, stutzte er Anfangs ein wenig, da er selbst zwar keine heftige Liebe, aber doch eine Zuneigung zu dem jungen Mädchen fühlte; jedoch schon einen Augenblick darauf war er mit sich darüber im Reinen, daß ihm das Leben seines Freundes lieber sein müsse, als Sophronia. Daher antwortete er ihm, von seines Freundes Thränen selbst zu Thränen hingerissen, weinend also: „Titus, wenn Du des Trostes nicht so sehr bedürftig wärest, als Du es in der That bist, so würde ich Dich bei Dir selbst verklagen, denn Du hast unser Freundschaftsbündniß verletzt, weil Du Deine heftige Leidenschaft mir so lange verborgen hast. Du hieltest sie zwar

für nicht ganz in der Ordnung, allein das Unordentliche wie das Ordentliche darf dem Freunde nicht verschwiegen werden; denn wer ein wahrer Freund ist, sucht, wie er sich des Edlen an seinem Freunde erfreut, in gleichem Verhältnisse das Unedle aus ihm hinauszutreiben. Doch ich will bei der Sache bleiben und sehen, was jetzt am nothwendigsten ist. Wenn Du meine Braut Sophronia heiß liebst, so wundere ich mich gar nicht darüber; ich würde mich vielmehr wundern, wenn das nicht so wäre, da ich ihre Schönheit und Dein edles Herz kenne, das um so leidenschaftlicher liebt, je mehr Vorzüge der Gegenstand hat, den es sich ausersehen. Je natürlicher nun Deine Liebe zu Sophronia ist, um so ungerechter ist Deine Beschwerde gegen das Schicksal (obwohl Du derselben keinen Ausdruck gibst), das mir jene Jungfrau geschenkt hat; Du beschwerst Dich aber gegen das Schicksal, indem Dir Deine Liebe zu ihr ehrbar schiene, wenn das Mädchen einem Andern als mir angehören würde; denn, wenn Du die Sache, wie Du sonst gewohnt bist, vernünftig betrachtest, glaubst Du denn in der That, Du hättest größere Ursache zur Zufriedenheit, wenn sie das Geschick einem Andern, statt mir zugetheilt hätte? Jeder Andere, möchte auch Deine Liebe noch so sehr in den Schranken der Ordnung geblieben sein, würde doch lieber sie selbst geliebt haben, ehe er Deine Liebe geduldet hätte, was Du doch von mir, wenn Du mich anders für den wahren Freund hältst, der ich bin, nicht erwarten kannst. Die Sache ist ganz einfach: so lange wir Freunde sind, erinnere ich mich nicht, je etwas besessen zu haben, das nicht eben so gut Dir, als mir gehört hätte. Wäre nun die Sache schon so weit vorgerückt, daß es nicht mehr anders zu machen wäre, so würde ich es mit Sophronia ebenso halten; allein die Verhältnisse sind ja der Art, daß ich sie Dir noch allein überlassen kann, und darum will ich dieses thun. Weiß ich doch wahrhaftig nicht,

ob meine Freundschaft für Dich einen Werth haben könnte, wenn ich nicht in einem Punkte, wo ich es mit allem Anstand thun kann, meinen Willen dem Deinigen unterordnete. Es ist wahr, Sophronia ist meine Braut; ich liebte sie sehr und erwartete die Hochzeit mit ihr mit der größten Sehnsucht; allein da Du, der Du doch sonst weit besonnener bist, als ich, nach einem so kostbaren Gute, wie sie eines ist, mit der größten Leidenschaft schmachtest, so sei fest überzeugt, sie betritt nicht als mein, sondern als Dein Weib mein Haus. Laß daher den Trübsinn, verscheuche die Grillen, werde wieder so gesund, frisch und froh wie früher, und erwarte fröhlich die Früchte Deiner Liebe, die Dir weit besser ansteht, als mir." Als Titus den Gisippus so sprechen hörte, fühlte er sich, je größer das Vergnügen war, das ihm die so einschmeichelnd gegebene Hoffnung verursachte, mit Recht um so mehr beschämt, als er wohl einsah, je größer der Edelmuth und die Freigebigkeit des Gisippus sei, um so weniger könne er auch schicklicher Weise von derselben Gebrauch machen. Darum hörte er auch nicht auf zu weinen, und brachte unter Schluchzen kaum Folgendes hervor: „Gisippus, Deine edelmüthige und ächte Freundschaft zeigt mir deutlich genug, was mir meinerseits zu thun obliegt. Gott soll mich bewahren, daß ich je diejenige, die er Dir als dem Würdigsten von uns geschenkt hat, von Dir als die meinige annehme. Hätte er, der Allwissende, gesehen, daß sie für mich passe, so darfst Du und Jedermann glauben, sie wäre Dir nie bestimmt worden. Freue Dich also dessen, daß Du der Auserwählte bist, genieße, was er in seiner Weisheit Dir geschenkt hat, und mich laß in meinen Thränen, die er mir, der ich eines so kostbaren Gutes nicht würdig bin, bestimmt hat, mich verzehren. Werde ich Herr dieses Grams, so werde ich Dir um so lieber sein; unterliege ich ihm aber, so ist alle Sorge und Noth aus." Hierauf

erwiederte Gisippus: „Wenn unsere Freundschaft mir überhaupt das Recht und die Freiheit gibt, Dich zu zwingen, einmal meinem Willen zu folgen, und wenn ich Dich dahin bringen könnte, in der That Folge zu leisten, so will ich jetzt, und gerade jetzt, von diesem Rechte Gebrauch machen; wenn Du Dich daher nicht freiwillig in meine Wünsche fügst, so werde ich Kraft der Gewalt, welche die Freundschaft verleiht und wornach Du das Meinige als das Deinige zu betrachten hast, es dahin bringen, daß Sophronia die Deine wird. Ich kenne die Gewalt der Liebe, ich weiß, wie sie nicht nur einmal, sondern gar oft Verliebte in den unseligsten Tod geführt, und sehe, wie Du weder mehr umkehren, noch Deinen Schmerz überwinden kannst, sondern wie derselbe vielmehr von Tag zu Tag wächst und Du ihm endlich unterliegen mußt. Diesem Allem sehe ich ohne allen Zweifel entgegen; allein wenn ich sonst auch nichts an Dir liebte, so ist mir doch, so lange ich lebe, Dein Leben theuer; darum muß Sophronia die Deine werden. Du kannst so leicht keine Andere finden, die Dir so sehr gefiele; mir aber ist es ein Leichtes, meine Liebe auf einen andern Gegenstand überzutragen, damit kannst Du und ich zufrieden sein. Ich würde mich vielleicht in dieser Sache nicht so freigebig zeigen, wenn es eben so schwer und selten wäre, ein Weib zu finden, als es schwer ist, einen Freund zu bekommen. Ich kann ganz leicht ein anderes Weib finden, aber keinen andern Freund; darum will ich lieber (ich will nicht sagen, sie verlieren, denn ich verliere sie ja nicht, wenn ich sie Dir gebe, sondern mache im Gegentheil, daß sie mir dadurch noch weit näher steht) sie umtauschen, ehe ich Dich verliere. Wenn daher meine Bitten irgend etwas über Dich vermögen, so bitte ich Dich, reiße Dich aus diesem betrübten Zustande heraus, womit Du mich so sehr wie Dich erfreuen wirst, fasse guten Muth und werde wieder so heiter, als

nur die heißeste Liebe zu einem geliebten Gegenstand machen kann.“ Ob sich nun gleich Titus schämte, seine Einwilligung zu geben, daß Sophronia sein Weib werde, und deßhalb unschlüssig dastand, weil ihn andererseits die Liebe antrieb und die Bitten des Gisippus ermuthigten, so sagte er doch endlich: „Sieh', Gisippus, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich glauben soll; ob ich mehr Deine oder meine Wünsche erfülle, wenn ich das thue, um was Du mich so eindringlich bittest. Weil aber Dein Edelmuth so weit geht, daß er in mir das gebührende Schamgefühl überwiegt, so will ich Dir den Willen thun; davon aber sei ganz fest überzeugt, daß ich recht wohl weiß, wie ich von Dir nicht bloß Deine Geliebte, sondern mein eigen Leben erhalte. Möge mir Gott die Gnade schenken, daß ich mit Aufopferung von Gut und Blut Dir einstens zeigen kann, wie hoch ich Deine Handlungsweise gegen mich schätze, da Du wahrhaftig mehr Theilnahme gegen mich bezeugst, als ich selbst gegen mich habe.“ Nach diesen Worten sagte Gisippus: „Titus, damit wir zu unserem Zwecke kommen, müssen wir, wie mir scheint, folgenden Weg einschlagen: Wie Du weißt, ist Sophronia nach langen Unterhandlungen zwischen meinen und ihren Verwandten meine Verlobte geworden; wenn ich daher hinginge und sagte, ich wolle sie nicht zum Weibe, so entstände der allergrößte Scandal daraus, und meine und ihre Verwandten würden mit einander in Händel gerathen; darum würde ich mich nun zwar nichts kümmern, wenn ich dann nur gewiß wüßte, daß sie die Deine würde; allein ich fürchte, wenn ich sie auf diese Art sitzen ließe, so würden sie ihre Verwandten gleich im ersten Augenblicke einem Andern geben, der Du möglicher Weise auch nicht sein könntest, und dann hättest Du Alles verloren, was ich nicht erworben hätte. Darum glaube ich, sollten wir, wenn Du anders damit einverstanden bist, Alles seinen festgesetzten Gang gehen lassen;

ich werde sie als meine Zukünftige in mein Haus führen und mit ihr Hochzeit machen; dann aber legst Du Dich, was wir schon zu veranstalten wissen werden, heimlich zu ihr ins Bett und schläfst bei ihr, als wäre sie Deine Frau. Seiner Zeit und gehörigen Orts machen wir nachher die Sache bekannt. Ist's ihnen Recht, gut: ist's ihnen nicht Recht, so ist es schon geschehen, und da sie es nicht mehr ungeschehen machen können, so müssen sie sich wohl nothgedrungen zufrieden geben." Der Vorschlag gefiel dem Titus sehr gut. Als dieser nun hergestellt und wieder ganz munter war, führte Gisippus seine Braut als Frau heim. Man stellte große Festlichkeiten an, und als die Nacht herbeigekommen war, ließen die Frauen die junge Neuvermählte im Bette des Ehegemahls zurück und gingen ihres Wegs. Das Schlafzimmer des Titus stieß mit dem des Gisippus zusammen, und man konnte von einem in das andere kommen. Als daher Gisippus in sein Schlafzimmer kam und alle Lichter ausgelöscht hatte, ging er leise zu Titus hin und sagte zu ihm, er solle aufstehen und sich zu seiner Frau ins Bett legen. Als Titus dies hörte, ward er von Scham überwältigt, er fing an, es zu bereuen, und weigerte sich hineinzugehen; Gisippus aber, der von ganzem Herzen, sowie mit Worten, bereit war, seinem Vergnügen zu dienen, vermochte ihn doch endlich nach langem Kampfe dazu. Sobald er im Bette lag, nahm er die Jungfrau, wie zum Scherze, bei der Hand, und fragte sie sanft, ob sie seine Frau sein wolle. In der Meinung, es sei Gisippus, antwortete sie: Ja, worauf er ihr einen prachtvollen schönen Ring an den Finger steckte mit den Worten: und ich will Dein Mann sein. Hierauf vollzogen sie die Ehe und genoßen die Freude der Liebe, ohne daß sie, oder sonst Jemand, gemerkt hätte, daß ein Anderer als Gisippus an ihrer Seite lag. So verhielt es sich mit der Ehe der Sophronia und des Titus, als

sein Vater Publius aus diesem Leben schied; man schrieb ihm daher, er solle, um nach seinen Angelegenheiten zu sehen, unverweilt nach Rom zurückkehren, und er berieth sich mit Gisippus, wie er es einzurichten hätte, um Sophronia mitzunehmen. Dies konnte und durfte aber nicht geschehen, ohne daß man ihr offenbarte, wie die Sachen standen. Sie wurde daher eines Tages in ihr Zimmer gerufen, und nun setzten sie ihr den ganzen Verhalt deutlich auseinander, und Titus erzählte ihr, was zwischen ihnen vorgegangen sei. Die junge Frau blickte den Einen und den Andern etwas entrüstet an, dann aber begann sie bitterlich zu weinen und sich über Gisippus Betrug zu beklagen; ohne in Gisippus Haus ein weiteres Wort darüber zu sprechen, ging sie sofort zu ihrem Vater und erzählte ihm, sowie ihrer Mutter, die Schlechtigkeit, welche Gisippus an ihr und ihnen begangen habe; dann sagte sie, sie sei Titus und nicht, wie sie meinen, Gisippus Frau. Dies war Sophronia's Vater höchst unangenehm, er stimmte mit seinen und mit Gisippus Verwandten laute Klagen an, und kurz, es war großer Lärm und Unruhe darüber in beiden Familien. Auf Gisippus warfen sowohl seine eigenen als Sophronia's Verwandte einen großen Haß, und alle sagten, er verdiene nicht sowohl Tadel, als strenge Züchtigung. Er dagegen behauptete, er habe etwas sehr Ehrenwerthes gethan, und Sophronia's Verwandte sollten es ihm Dank wissen, daß er sie an einen bessern Mann verheirathet habe, als er selbst sei. Titus auf der andern Seite hörte und ertrug dies Alles mit großem Kummer; weil er indeß wußte, daß die Griechen es im Brauch hatten, wegen jeder Kleinigkeit viel Lärm zu machen und Drohungen auszustoßen, bis sie Jemand fänden, der ihnen zu antworten wußte, und daß sie sodann nicht allein demüthig, sondern sogar äußerst kriechend werden, so beschloß er, nicht viel nach ihrem Geschwätze zu fragen. Da er römi-

schen Muth und atheniensischen Verstand besaß, so veranstaltete er, daß Gisippus und Sophronia's Verwandte sich in einem Tempel versammelten, worauf er, nur von Gisippus begleitet, ebenfalls eintrat, und zu der erwartungsvollen Gesellschaft also sprach: „Viele Philosophen sind der Meinung, daß Alles, was die Sterblichen thun, auf die Veranstaltung und unter dem Schutz der unsterblichen Götter geschehe, und daher behaupten Einige, Alles was geschehe oder noch geschehen werde, sei Nothwendigkeit; Andere dagegen legen diese Nothwendigkeit nur dem bei, was bereits geschehen ist. Würde man diesen Meinungen einige wohlbedachte Aufmerksamkeit schenken, so würde man ganz deutlich sehen, daß eine Sache, die nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, zu tadeln, nichts anderes heißt, als weiser sein zu wollen, als die Götter, von denen wir doch glauben müssen, daß sie mit unwandelbarer Vernunft und ohne irgend einen Irrthum über uns und unsere Angelegenheiten verfügen und walten. Daher könnt Ihr leicht sehen, welch' thörichte und unsinnige Anmaßung es ist, gegen ihre Handlungen eifern zu wollen, und welche Strafe diejenigen verdienen, die sich von ihrer Vermessenheit so weit hinreißen lassen. Zu diesen nun gehört, meiner Ansicht nach, Ihr Alle, wenn das wahr ist, was Ihr, wie ich höre, darüber gesagt habt und noch immer saget, daß Sophronia meine Gattin geworden ist, während Ihr sie doch dem Gisippus gegeben. Ihr achtet dabei, wie es scheint, nicht auf das, was von Ewigkeit her bestimmt war; daß sie nicht Gisippus, sondern meine Frau werden sollte, was ja auch aus dem Geschehenen wirklich und deutlich hervorgeht. Da es indessen Viele hart und schwer anzukommen scheint, eine Abhandlung über die geheime Vorsehung und Absicht der Götter zu begreifen, indem sie voraussetzen, daß dieselben sich um unsere Handlungen durchaus nicht bekümmern, so bin ich bereit, mich zu den

Rathschlüssen der Menschen herabzulassen. Indem ich nun von diesen sprechen will, so muß ich zwei Dinge thun, welche meinen Gesinnungen gänzlich zuwider sind. Erstens muß ich mich selbst loben, und zweitens an einem Andern etwas tadeln oder herabsetzen. Weil es indeß durchaus nicht meine Absicht ist, bei dem einen oder andern von der Wahrheit abzuweichen, und die gegenwärtige Angelegenheit es verlangt, so will ich es nun einmal thun. Euer Unwille, mehr durch Wahnwitz als durch Vernunftgründe aufgereizt, tadelt, mißbilligt und verdammt mit unaufhörlichem Gezänke und Gekeife den Gisippus, weil er mir nach seinem Beschlusse diejenige zur Frau gegeben hat, welche Ihr nach dem Eurigen ihm zugedacht hattet; ich dagegen bin der Meinung, daß er deßhalb das höchste Lob verdient, und zwar habe ich folgende Gründe: Erstens, daß er gethan hat, was ein Freund thun muß, und zweitens, daß er viel klüger gehandelt hat als Ihr. Was ein Freund durch die heiligen Gesetze der Freundschaft für einen andern zu thun verbunden ist, dies hier auseinander zu setzen, bin ich nicht gesonnen, sondern will mich begnügen, Euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft weit fester bindet, als die Bande des Blutes oder der Verwandtschaft; denn zu Freunden haben wir diejenigen, welche wir selbst dazu erwählt, zu Verwandten aber diejenigen, welche uns das Schicksal gibt. Wenn daher Gisippus mein Leben höher geschätzt hat, als Euer Wohlwollen, indem ich sein Freund bin und mich dafür ansehe, so darf sich Niemand darüber wundern. Aber wir wollen nun zu dem zweiten Grunde übergehen, bei welchem ich Euch noch viel eindringlicher beweisen werde, daß er viel weiser gewesen ist, als Ihr; denn es scheint, daß Ihr von der Vorsehung der Götter gar keine Ahnung habt, und noch viel weniger die Wirkungen der Freundschaft kennet. Ich sage also, Euer Beschluß, Euer Rath und

Eure Weisheit hatten Sophronia dem jungen Philosophen Gisippus gegeben, Gisippus Beschluß, Rath und Weisheit aber gab sie einem andern jungen Philosophen. Euer Rathschluß gab sie einem Athenienser, Gisippus Rathschluß einem Römer. Der Eurige einem edlen jungen Manne, Gisippus einem noch edleren. Der Eurige einem reichen Jüngling, Gisippus einem noch reicheren. Der Eurige einem Jüngling, welcher sie nicht nur nicht liebte, sondern kaum kannte, Gisippus einem Jünglinge, welcher sie mehr liebte, als alle seine Schätze und sein eigenes Leben. In wie fern aber das, was ich sage, wahr, und Gisippus Handlung lobenswerther ist, als das, was Ihr gethan habt, wollen wir jetzt ausführlich, nach allen einzelnen Theilen mit einander betrachten. Daß ich jung und ein Philosoph bin, wie Gisippus, darüber brauche ich nicht lange Worte zu machen, sondern mein Gesicht und meine Studien können es beweisen. Sein Alter ist ganz das meinige, und in den Studien sind wir immer gleichen Schrittes vorangerückt. Das ist wahr, er ist ein Athener und ich ein Römer. Wenn man über den Ruhm dieser zwei Städte streiten will, so sage ich, daß ich aus einer freien Stadt bin, er aus einer zinsbaren; ich sage, daß ich aus einer Stadt bin, welche die ganze Welt beherrscht, und er aus einer Stadt, welche der meinigen gehorcht; ich sage, daß ich aus einer Stadt bin, welche durch Waffenruhm, durch Macht und durch Wissenschaften vor allen andern blüht, während er die seinige bloß wegen der Wissenschaften rühmen kann. Ueberdies bin ich, obgleich Ihr mich als bescheidenen und demüthigen Lehrling hier sehet, doch nicht aus der Hefe des gemeinen römischen Volkes. Meine Häuser und die öffentlichen Plätze in Rom sind voll von all' den Bildnissen meiner Vorfahren, und in den römischen Jahrbüchern finden sich eine Menge Triumphe, welche die Quinctier auf dem Capitol zu Rom gefeiert; auch

ist der Ruhm unseres Namens keineswegs bereits durch Alter verfault, sondern blüht noch heut zu Tage glänzender, als je. Von meinen Reichthümern schweige ich aus Bescheidenheit, da ich wohl weiß, daß eine ehrenvolle Armuth das älteste und ausgebreitetste Erbtheil der edlen Bürger von Rom war. Wenn dieselbe nun auch vom Pöbelwahn verdammt und dagegen Reichthümer gepriesen werden, so besitze ich ihrer im Ueberfluß, aber nicht, weil es mich darnach gelüstet, sondern weil mir das Glück diese Gunst erwiesen hat. Ich sehe nun wohl ein, wie lieb es Euch wäre und sein müßte, Gisippus zum Verwandten zu haben, aber ich muß Euch jedenfalls in Rom ebenso lieb sein, wenn Ihr bedenket, daß Ihr an mir den besten Gastfreund und einen nützlichen, eifrigen, ja mächtigen Patron haben werdet, sowohl in Angelegenheiten Eures Staates, als in Sachen, die bloß Euch allein angehen. Wer wird also, wenn man vom guten Willen absieht, und die Sache bloß vom Standpunkte des Nutzens betrachtet, Eure Verfügung mehr loben, als die meines Gisippus? Gewiß Niemand. Sophronia ist also ganz gut verheirathet an Titus Quinctius Fulvus, einen edlen, alten und reichen Bürger von Rom und Freund des Gisippus; wer sich daher deßwegen betrübt oder ärgert, der thut nicht, was er thun sollte, und weiß nicht, was er thut. Vielleicht werden Einige sagen, Sophronia betrübe sich nicht darüber, daß sie die Frau des Titus sei, sondern nur über die Art, wie sie es geworden, nämlich heimlich, verstohlen, ohne daß Freunde oder Verwandte etwas davon gewußt. Dies ist indeß weder ein Wunder, noch überhaupt etwas so Neues. Ich will durchaus derjenigen nicht erwähnen, die gegen den Willen ihrer Eltern Männer genommen, oder solcher, die mit ihren Liebhabern entflohen und nicht sowohl ihre Weiber, als ihre Freundinnen geworden sind, oder solcher, die ihre Ehen nicht mit Worten, sondern durch Schwanger-

schaft und Geburt zu erkennen gegeben haben, so daß man sie nothgedrungen gut heißen mußte. Dies Alles war bei Sophronia nicht der Fall, sondern Gisippus hat sie dem Titus in aller Ordnung, Anständigkeit und Ehrbarkeit übergeben. Andere werden vielleicht sagen, auf diese Art habe ein Mann sie verheirathet, dem dies gar nicht zugestanden. Doch das sind thörichte weibische Klagen und zeugen nur von wenig Ueberlegung. Das Schicksal bedient sich gegenwärtig keiner verschiedenen Wege oder neuer Werkzeuge, um die Sachen zu ihrem bestimmten Ziele zu bringen. Was liegt mir daran, ob der Schuhflicker oder der Philosoph im Geheimen oder öffentlich nach Maßgabe seiner Urtheilskraft eine meiner Handlungen richtig geleitet hat, wenn nur der Zweck ein guter ist? Dafür aber muß ich sorgen, daß der Schuhflicker, wenn er nicht verständig ist, auch nicht mehr bestimmend einwirken kann, und dann werde ich ihm für seine Gefälligkeit danken. Wenn Gisippus Sophronia gut verheirathet hat, so ist es eine überflüssige Thorheit, sich über die Art und Weise, wie es geschehen, und über ihn selbst zu beklagen. Habt Ihr kein Vertrauen zu seinem Verstand, so nehmt Euch in Acht, daß er fernerhin keine mehr verheirathen kann, diesmal aber danket ihm. Nichts desto weniger sollt Ihr wissen, daß ich weder durch Arglist, noch durch Betrug der Ehrbarkeit und Reinheit Eures Blutes in Sophronia's Person einen Makel anzuhängen gesucht, und wenn ich sie auch heimlicherweise zur Frau genommen habe, so bin ich doch nicht als Räuber gekommen, ihr ihre Jungfrauschaft zu stehlen, und ebenso wenig als Feind, der sie auf eine andere als anständige Art verlangt hätte; ich habe Eure Verwandtschaft nicht verschmäht, sondern war glühend entbrannt von ihrer ungemeinen Schönheit und Tugend, und sah wohl ein, daß ich, wenn ich auf die Art und Weise, die Ihr vielleicht gewünscht, mich um ihre Hand be-

worden, sie nicht erhalten hätte, weil Ihr sie gar zu sehr liebtet und gefürchtet hättet, ich möchte sie nach Rom führen. Ich bediente mich also der geheimen Kunst, die Euch jetzt wohl klar sein kann, und vermochte Gisippus in meinem Namen in etwas zu willigen, wozu er selbst nicht entschlossen war. Dann suchte ich trotz meiner heißen Liebesglut ihre Umarmungen nicht als bloßer Liebhaber, sondern als Gemahl, indem ich mich ihr, wie sie der Wahrheit gemäß selbst bezeugen kann, nicht eher näherte, als bis ich sie, mit den gebührenden Worten und mit einem Ringe zu meiner Gattin gemacht, nachdem ich gefragt, ob sie mich zum Manne wolle, und sie geantwortet: Ja. Glaubt sie hintergangen zu sein, so kommt mir deßwegen keine Schuld zu, sondern ihr, weil sie mich nicht fragte, wer ich wäre. Dies ist also das große Unglück, das große Verbrechen, der große, von Gisippus als Freund und von mir als Liebhaber begangene Fehler, daß Sophronia heimlicherweise die Gattin des Titus Quinctius geworden ist; deßhalb verlästert Ihr ihn, bedrohet ihn und stellet ihm nach. Was würdet Ihr erst thun, wenn er sie einem gemeinen Landmann, einem Schurken, einem Sklaven gegeben hätte? Welche Fesseln, welche Kerker, welche Martern würden Euch dann genügen? Doch lassen wir das dahin gestellt sein. Die Zeit ist gekommen, die ich noch nicht erwartete, nämlich, daß mein Vater gestorben ist, und ich nach Rom zurückkehren muß. Da ich nun Sophronia mit mir zu nehmen wünsche, so habe ich Euch hiemit eröffnet, was ich Euch sonst vielleicht noch verborgen gehalten hätte. Wenn Ihr nun klug seid, so werdet Ihr Euch vergnügt darein schicken, denn hätte ich sie betrügen oder beschimpfen wollen, so hätte ich sie Euch entehrt hinterlassen können; aber da sei Gott vor, daß in einer römischen Seele jemals solche Niederträchtigkeit wohnen könne. Somit ist sie, nämlich Sophronia, mit Einwilligung der Götter, Kraft

der menschlichen Gesetze, der lobenswürdigen Klugheit meines Gisippus und meiner verliebten Schlauheit die Meinige. Und dies wollt Ihr, die Ihr Euch unglückseliger Weise für klüger haltet, als die Götter oder alle andern Menschen, hintertreiben, und thut es thöricht genug auf zweierlei für mich sehr kränkende Arten. Die eine ist, daß Ihr Sophronia zurückhaltet, auf die ich Euch keinerlei Recht zugestehe, und die andere, daß Ihr Gisippus, dem Ihr verdientermaßen danken solltet, als Feind behandelt. Wie abgeschmackt Ihr hierin handelt, will ich Euch nicht weiter auseinander setzen, sondern Euch nur noch als Freund einige Rathschläge ertheilen. Lasset Euern Zorn fahren, stehet ab von den Beleidigungen, die Ihr uns zugedacht, und gebt mir Sophronia zurück, damit ich fröhlich als Euer Verwandter von dannen ziehen und leben kann, unbekümmert darum, ob Ihr das Geschehene gut heißet oder nicht. Gedenket Ihr aber anders zu handeln, so werde ich Euch Gisippus entführen, und wenn ich nach Rom zurückkehre, ganz gewiß diejenige wieder bekommen, welche mit Recht die Meinige ist, und sich fortwährend noch in Euren Händen befindet. Dann werde ich Euch aber auch unaufhörlich anfeinden, so daß Ihr aus Erfahrung kennen lernen sollt, was der Zorn römischer Gemüther vermag."

Nachdem Titus so gesprochen, erhob er sich mit verstörter Miene, nahm Gisippus bei der Hand und ging kopfschüttelnd und mit drohender Geberde hinaus, indem er deutlich zu erkennen gab, daß er sich nichts um diejenigen bekümmere, die im Tempel waren. Die Zurückgebliebenen nun ließen sich theils durch Titus Rede gewinnen, so daß sie gerne in freundschaftliche und Verwandtschafts-Verhältnisse mit ihm traten, theils aber wurden sie durch seine letzten Worte in Angst gesetzt und beschloßen daher einstimmig, es sei besser, den Titus zum Verwandten zu haben, nachdem Gisippus es nicht hätte

werden wollen, als an Gisippus einen Verwandten zu verlieren und an Titus einen Feind zu bekommen. Sie suchten daher Titus wieder auf und sagten ihm, es sei ihnen sehr lieb, daß Sophronia die Seinige würde, und daß sie an ihm einen theuren Verwandten und an Gisippus einen guten Freund gewinnen. Hierauf genoßen sie ein freundschaftliches Mahl mit einander und schickten ihm sodann Sophronia wieder zu. Diese war klug genug, aus der Noth eine Tugend zu machen, sie übertrug die Liebe, die sie für Gisippus gehegt, schnell auf Titus und ging mit ihm nach Rom, allwo sie mit großen Ehren aufgenommen wurde.

Gisippus, der in Athen zurückblieb, wurde von Allen gering geschätzt, und nach nicht langer Zeit wegen gewisser bürgerlichen Zwistigkeiten sammt seiner ganzen Familie in Armuth und Elend aus Athen verjagt und zu ewiger Verbannung verurtheilt. Er sank sogar bis zum Bettler herab, und reiste endlich, so gut es anging, nach Rom, um zu versuchen, ob Titus sich seiner noch erinnere. Da er nun erfuhr, daß derselbe noch am Leben sei, bei allen Römern in großem Ansehen stehe und wohleingerichtete schöne Häuser besitze, so stellte er sich vor denselben auf, bis Titus kam. In seinem Elend wagte er es nicht, ihn anzureden, aber er richtete es so ein, daß Titus ihn sehen mußte, damit er ihn im Fall der Wiedererkennung rufen ließe. Als aber Titus vorüberging, schien es dem Gisippus, als ob er ihn wohl gesehen hätte, aber vermeiden wollte, und nun ging er in der Erinnerung an das, was er für ihn gethan, zornig und verzweifelnd wieder fort. Es war bereits Nacht geworden, und er war den ganzen Tag noch nüchtern, hatte kein Geld und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, so daß er nichts sehnlicher wünschte, als zu sterben. So kam er an einen öden Ort in der Stadt, erblickte dort eine große Grotte, trat in

dieselbe ein, um die Nacht hier zuzubringen, legte sich in seiner armseligen Bekleidung auf die nackte Erde hin und schlief endlich ermüdet von vielem Weinen ein. In dieselbe Grotte kamen gegen Morgen zwei Menschen, welche in der Nacht mit einander auf Diebstahl ausgegangen waren, mit ihrem Raube; es erhob sich ein Zwist unter ihnen, worauf der Stärkere den Andern erschlug und sich aus dem Staube machte. Gisippus, der Alles hörte und sah, glaubte eine Gelegenheit zu dem ersehnten Tode gefunden zu haben, ohne die Hand selbst an sich legen zu müssen, und blieb daher so lange, bis die Diener des Gerichts, da die That bereits ruchbar geworden war, kamen, wie wüthend auf ihn hineinfuhren und ihn gefangen mit sich führten. Im Verhöre gestand er, er habe den Mord begangen, aber nicht mehr aus der Grotte hinausgehen können, worauf der Prätor, Marcus Varro mit Namen, befahl, er solle am Kreuze sterben, wie es dazumalen üblich war. Zufällig war Titus um diese Stunde nach der Prätur gekommen, und als er dem unglücklichen Verurtheilten ins Angesicht geschaut und den Vorgang erfahren hatte, erkannte er in ihm auf einmal Gisippus. Voll Verwunderung über sein unglückliches Geschick und wie er hieher gekommen, hatte er keinen sehnlicheren Wunsch, als ihm zu helfen, und da er kein anderes Mittel zu seiner Rettung sah, als wenn er sich selbst anklagte und ihn für unschuldig erklärte, so trat er rasch vor und rief: „Marcus Varro, laß den armen Menschen zurückkommen, den Du verurtheilt hast, denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter durch ein Verbrechen genug beleidigt, indem ich denjenigen tödtete, welchen Deine Schergen heute früh todt fanden; ich will sie nicht auch noch durch den Tod eines andern Unschuldigen erzürnen." Varro wunderte sich und bedauerte, daß der ganze Gerichtshof es gehört hatte; da er sich indessen der Forderung der Gesetze mit Ehre nicht entziehen konnte, so ließ

er Gisippus zurückkommen, und sagte in Titus Gegenwart zu ihm: „Wie konntest Du so thöricht sein, ohne den geringsten Zwang etwas einzugestehen, was Du nie gethan hast in einer Sache, wo es sich um Dein Leben handelt? Du gabest Dich für denjenigen aus, der heute Nacht den Menschen getödtet hat, und nun kommt dieser da und sagt: nicht Du, sondern er habe ihn umgebracht." Gisippus blickte auf, sah, daß es Titus war und merkte recht wohl, daß dieser es zu seiner Rettung thun wollte, sowie zum Dank für den ihm erwiesenen Dienst. Er brach vor Schmerzgefühl in Thränen aus und sagte: „Wahrhaftig Varro, ich habe ihn getödtet und das Mitleid des Titus, der mich retten möchte, kommt jetzt zu spät." Titus dagegen erwiederte: „Prätor, Du siehst, dieser Mensch ist ein Fremdling, er wurde ohne Waffen an der Seite des Erschlagenen gefunden und Du kannst sehen, daß sein Elend ihn veranlaßt, sterben zu wollen; deßhalb sprich ihn frei und bestrafe mich, der ich es verdient habe." Varro verwunderte sich über das Verlangen dieser beiden Männer, und da er ahnte, daß vielleicht keiner von ihnen strafbar sein werde, dachte er bereits auf Mittel, sie freizusprechen, als auf einmal ein gewisser Publius Ambustus hervortrat, ein Bursche, der im schlechtesten Rufe stand und allen Römern als Räuber bekannt war. Dieser hatte wirklich den Mord begangen, und da er wohl wußte, daß die beiden unschuldig an dem waren, dessen sie sich anklagten, so wurde er dadurch so gerührt und dermaßen von Mitleid übermannt, daß er vor Varro hintrat und sagte: „Prätor, mein Geschick reißt mich unwiderstehlich hin, den schweren Kampf dieser Männer zu lösen, und ich weiß nicht, welcher Gott in meinem Innern mich antreibt und bestürmt, Dir mein Verbrechen zu gestehen. Wisse also, daß keiner von diesen Beiden der Schandthat schuldig ist, deren sie sich selbst anklagen. Ich bin es, der diesen Menschen heute

früh umgebracht hat, und den Unglücklichen, welcher hier steht, sah ich schlafen, während ich den gestohlenen Raub mit demjenigen theilte, den ich getödtet. Den Titus brauche ich nicht zu entschuldigen, sein Ruf ist allgemein bekannt und sichert ihn vor solchem Verdacht. Darum sprich' Beide frei und vollziehe an mir die von den Gesetzen gebotene Strafe."

Octavianus hatte bereits von der Sache gehört; er ließ alle Drei vor sich kommen und wünschte zu erfahren, welche Gründe Jeder hätte, verurtheilt werden zu wollen. Sie erzählten es ihm, und nun sprach Octavianus die beiden Ersten, weil sie unschuldig waren, und den Dritten, ihnen zu Gefallen, frei. Titus schloß seinen Gisippus in die Arme, und nachdem er ihm wegen seiner Lauheit und seines schlechten Vertrauens viele Vorwürfe gemacht, führte er ihn, außer sich vor Freude, in sein Haus, wo Sophronia ihn mit heißen Thränen, wie einen Bruder, empfing. Als er ihn sofort erquickt, gekleidet und überhaupt in einen Zustand versetzt hatte, wie es seiner Tugend und seiner edlen Gesinnung zukam, theilte er zuerst alle seine Schätze und Besitzthümer mit ihm, und dann gab er ihm seine jüngere Schwester, mit Namen Fulvia, zur Frau. „Gisippus," sagte er hierauf zu ihm, „es steht jetzt bei Dir, ob Du hier bei mir wohnen, oder mit Allem, was ich Dir geschenkt habe, nach Achaja zurückkehren willst." Gisippus, den auf der einen Seite die Verbannung aus seiner Vaterstadt an der Rückkehr hinderte, auf der andern die Liebe, welche er schuldigermaßen für die dankbare Freundschaft des Titus hegte, bestimmte, entschloß sich, Römer zu werden. Er und seine Fulvia und Titus mit seiner Sophronia lebten daher beständig in einem Hause lange Zeit fröhlich beisammen und würden, wenn es möglich gewesen wäre, mit jedem Tag noch innigere Freunde geworden sein. Die Freundschaft ist also etwas sehr Heiliges, und verdient nicht nur die ausgezeichnetste

Verehrung, sondern auch unversiegliche Lobpreisung als Mutter der Großmuth und der Ehrbarkeit, als Schwester der Dankbarkeit und der Liebe, als Feindin des Hasses und des Geizes, die, ohne auf Bitten zu warten, stets bereit ist, kräftig für Andere zu thun, was sie sich selbst gethan wünschte. Diese ihre heiligen Wirkungen erblickt man heut zu Tage äußerst selten bei Zweien; die schmachvolle, elende Begehrlichkeit der Sterblichen, welchen stets nur der eigene Vortheil vor Augen schwebt, hat sie in ewiger Verbannung bis an die äußersten Grenzen der Erde verwiesen. Wie hätte Liebe, wie Reichthümer, wie Verwandtschaft den Gisippus die Glut, die Thränen und die Seufzer des Titus so wirksam empfinden lassen, daß er deßwegen seine schöne, seine edle, seine theure Braut dem Titus überlassen hätte? Welche Gesetze, welche Drohungen, welche Furcht hätten wohl Gisippus jugendliche Arme an einsamem Orte im Dunkel der Nacht im eigenen Bette von den Umarmungen der schönen jungen Frau zurückgehalten, die ihn vielleicht manchmal selbst dazu aufforderte, wenn nicht die Freundschaft gewesen wäre? Welche Zustände, welche Verdienste, welche Vortheile hätten Gisippus sonst wohl vermocht, den Zorn seiner und Sophronia's Verwandten nicht zu achten und sich seinem Freunde zu Liebe über das unehrerbietige Gerede des Pöbels, über seinen Spott und Hohn hinwegzusetzen? Und auf der andern Seite, was hätte wohl den Titus, der sich mit allen Ehren stellen konnte, als ob er nichts sehe, zu bestimmen vermocht, selbst in den Tod zu gehen und sich statt Gisippus ans Kreuz schlagen zu lassen, als nur allein die Freundschaft? Was hätte den Titus so großmüthig machen können, ohne Bedenken seine ungeheuren Reichthümer mit Gisippus zu theilen, welchem das Schicksal sein Vermögen geraubt hatte, als nur sie? Was hätte den Titus veranlassen können, ohne alles Bedenken seine Schwester dem Gisippus zu

geben, welchen er in das äußerste Elend versetzt sah, als nur sie? Mögen daher gewöhnliche Menschen immerhin eine Menge Kameraden, Scharen von Brüdern, eine große Anzahl Kinder sich wünschen und mit ihrem Gelde den Schwarm von Dienern vermehren, ohne zu bedenken, daß jeder von diesen seine eigene, wenn auch noch so unbedeutende, Gefahr mehr fürchtet, als er dafür besorgt ist, die größern Gefahren eines Vaters, Bruders oder Gebieters zu beseitigen, während man den Freund gerade das Gegentheil thun sieht.

Neunte Novelle.

Saladin wird in Gestalt eines Kaufmanns von Messer Torello geehrt. Es erfolgt ein Kreuzzug. Messer Torello bestimmt seiner Frau einen Zeitpunkt, wo sie sich wieder verheirathen könne. Er wird gefangen und durch die Kunst, Vögel abzurichten, dem Sultan bekannt, welcher ihn wieder erkennt, sich ebenfalls wieder zu erkennen gibt und ihn sehr in Ehren hält. Messer Torello erkrankt; er wird durch Zauberkunst in einer Nacht nach Pavia versetzt und bei der Hochzeit, die bei der Wiederverheirathung seiner Frau veranstaltet wird, von ihr wieder erkannt, worauf er mit ihr nach seinem Hause zurückkehrt.

Filomena hatte ihren Vortrag beendet, und die großmüthige Dankbarkeit des Titus war von Allen einstimmig gepriesen worden, als der König, welcher den letzten Platz für Dioneo aufsparte, folgendermaßen zu reden begann: „Holdselige Damen, ohne allen Zweifel hat Filomena in dem, was sie über die Freundschaft sagt, wahr gesprochen, und am Schluß ihrer Erzählung mit Recht das Bedauern ausgedrückt, daß dieselbe heut zu Tage von den Sterblichen so wenig geachtet werde. Wenn wir nun hier wären, um die Fehler der Menschen zu verbessern, oder auch nur, um sie zu tadeln, so würde ich

ihre Worte mit noch weitläufigerer Rede weiter verfolgen; da indeß unser Ziel ein ganz anderes ist, so habe ich beschlossen, Euch in einer, wenn auch etwas langen, jedoch im Ganzen sehr ergötzlichen Erzählung, eine der großherzigen Handlungen Saladins mitzutheilen, damit wir, wenn wir wegen unserer Fehler uns auch keine vollkommene Freundschaft erwerben können, durch meine Erzählung wenigstens Lust bekommen, Andern zu dienen, in der Hoffnung, der Lohn dafür müsse nachfolgen, sei es auch wann es wolle.

Ich sage also, daß, wie Einige behaupten, zur Zeit Kaiser Friedrichs I. die Christen einen allgemeinen Kreuzzug veranstalteten, um das gelobte Land wieder zu erobern. Saladin, ein sehr gewaltiger Herrscher und damals Sultan von Babylon, erfuhr dies einige Zeit vorher und beschloß daher, in eigener Person die Rüstungen der christlichen Fürsten zu diesem Kreuzzuge in Augenschein zu nehmen, um sich besser vorsehen zu können. Sobald er daher seine Angelegenheiten in Aegypten geordnet hatte, machte er sich unter dem Vorwand, eine Wallfahrt anzustellen, mit zweien seiner ältesten und klügsten Leute und nur drei Bedienten, als Kaufmann verkleidet, auf den Weg. Als er nun viele christliche Provinzen durchreist hatte und durch die Lombardei ritt, um jenseits der Gebirge zu gelangen, stieß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia eines Abends auf einen vornehmen Mann aus Pavia, mit Namen Messer Torello d'Istria, welcher eben im Begriffe war, sich mit seinen Bedienten, Hunden und Falken nach einer seiner schönen Besitzungen zu begeben, die er jenseits des Tessino hatte. Sobald Messer Torello sie erblickte, dachte er, es müssen wohl edle Herren und Fremde sein, und bekam Lust, sie zu beherbergen. Als daher Saladin einen seiner Leute fragte, wie weit es noch nach Pavia sei, und ob sie wohl noch zu rechter Zeit dahin gelangen könnten, ließ Torello den

Bedienten nicht antworten, sondern erwiederte selbst: „Meine Herren, nach Pavia könnt Ihr heute nicht mehr gelangen.“ Darauf sagte Saladin: „So habt die Güte, uns, da wir fremd sind, zu belehren, wo wir wohl am besten unterkommen können.“ — „Das will ich gerne thun,“ versetzte Messer Torello. „Ich hatte so eben im Sinne, einen meiner Leute eines Geschäftes wegen in die Nähe von Pavia zu schicken. Ich will ihn Euch mitgeben, und er mag Euch an einen Ort führen, wo Ihr ein bequemes Unterkommen finden werdet.“ Hierauf näherte er sich dem Gescheidtesten von seinen Leuten, trug ihm auf, was er zu thun habe, und schickte ihn mit den Fremdlingen fort; er selbst aber begab sich schnell nach seiner Besitzung, ließ so gut als möglich ein reichliches Abendessen bereiten und die Tische im Garten decken, worauf er sich an die Thüre stellte, um sie zu erwarten. Der Diener führte die edlen Herren, während er sich mit ihnen über allerhand unterhielt, auf gewisse Umwege, und brachte sie, ohne daß sie es merkten, nach dem Landsitze seines Gebieters. Als Messer Torello sie sah, ging er ihnen entgegen und sagte lächelnd: „Seid mir herzlich willkommen, ihr Herren.“ Saladin, ein sehr verständiger Mann, merkte wohl, daß der Ritter bezweifelt hatte, ob sie seine Einladung annehmen würden, wenn er sie unterwegs zu sich gebeten hätte, und daß er sie mit List nach seinem Hause hatte führen lassen, damit sie ihm nicht abschlagen könnten, den Abend bei ihm zuzubringen. Er antwortete daher auf seinen Gruß: „Edler Herr, wenn man sich über höfliche Leute beschweren dürfte, so müßten wir uns über Euch beklagen, da Ihr uns, des Weges, auf welchem wir uns aufgehalten, nicht zu gedenken, genöthigt habt, eine solche Höflichkeitsbezeigung, wie die Eurige, anzunehmen, ohne daß wir Euer Wohlwollen durch etwas anderes verdient hätten, als durch einen bloßen Gruß.“ Der Ritter, der ein kluger

Mann war und schön zu sprechen wußte, sagte: „Meine Herren, die Höflichkeit, die Ihr von mir empfangt, ist in Betracht dessen, was Ihr schon Eurem Aussehen nach anzusprechen habt, etwas sehr Armseliges, aber Ihr hättet in Wahrheit außerhalb Pavia an keinen guten Ort mehr gelangen können, und deßhalb laßt es Euch nicht verdrießen, einen kleinen Umweg gemacht zu haben, um es dann etwas bequemer zu finden.“ Während er so sprach, kam seine Dienerschaft herbei und besorgte die Pferde der Fremden, sobald sie abgestiegen waren. Messer Torello aber führte die drei edlen Herren in die für sie bestimmten Zimmer, wo er sie sich umkleiden und mit kühlen Weinen erfrischen ließ; dann unterhielt er sie mit freundlichen Reden, bis die Mahlzeit bereitet war. Saladin, sowie seine Begleiter und Diener, hatten alle Lateinisch gelernt, verstanden daher Alles sehr gut und wurden verstanden; sie kamen sämmtlich in der Absicht überein, dieser Ritter sei der gefälligste und gesittetste Mann; auch spreche er am besten unter Allen, die sie je gesehen hätten. Messer Torello auf der andern Seite war der Ansicht, seine Gäste seien weit vornehmere und gebildetere Männer, als er im Anfang geglaubt, und bedauerte daher sehr, daß er sie für diesen Abend nicht mit einer auserlesenen Gesellschaft und einem förmlichen Festmahl beehren konnte. Er beschloß deßwegen, am folgenden Morgen dies herein zu bringen, theilte einem seiner Dienerschaft seine Absicht mit, und schickte ihn zu seiner Gemahlin, welche eine sehr verständige und hochherzige Frau war, nach dem nicht weit entlegenen Pavia, woselbst kein Thor geschlossen war. Hierauf führte er die edlen Herren in den Garten und fragte sie sehr höflich, wer sie wären. Saladin gab ihm zur Antwort: „Wir sind cyprische Kaufleute, kommen aus Cypern und reisen Geschäfte halber nach Paris.“ Hierauf sagte Messer Torello: „Wollte Gott, daß unser Land auch

solche edle Männer hervorbrächte, wie ich sehe, daß in Cypern die Kaufleute sind.“ Unter diesen und ähnlichen Gesprächen kam die Essenszeit heran, und nun überließ er es ihnen selbst, ihre Plätze zu wählen, worauf sie, obgleich das Mahl nur aus dem Stegreif bereitet war, sehr gut und regelmäßig bedient wurden. Einige Zeit nach aufgehobener Tafel ließ Messer Torello, da er merkte, daß sie müde waren, ihnen sehr schöne Betten anweisen und legte sich bald darauf ebenfalls schlafen. Der nach Pavia gesandte Diener richtete seine Botschaft an die Frau aus, welche nicht mit weibischem, sondern mit wahrhaft königlichem Sinne schnell die Freunde und Diener des Messer Torello zusammenrufen, alles zu einem großartigen Gastmahl Erforderliche zubereiten, sodann bei Fackelschein viele der edelsten Bürger zum Mahle einladen, Tücher, Tapeten und Fahnen zusammenpacken und Alles in Ordnung bringen ließ, wie ihr Gemahl sie angewiesen hatte. Als nun der Tag herannahte, standen die edlen Herren auf, Messer Torello stieg mit ihnen zu Pferde, ließ seine Falken bringen, führte sie zu einer nahe gelegenen Furth und zeigte ihnen, wie sie flogen. Als aber Saladin nach Jemand fragte, der sie nach Pavia und in den besten Gasthof brächte, sagte Messer Torello, das werde ich selbst thun, weil es mir vor allen Andern zukommt. Die Fremden glaubten es, waren damit zufrieden und begaben sich mit ihm auf den Weg. Gegen 9 Uhr Morgens langten sie in der Stadt an und stiegen, in der Meinung, an den besten Gasthof gewiesen zu sein, mit Messer Torello vor seinem Hause ab, allwo bereits 50 der vornehmsten Bürger sich eingefunden hatten, um die edlen Herren zu empfangen und sich sogleich mit ihren Zügeln und Steigbügeln zu schaffen machten. Als Saladin und seine Gefährten dies sahen, merkten sie, woran sie waren und sagten: „Messer Torello, das ist es nicht, um was wir Euch gebeten haben. Ihr habt in der

letzten Nacht genug und mehr, als wir wünschten, gethan, deßwegen hättet Ihr uns wohl unsern Weg können ziehen lassen.“ Hierauf antwortete Messer Torello: „Meine Herren, für das, was gestern Abend geschah, danke ich sowohl Euch, als dem Zufall, der Euch auf dem Wege so überraschte, daß Ihr in meinem kleinen Hause einkehren mußtet. Für das, was diesen Morgen geschieht, bin ich Euch verbunden, und mit mir alle diese edlen Herren, die Ihr hier sehet; wenn Ihr nun die Weigerung, ein Mahl mit ihnen einzunehmen, für höflich haltet, so steht es bei Euch, sofern Ihr Lust habt.“ Saladin und seine Gefährten gaben sich besiegt, stiegen ab, wurden von den edlen Herren fröhlich empfangen und in die Zimmer geführt, welche man aufs Prächtigste für sie eingerichtet hatte; nachdem sie nun ihre Reisekleider abgelegt und einige Erfrischungen zu sich genommen, kamen sie in den Saal, wo Alles von Glanz und Pracht strahlte. Man reichte ihnen Wasser für die Hände, und nun setzte sich die Gesellschaft in der größten und schönsten Ordnung zu Tische, allwo sie mit vielerlei Speisen aufs Prachtvollste bedient wurden, so daß man selbst dem Kaiser, wenn er gekommen wäre, nicht mehr Ehre hätte erweisen können. So vornehme Herren nun Saladin und seine Begleiter, so sehr ihre Augen an Pracht und Herrlichkeit gewöhnt waren, so wunderten sie sich nichtsdestoweniger hierüber, und um so mehr, wenn sie den Stand des Cavaliers betrachteten, von dem sie wußten, daß er nur ein Bürger und kein vornehmer Herr war. Nach Vollendung des Mahles und Aufhebung der Tafel sprachen sie noch über allerlei Dinge, und da die Hitze sehr groß war, begaben sich die edlen Männer aus Pavia nach Messer Torello's Wunsche zur Ruhe, er selbst aber blieb mit den Dreien zurück und führte sie, damit sie alles ihm Theure gesehen hätten, in ein Zimmer, wohin er seine wackere Frau rufen ließ. Diese, eine sehr

schöne hoch gewachsene Dame, trat mit reichen Kleidern geschmückt, in der Mitte ihrer beiden Kinder, welche zwei Engel zu sein schienen, ihnen entgegen und begrüßte sie voll Anmuth. Saladin und seine Gefährten standen bei ihrem Eintritt auf, empfingen sie ehrfurchtsvoll, hießen sie neben sich setzen und hatten ihre große Freude an den zwei schönen Kindern. Als sie sich nun in eine freundliche Unterhaltung mit ihnen eingelassen und Messer Torello sich ein wenig entfernt hatte, fragte sie mit liebenswürdigem Anstand, woher sie kämen und wohin sie gingen. Die edlen Herren gaben ihr hierauf dieselbe Antwort, die sie Messer Torello gegeben hatten. Sofort sagte die Frau mit fröhlichem Gesicht: „So sehe ich doch, daß meine weibliche Ahnung zu etwas gut sein wird, und deßwegen bitte ich Euch um die besondere Gunst, daß Ihr das kleine Geschenk, das ich werde bringen lassen, nicht ausschlagen oder gering achten wollet, sondern wohl bedenket, daß die Frauen minder großherzig sind, deßwegen auch minder große Geschenke geben können; Ihr werdet daher mehr auf das gute Herz der Geberin, als auf den Werth des Geschenkes sehen und es annehmen." Hierauf ließ sie für Jeden zwei Oberkleider bringen, das eine mit Zeug, das andere mit Pelz gefüttert, nicht sowohl für Bürger und Kaufleute, als vielmehr für große Herren, ferner drei Unterkleider von Zindel nebst feiner Leinwand, und sagte: „Nehmet dies von mir an. Ich habe mit eben solchen Kleidern auch meinen Mann gekleidet. Das Uebrige kann, in Betracht, daß Ihr von Euren Frauen entfernt seid, ferner mit Rücksicht auf die Länge des Weges, den Ihr bereits gemacht, und den Ihr noch zu machen habt, und daß die Kaufleute feine und zärtliche Herren sind, Euch vielleicht doch nützlich sein, wenn es auch wenig Werth hat." Die Fremdlinge verwunderten sich und sahen ein, daß Messer Torello keine Art von Höflichkeitsbezeigung gegen sie zu unterlassen

entschlossen war, ja, als sie die Pracht dieser keineswegs für Kaufleute passenden Kleider ins Auge faßten, besorgten sie, Messer Torello möchte sie vielleicht erkannt haben; dennoch antwortete einer von ihnen der Dame: „Edle Frau, dies sind so große Geschenke, daß wir sie nicht gering schätzen dürften, wenn uns auch Eure Bitten nicht dazu zwängen, denen man durchaus nicht widerstehen kann.“ Da nun indeß Messer Torello zurückgekommen war, empfahl die Frau ihre Gäste in Gottes Schutz und verließ sie; ihre Dienerschaft aber ließ sie gleichfalls mit ähnlichen Dingen beschenken, wie sie ihnen zukamen. Messer Torello setzte es durch viele Bitten durch, daß sie diesen ganzen Tag bei ihm blieben. Nachdem sie nun geschlafen hatten, kleideten sie sich an und ritten mit ihm in der Stadt herum, bis die Stunde des Abendessens kam, wo sie dann mit vielen ehrenwerthen Gesellschaftern herrlich speisten. Hierauf legten sie sich schlafen, und als der Tag kam, standen sie auf, fanden aber zu ihrer großen Verwunderung statt ihrer abgematteten Klepper drei große gute Rosse und eben so frische starke Pferde für ihre Dienerschaft. Als der Sultan dies sah, wandte er sich zu seinen Gefährten und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß es noch nie einen vollendeteren, höflicheren und anständigeren Mann gegeben hat, als diesen da, und wenn die christlichen Könige ebenso sind, wie dieser Cavalier, so darf der Sultan von Babylon nicht erwarten, daß ein Einziger, geschweige denn so Viele, als wir hier sich rüsten sehen, über ihn herfalle.“ Da er indeß wußte, daß eine Weigerung keinen Erfolg haben würde, so dankte er ihm höflichst und stieg mit seinen Leuten zu Pferde. Messer Torello begleitete sie mit zahlreicher Gesellschaft ein gutes Stück Weg über die Stadt hinaus, und so schwer es Saladin fiel, sich von ihm zu trennen (denn er hatte ihn gar sehr lieb gewonnen), so bat er ihn doch, weil er Eile hatte, er möchte

umkehren. Auch Messer Torello kam der Abschied sehr hart an, doch sagte er: „Weil Ihr es haben wollt, meine Herren, so will ich es thun, doch das will ich Euch noch sagen: ich weiß nicht wer Ihr seid und verlange es auch nicht zu wissen, da Ihr es nicht wünschet; aber Ihr mögt sein, wer Ihr wollet, das könnt Ihr mir nicht zutrauen, Euch für Kaufleute zu halten, und damit Gott befohlen!" Saladin, der bereits von den andern Begleitern des Messer Torello Abschied genommen hatte, antwortete ihm: „Edler Herr, es kann wohl der Fall eintreten, daß wir Euch einige von unsern Waaren zeigen, wodurch Ihr in Eurem Glauben bestärkt werden sollt; und nun gehet mit Gott." Saladin ritt also mit seinen Gefährten weiter und nahm sich fest vor, wenn er das Leben behalte und in dem bevorstehenden Kriege nicht verliere, dem Messer Torello eben so große Ehre anzuthun, wie er ihm erwiesen; er sprach noch viel und mit großen Lobeserhebungen von ihm und seiner Gemahlin, von allen seinen Sachen und seinem ganzen Benehmen. Nachdem er hierauf den ganzen Occident nicht ohne große Beschwerden durchreist, ging er mit seinen Gefährten zur See und kehrte nach Alexandrien zurück, wo er sich, von Allem vollständig unterrichtet, zur Vertheidigung anschickte. Messer Torello seinerseits ging wieder nach Pavia und besann sich viel und lange, wer die Drei wohl gewesen sein möchten, konnte aber niemals hinter die Wahrheit kommen. Inzwischen kam die Zeit zum Kreuzzuge heran, und da allenthalben gewaltige Zurüstungen gemacht wurden, so entschloß sich auch Messer Torello, trotz der Bitten und Thränen seiner Frau, mitzugehen. Als er nun Alles vorbereitet hatte und schon im Begriffe war, zu Pferde zu sitzen, sagte er zu seiner Frau, welche er innigst liebte: „Frau, wie Du siehst, mache ich diesen Kreuzzug, theils zur Ehre der Christenheit, theils zum Heile meiner Seele mit; ich empfehle

Dir nun unsere Angelegenheiten und unsere Ehre. Da ich wohl meiner Abreise gewiß bin, aber nicht meiner Rückkehr, weil mir tausend Zufälle zustoßen können, so bitte ich Dich um den Gefallen, daß Du, was sich auch mit mir ereignen möge, im Fall Du keine gewisse Nachricht von meinem Leben erhältst, vom Tage meiner Abreise an ein Jahr, einen Monat und einen Tag wartest, bevor Du Dich wieder verheirathest." Die Frau weinte heftig und antwortete: „Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz ertragen soll, in welchen mich Deine Abreise versetzt, aber sollte mein Leben länger dauern, als er, und Dir etwas zustoßen, so lebe und stirb mit der Ueberzeugung, daß ich als Messer Torello's Gattin und mit seinem Angedenken leben und sterben werde." Darauf sagte Messer Torello: „Frau, ich bin fest überzeugt, daß Du, so viel an Dir liegt, Dein Versprechen halten wirst; aber Du bist jung, schön, hast eine große Verwandtschaft und Deine Tugend ist groß und allgemein bekannt; deßwegen zweifle ich nicht, daß, wenn man nichts mehr von mir erfährt, viele große und edle Männer bei Deinen Brüdern und Verwandten sich um Dich bewerben werden. Gegen das Andringen dieser wirst Du Dich bei dem besten Willen nicht schützen können und gezwungen werden, ihrem Willen nachzugeben; dies ist der Grund, warum ich Dir keinen größern Termin bestimme, als diesen." Darauf sagte die Frau: „Wie gesagt, ich werde thun, was ich kann, sollte ich aber gezwungen werden, anders zu handeln, so werde ich Dir gewiß in dem gehorchen, was Du verlangst. Ich flehe aber zu Gott, daß er um diese Zeit weder mich noch Dich in eine solche Lage versetzen möge." Mit diesen Worten umarmte die Frau weinend ihren Mann, dann zog sie einen Ring vom Finger, überreichte ihn ihm und sagte: „Sollte ich sterben, bevor ich Dich wieder gesehen habe, so erinnere Dich meiner, so oft Du ihn ansiehst."

Messer Torello nahm den Ring, stieg zu Pferde, sagte allen den Seinigen Lebewohl und machte sich auf den Weg. Als er mit seiner Gesellschaft nach Genua kam, nahm er eine Galeere und langte bald darauf in Acre an, allwo er sich mit dem übrigen christlichen Heere verband. In diesem verbreiteten sich nach und nach Krankheiten aller Art und große Sterblichkeit, so daß Saladin, sei es nun durch Geschicklichkeit oder Glück, beinahe den ganzen Rest der davongekommenen Christen mit gewaffneter Hand gefangen nahm, die er dann in vielen Städten umher vertheilte und in Gewahrsam erhalten ließ. Dies Loos traf auch unsern Messer Torello, welcher gefangen nach Alexandria abgeführt wurde. Da er dort nicht bekannt war und es auch nicht wagen wollte, sich zu erkennen zu geben, so fing er, durch Nothwendigkeit gezwungen, an, Vögel abzurichten, worin er eine ungemeine Fertigkeit besaß, und dadurch wurde Saladin auf ihn aufmerksam gemacht. Er befreite ihn von der Gefangenschaft und behielt ihn als Falkenier bei sich. Messer Torello, welcher dem Sultan nur unter dem Namen Christ bekannt war (denn er erkannte Saladin so wenig, als dieser ihn), hatte seine Gedanken ganz allein nach Pavia gerichtet und mehrere vergebliche Versuche gemacht, zu entfliehen. Als daher genuesische Gesandte zu Saladin kamen, um einige ihrer Mitbürger loszukaufen, beschloß er, diesen bei ihrer Abreise einen Brief an seine Frau mitzugeben, worin er ihr meldete, daß er noch lebe und in möglichster Bälde zu ihr zurückkehren werde; sie möchte ihn also nur erwarten. Er übergab deßhalb sein Schreiben einem der Gesandten, den er kannte, und bat ihn dringend, er möchte Alles anwenden, um dasselbe in die Hände seines Oheims, des Abtes zu St. Peter im goldenen Himmel gelangen zu lassen. In diesen Umständen befand sich Messer Torello, als Saladin eines Tags mit ihm über seine

Vögel sprach, worauf Ersterer zu lächeln begann und mit dem Munde eine Bewegung machte, welche dem Sultan bei seinem Aufenthalt in Torello's Hause zu Pavia mehrere Male aufgefallen war. Nun trat ihm auf einmal wieder Messer Torello vor seine Seele, und als er ihn aufmerksamer betrachtete, glaubte er ihn wirklich zu erkennen. Er brach daher sein bisheriges Gespräch ab und sagte zu ihm: „Sag' mir einmal, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist Du?" — „Mein Herr," antwortete Messer Torello, „ich bin ein Lombarde, aus einer Stadt, genannt Pavia, ein armer Mann und von niedrigem Stande." Als Saladin dies hörte, war er von der Wahrheit seiner Ahnung überzeugt und sagte fröhlich zu sich selbst: „So hat mir Gott doch Gelegenheit gegeben, diesem Manne zu zeigen, wie sehr mich seine Höflichkeit erfreut hat." Ohne dann etwas hinzuzusetzen, ließ er alle seine Kleider in eine Kammer bringen, führte ihn hinein und sagte zu ihm: „Sieh' einmal zu, Christ, ob unter diesen Kleidern nicht eines ist, welches Du schon gesehen hast." Messer Torello betrachtete sie und erkannte diejenigen, welche seine Frau Saladin geschenkt hatte, konnte aber doch nicht gewiß sagen, daß es dieselben wären. Deßwegen sagte er: „Mein Herr, ich erkenne keines davon. Doch muß ich gestehen, daß diese zwei Kleider viele Aehnlichkeit mit denen haben, welche ich früher mit drei Kaufleuten, die in meinem Hause abgestiegen waren, getragen habe." Jetzt konnte Saladin nicht länger an sich halten, sondern umarmte ihn zärtlich und sagte: „Ihr seid Messer Torello d'Istria, und ich bin einer der drei Kaufleute, denen Eure Frau diese Kleider schenkte, jetzt aber ist die Zeit gekommen, um Euch von der Art meiner Waaren zu überzeugen, wie ich bei meiner Abreise sagte, daß dies wohl einmal der Fall sein könne." Als Messer Torello dies hörte, war er außer sich vor Freude, schämte sich

aber doch zugleich; er freute sich nämlich, einen solchen Gast gehabt zu haben, schämte sich aber, weil er glaubte, er habe ihn doch nur armselig empfangen. Hierauf sagte Saladin zu ihm: „Messer Torello, weil Gott Euch mir zugesendet, so betrachtet von nun an nicht mich als Herrn dahier, sondern Euch selbst.“ Ja, seine Freude war so groß, daß er ihn mit königlichen Kleidern bekleiden ließ, den Großen seines Reiches vorstellte, gar viel zum Lobe seiner edlen Gesinnung sagte und ihnen empfahl: Jeder, dem seine Gnade lieb sei, solle ihn so ehren, wie seine eigene Person. Dies thaten auch Alle von diesem Augenblicke an, absonderlich aber die beiden Herren, die mit Saladin in seinem Hause gewesen waren. Der plötzliche Glanz und die Herrlichkeit, worin Messer Torello sich erblickte, zog seinen Sinn einigermaßen von den Angelegenheiten der Lombardei ab, zumal, da er zuversichtlich hoffte, sein Brief werde seinem Oheim zugekommen sein. Inzwischen war im christlichen Lager oder Heere an dem Tage, wo es von Saladin gefangen genommen wurde, ein unbedeutender provenzalischer Ritter gestorben und begraben worden, mit Namen Messer Torello von Dignes; da aber Messer Torello von Istria wegen seines Edelsinnes im ganzen Heere bekannt war, so glaubte Jeder, welcher von Messer Torello's Tod hörte, es sei der von Istria und nicht der von Dignes; da nun zufällig die Gefangennehmung noch dazu kam, so wurde man über diesen Irrthum nicht aufgeklärt. So kehrten viele Italiener mit dieser Nachricht zurück, und mehrere davon waren voreilig genug, zu behaupten, sie haben den Todten selbst gesehen und seiner Beerdigung angewohnt. Als seine Frau und Verwandten dies erfuhren, wurden sie dadurch in einen unaussprechlichen Jammer versetzt, und Alle, die ihn gekannt hatten, stimmten in denselben ein. Es wäre zu weitläufig, zu beschreiben, wie groß und welcher Art der Schmerz, Jammer

und das Wehklagen seiner Frau gewesen, die sich mehrere Monate lang in beständiger Traurigkeit abquälte, aber als sie wieder ruhiger zu werden begann, von ihren Brüdern und andern Verwandten bestürmt wurde, daß sie sich wieder verheirathen solle, zumal, da die vornehmsten Herren von der Lombardei sich um ihre Hand bewarben. Sie hatte dies zwar oft und unter Strömen von Thränen zurückgewiesen, endlich aber sah sie sich doch genöthigt, in den Wunsch ihrer Verwandten zu willigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie so lange unverheirathet bleiben dürfe, als sie es Messer Torello versprochen hatte. Während nun in Pavia die Angelegenheiten der Frau so standen und schon die letzten acht Tage des Heirathstermines heranrückten, traf es sich, daß Messer Torello eines Tags in Alexandrien Jemand erblickte, den er mit den genuesischen Gesandten die von Genua gekommene Galeere hatte besteigen sehen; er ließ ihn zu sich rufen und fragte ihn, was sie für eine Fahrt gehabt, und wann sie nach Genua gekommen seien. Dieser antwortete ihm: „Mein Herr, wie ich in Creta, wo ich zurückblieb, gehört habe, hat die Galeere eine schlechte Fahrt gehabt, denn in der Nähe von Sicilien erhob sich ein gefährlicher Nordwind, der sie auf die Sandbänke der Barbarei verschlug, wo Mann und Maus umkamen, unter andern auch zwei Brüder von mir.“ Messer Torello glaubte diesem Manne, der auch wirklich die Wahrheit sagte, und da er sich erinnerte, daß der Zeitpunkt, den er seiner Frau auferlegt hatte, in wenigen Tagen da sei, und man überhaupt in Pavia nichts von seinen Verhältnissen wissen könne, so nahm er es für gewiß an, daß seine Frau schon wieder verheirathet sein werde. Darüber versank er in eine solche Traurigkeit, daß ihm Speise und Trank nicht mehr schmeckten und er sich zu Bette legen mußte, wo er wirklich glaubte, er werde sterben. Als Saladin, der

ihn außerordentlich liebte, dies hörte, ging er zu ihm und erfuhr von ihm auf vieles inständiges Bitten die Ursache seines Schmerzes und seiner Krankheit. Er machte ihm Vorwürfe, daß er dies nicht früher gesagt, bat ihn aber zugleich, sich zu beruhigen und versicherte ihn, er werde Anstalten treffen, daß er zur bestimmten Zeit in Pavia sein solle; auch sagte er ihm, wie dies geschehen könne. Messer Torello schenkte den Worten Saladin's Glauben, und da er oft gehört hatte, daß dies möglich, ja auch schon vielmal der Fall gewesen sei, so beruhigte er sich und bat Saladin, für die weiteren Vorkehrungen zu sorgen. Der Sultan befahl einem seiner Schwarzkünstler, dessen Geschicklichkeit er schon oft erprobt hatte, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie Messer Torello in einer Nacht auf einem Bette nach Pavia gebracht werden könne. Der Zauberer erwiederte: das solle geschehen, doch werde er ihn zu seinem eigenen Besten einschläfern. Nach dieser Verabredung kehrte Saladin zu Messer Torello zurück und fand ihn zu Allem bereit, um wo möglich zur bestimmten Zeit in Pavia zu sein, wenn dies aber nicht sein könne, zu sterben. „Messer Torello," sagte der Sultan zu ihm, „wenn Ihr Eure Frau so zärtlich liebt und fürchtet, sie möchte einem Andern zufallen, so kann ich Euch, weiß Gott, nicht im geringsten darüber tadeln, denn unter allen Frauen, die ich schon gesehen habe, ist sie diejenige, deren Sitten, deren Benehmen und deren Anstand, abgesehen von ihrer Schönheit, welche eine vergängliche Blume ist, am meisten zur Liebe und zur Hochschätzung auffordern. Am angenehmsten wäre es mir gewesen, da das Schicksal Euch einmal hieher geführt hat, wenn wir uns für die Zeit, die wir Beide zu leben haben, in die Regierung des Reiches, das mir anvertraut ist, unter gleichen Bedingungen hätten theilen können. Und da mir nun dies von Gott nicht gestattet werden soll, und Ihr entschlossen seid,

entweder zu sterben oder zur bestimmten Zeit nach Pavia zurückzukommen, so hätte ich sehnlichst gewünscht, dies zu rechter Zeit zu erfahren, damit ich Euch in Ehren und Herrlichkeit und in glänzender Gesellschaft, wie Eure Tugend verdient, nach Eurer Heimath hätte zurückbringen lassen können. Weil mir aber dies nicht gestattet ist und Ihr im Augenblick dort zu sein wünschet, so will ich Euch auf die einzige Art, die mir möglich ist, dahin bringen." Darauf erwiederte Messer Torello: „Mein Herr, auch ohne Eure Worte haben mich Eure Handlungen schon genug von Eurem Wohlwollen überzeugt, welches ich in diesem überschwenglichen Grade keineswegs verdient habe; auf das aber, was Ihr da saget, lebe und sterbe ich im vollen Vertrauen; da ich indeß einmal meinen Entschluß gefaßt habe, so bitte ich Euch, das Versprochene bald zu thun, weil morgen der letzte Tag ist, an welchem ich erwartet werde." Saladin versicherte, dies solle unfehlbar ausgeführt werden. Am folgenden Tag nun ließ der Sultan, in der Absicht, ihn in der kommenden Nacht abzusenden, in einem großen Saal ein sehr schönes und reiches Bett mit Matratzen zurecht machen, sämmtlich nach damaliger Gewohnheit von Sammt und Goldstoffen mit einer Decke darüber, deren Felder mit den größten Perlen und den theuersten Edelsteinen durchwirkt waren, deren Werth nachher sehr hoch angeschlagen wurde, und zwei Kissen, wie sie sich zu einem solchen Bette schickten. Hierauf befahl er, daß Messer Torello, der bereits wieder hergestellt war, mit einem sarazenischen Kleide, welches an Reichthum und Schönheit alle bisher gesehenen übertraf, angethan, und sein Kopf ebenfalls nach sarazenischer Weise mit einer seiner längsten Kopfbinden umhüllt würde. Da es nun bereits spät war, ging Saladin mit mehreren seiner Edlen in das Zimmer, worin sich Messer Torello befand, setzte sich ihm zur Seite nieder und begann mit thrä-

nenden Augen also zu ihm: „Messer Torello, die Stunde rückt heran, wo ich mich von Euch trennen muß, und weil die Art Eurer Reise es nicht gestattet, daß ich Euch selbst begleite oder begleiten lassen kann, so muß ich in diesem Zimmer von Euch Abschied nehmen, und deßwegen bin ich gekommen. Ehe ich Euch nun Gott empfehle, bitte ich Euch bei der Liebe und Freundschaft, welche zwischen uns besteht, daß Ihr Euch meiner erinnert, und wo möglich, ehe wir ans Ziel unseres Lebens gelangen, Eure Angelegenheiten in der Lombardei in Ordnung bringet, um mich wenigstens noch ein einziges Mal zu besuchen. Wenn ich dann wieder die Freude haben werde, Euch zu sehen, werde ich dasjenige hereinzubringen suchen, was ich wegen Eurer großen Eile jetzt zu wenig thun kann; bis aber dies geschieht, laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, an mich zu schreiben und Alles, was Ihr begehret, von mir zu verlangen, denn ich werde gewiß für keinen lebenden Menschen etwas lieber thun, als für Euch.“ Messer Torello konnte sich der Thränen nicht enthalten, und von diesen verhindert, erwiederte er nur mit wenigen Worten, es sei unmöglich, daß seine Wohlthaten und seine hohen Verdienste ihm jemals aus dem Gedächtnisse kommen könnten, und er werde unfehlbar thun, was er ihm befehle, sobald es ihm seine Zeit gestatte. Hierauf umarmte und küßte ihn Saladin zärtlich, und erwiederte mit vielen Thränen: „Nun, so reiset mit Gott.“ Sodann verließ er das Zimmer, und die andern Großen des Reiches verabschiedeten sich alle von ihm, und begaben sich mit dem Sultan in den Saal, wo dieser das Bett hatte zubereiten lassen. Da es indeß schon spät war und der Schwarzkünstler auf die Abfahrt hoffte, ja sie sogar zu beschleunigen wünschte, so kam ein Arzt mit einem Tranke und hieß ihn denselben unter dem Vorwande, es sei ein Stärkungsmittel, austrinken, worauf er in Bälde einschlief. So schlafend wurde er nun

auf Saladin's Befehl in das schöne Bett getragen, auf welches der Sultan eine große schöne Krone von bedeutendem Werth legte und ein solches Zeichen daran machte, daß es ganz deutlich zu sehen war, Saladin habe dieselbe der Frau des Messer Torello geschickt. Hierauf steckte er Messer Torello an den Finger einen Ring, in welchen ein so glänzender Karfunkel gefaßt war, daß man ihn für eine brennende Fackel hätte halten können und Niemand seinen Werth zu schätzen vermochte. Sodann ließ er ihn mit einem Säbel umgürten, dessen Besetzung über alle menschliche Berechnung kostbar war. Ueberdies ließ er ihm eine Brustschleife anheften, in welcher sich, außer vielen andern kostbaren Steinen, Perlen befanden, wie man sie nie gesehen hat. Ferner ließ er ihm zu beiden Seiten zwei ungeheure goldene Schüsseln voll Dublonen setzen, nebst einer Menge Perlenschnüre, Ringe, Gürtel und andere Sachen, deren Aufzählung zu weit führen würde. Hierauf küßte er Messer Torello noch einmal und sagte dem Schwarzkünstler, er solle sich beeilen; in demselben Augenblicke wurde auch vor Saladins Augen das Bett sammt Messer Torello entrückt, Saladin aber blieb zurück und unterhielt sich noch lange über ihn mit den Großen seines Reiches. Messer Torello war seinem Wunsche gemäß mit allen obengenannten Kostbarkeiten und Zierrathen in der St. Peterskirche zum goldenen Himmel in Pavia niedergesetzt worden, und schlief noch, als es zur Messe läutete und der Sakristan mit einem Lichte in der Hand in die Kirche trat. Als diesem auf einmal das reiche Bett in die Augen fiel, so verwunderte er sich nicht nur, sondern gerieth auch dermaßen in Angst, daß er schleunigst wieder umkehrte und davon lief. Der Abt und die Mönche, die ihn so laufen sahen, fragten ihn voll Erstaunen nach dem Grunde. Er sagte ihn. „Ei," erwiederte der Abt, „Du bist doch sonst kein Kind mehr und auch kein Neuling in dieser

Kirche, daß Du Dich so leicht solltest einschüchtern lassen. Wir wollen doch selbst hingehen und sehen, was Dich so erschreckt hat." Es wurden nun mehrere Lichter angezündet, der Abt aber ging mit seinen sämmtlichen Mönchen in die Kirche, aber auch sie erblickten das wundervolle reiche Bett, und auf demselben den schlafenden Cavalier. Während sie nun ungewiß und furchtsam die kostbaren Juwelen betrachteten, ohne sich jedoch dem Bette zu nähern, geschah es, daß die Kraft des Trankes zu Ende ging und Messer Torello mit einem tiefen Seufzer erwachte. Als die Mönche und der Abt dieses sahen, geriethen sie in große Angst und flohen alle mit dem Geschrei: „Herr, hilf uns!" Messer Torello aber schlug die Augen auf, blickte umher und erkannte deutlich, daß er wirklich an dem Orte sei, den er Saladin bezeichnet hatte; darüber war er nun sehr vergnügt, setzte sich auf, betrachtete genau Alles, was um ihn herum lag, und obgleich er Saladins Großmuth schon vorher kennen gelernt hatte, so erschien sie ihm doch größer, als er sich jemals vorgestellt. Da er nun die Mönche fliehen sah und sich den Grund davon wohl denken konnte, rief er, ohne im mindesten die Fassung zu verlieren, den Abt beim Namen und bat ihn, er möchte sich beruhigen, denn er sei Torello, sein Neffe. Als der Abt dies hörte, gerieth er noch mehr in Angst, weil er ihn schon seit mehreren Monaten todt geglaubt hatte; endlich aber ließ er sich doch durch augenscheinliche Gründe, sowie durch die Stimme seines Neffen überzeugen und ging, nachdem er die Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht hatte, auf ihn zu. Messer Torello sagte nun zu ihm: „Mein Vater, warum zweifelt Ihr? Ich bin, Gott sei Dank, noch am Leben und über das Meer hieher zurückgekehrt." Ob er nun gleich einen langen Bart hatte und nach arabischer Art gekleidet war, so konnte sich der Abt ihn doch nach einiger Zeit wieder vorstellen, beruhigte sich, nahm ihn bei der Hand

und sagte: „Sei mir willkommen, lieber Sohn.“ Sodann fuhr er fort: „Du darfst Dich über unsere Angst nicht wundern, denn hier zu Lande ist kein Mensch, der nicht glaubte, Du seiest todt, so daß ich Dir sagen kann, daß Frau Adaliera, Deine Gemahlin, überwunden von den Bitten und Drohungen ihrer Verwandten, wiewohl ganz gegen ihren Willen, wieder heirathen wird und die Ehe diesen Morgen vollzogen werden soll. Es ist Alles zur Hochzeit bereit.“ Messer Torello stand nun von seinem reichen Bette auf, erfreute sich sehr mit dem Abt und den Mönchen, und bat jeden Einzelnen, ja nichts von seiner Rückkehr zu sprechen, bevor er sein Geschäft abgemacht hätte. Hierauf ließ er die prachtvollen Edelsteine bewahren und erzählte dem Abt, was ihm bisher begegnet war. Der Abt erfreute sich sehr über sein Glück und dankte zugleich Gott dafür. Sofort fragte Messer Torello den Abt, wer der neue Gemahl seiner Frau wäre, und als dieser es ihm gesagt, fuhr er fort: „Ehe meine Rückkehr ruchbar wird, beabsichtige ich zu sehen, wie sich meine Frau bei dieser Hochzeit benimmt, und wenn es auch gleich nicht der Brauch ist, daß geistliche Herren solchen Schmausereien anwohnen, so wünschte ich doch, Ihr thätet mir den Gefallen, mit mir hinzugehen.“ — „Gerne,“ antwortete der Abt, und als es Tag geworden, ließ er dem Bräutigam sagen, er wünsche mit noch einem Begleiter der Hochzeit anwohnen zu dürfen. Der edle Herr schickte ihm die Antwort: „Das werde ihn sehr freuen.“ Als nun die Stunde des Schmauses gekommen war, begab sich Messer Torello in seinem bisherigen Anzuge mit dem Abt in das Hochzeitshaus und wurde von Allen, die ihn sahen, mit Staunen angeblickt, aber von Keinem wieder erkannt; der Abt sagte zu Allen, es sei ein sarazenischer Gesandter, den der Sultan an den König von Frankreich schicke. Messer Torello wurde hierauf an eine Tafel gesetzt, gerade gegenüber von seiner Frau, auf deren

Gesichte er zu seinem größten Vergnügen schweren Kummer über ihre neue Ehe zu bemerken glaubte. Sie sah ihn ebenfalls einige Male an, aber ohne ihn wieder zu erkennen, denn sein langer Bart, sein fremdartiger Aufzug und ihre feste Ueberzeugung von seinem Tode ließen ihr dies nicht zu. Als es aber Messer Torello Zeit zu sein schien, einen Versuch zu machen, ob sie sich seiner wohl noch erinnere, nahm er den Ring, welchen ihm seine Frau beim Abschied gegeben hatte, rief den Lakaien, der sie bediente, und sagte zu ihm: „Sage der Neuvermählten in meinem Namen, in meinem Lande sei es der Brauch, wenn ein Fremder, wie ich hier bin, zum Hochzeitmahle einer Neuvermählten, wie sie es ist, komme, so schicke die Braut zum Zeichen, daß der Gast ihr werth sei, ihm den Becher, aus welchem sie trinke, voll Wein zu, und wenn dann der Fremde nach Belieben daraus getrunken, so decke er den Becher wieder zu, und die Braut trinke den Rest aus.“ Der Bediente richtete den Auftrag an die Dame aus, welche als eine feingesittete und verständige Frau in der Ueberzeugung, einen sehr vornehmen Mann in ihrem Hause zu haben, und zum Beweis, daß er willkommen sei, befahl, ihr einen großen goldenen Pokal, der vor ihr stand, mit Wein zu füllen und ihn dem edlen Herrn zu überreichen. Gesagt, gethan. Messer Torello hatte den Ring von ihr in den Mund genommen und ließ ihn beim Trinken in den Becher fallen, ohne daß es Jemand bemerkt hätte; sodann trank er den Wein fast ganz aus, deckte den Becher wieder zu und schickte ihn an die Frau zurück. Diese nahm ihn, und um seinem Landesgebrauch Genüge zu thun, hob sie den Deckel ab und setzte den Becher an den Mund; da erblickte sie nun den Ring und betrachtete ihn einige Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Sobald sie ihn aber als denjenigen erkannte, welchen sie Messer Torello bei seiner Abreise gegeben hatte, ergriff sie ihn, blickte dem ver-

meintlichen Fremdling scharf ins Gesicht und erkannte ihn wirklich wieder. Nun aber warf sie, wie außer sich, den vor sich stehenden Tisch um und rief: „Dies ist mein Gemahl! wahrhaftig, dies ist Messer Torello!“ Zugleich lief sie nach seinem Tisch, und ohne Rücksicht auf ihre Kleider oder auf das, was auf dem Tische stand, stürzte sie sich über ihn her und umarmte ihn so fest, daß sie weder durch Worte, noch durch sonstige Bemühungen der Anwesenden von seinem Halse losgerissen werden konnte, bis Messer Torello zu ihr sagte, sie möchte sich beruhigen, denn sie werde nachher noch Zeit genug haben, ihn zu umarmen. Nun richtete sie sich wieder auf, und auf die Bitten ihres wiedergeschenkten Gatten, der zwar die Hochzeit gestört, durch seine unvermuthete Rückkehr aber zugleich allgemeine Freude verbreitet hatte, gaben sich die Gäste sämmtlich wieder zur Ruhe. Messer Torello fing nun an zu erzählen, was ihm vom Tage seiner Abreise an bis auf diesen Tag begegnet war, und schloß mit der Bemerkung, der edle Herr, der in der Ueberzeugung von seinem Tode seine Frau habe heirathen wollen, müsse es sich wohl gefallen lassen, wenn er sie selbst wieder nähme, da er nun einmal noch am Leben sei. So demüthigend und beschämend dies nun auch für den neuen Ehemann war, so erwiederte er doch offen und freundschaftlich, es stehe freilich bei Messer Torello, zu thun was er wolle. Die Frau gab den Ring und den Kranz, die sie von ihrem Bräutigam erhalten hatte, wieder zurück, steckte dagegen den Ring, den sie aus dem Becher gezogen, an den Finger und setzte die von dem Sultan ihr zugeschickte Krone auf; sodann verließen sie das Haus, in welchem sie waren, und begaben sich mit dem ganzen Hochzeitsaufzuge nach der Wohnung des Messer Torello, allwo sie die noch immer trauernden Freunde und Verwandten, sowie sämmtliche Mitbürger, die ihn nicht anders, denn als ein Wunder betrachteten, unter langen

und fröhlichen Festen wieder aufheiterten. Messer Torello theilte von seinen kostbaren Schätzen demjenigen, der die Kosten der Hochzeit getragen hatte, sowie auch dem Abt und vielen Andern Einiges mit; dem Sultan Saladin aber, als dessen Freund und Diener er sich fortwährend betrachtete, zeigte er durch mehrere Botschaften seine glückliche Wiederkehr in's Vaterland an, allwo er mit seiner braven Frau noch mehrere Jahre lebte und fortwährend seine Sitten ausübte. So endigte der Kummer des Messer Torello und seiner geliebten Gattin, und dies war die Belohnung ihrer zuvorkommenden und fröhlichen Gastfreundschaft. Diese zu erweisen strengen sich zwar Viele an, haben auch die Mittel dazu, verstehen sich aber so schlecht darauf, daß ihre Gefälligkeiten viel höher zu stehen kommen, als sie werth sind. Wenn daher bei solchen der Dank ausbleibt, so dürfen weder sie selbst noch Andere sich darüber wundern.

Zehnte Novelle.

Der Marchese von Saluzzo wird von seinen Leuten bestürmt, eine Frau zu nehmen, und um eine nach seinem Sinne zu bekommen, nimmt er die Tochter eines Bauern, mit der er zwei Kinder zeugt, welche er umbringen zu wollen vorgibt. Sodann stellt er sich, als wäre sie ihm zuwider und er hätte eine andere Frau genommen; er läßt seine eigene Tochter nach Haus zurückkommen, gibt vor, sie sei seine Frau, und seine wirkliche Frau jagt er im bloßen Hemde fort. Endlich, da er sieht, daß sie Alles geduldig erträgt, wird sie ihm lieber, als je zuvor; er läßt sie in sein Haus zurückkommen, zeigt ihr ihre herangewachsenen Kinder, ehrt sie selbst als Marchesin und befiehlt, ihr die gebührenden Ehrenbezeigungen zu erweisen.

Als die lange Erzählung des Königs vollendet war, welche der ganzen Gesellschaft wohl zu gefallen schien, so sagte Dioneo lächelnd: „Der gute Mann, welcher die folgende Nacht ab-

wartete, um den steifen Schwanz des Gespenstes zum Sinken zu bringen, hätte keine zwei Heller für all' das Lob gegeben, das Ihr an Messer Torello verschwendet habt." Da er übrigens wußte, daß er allein noch zu erzählen hatte, begann er also: „Meine holden Damen, da der heutige Tag Königen, Sultanen und andern Leuten dieser Art gewidmet zu sein scheint, so will ich, um nicht gar zu weit von Euch abzuweichen, von einem Marchese zwar keinen Zug ausgezeichneten Edelmuthes, sondern eine recht plumpe Ungezogenheit erzählen, obgleich die Sache noch gut ausgegangen ist. Ihr nachzuahmen möchte ich Niemanden rathen, denn es ist wahrhaftig nicht recht, daß es diesem am Ende noch gut erging.

Schon vor langer Zeit war der Aelteste in der Familie der Marchesen von Saluzzo, ein junger Mann Namens Gualtieri, der, da er weder Weib noch Kinder hatte, seine Zeit lediglich mit Jagd und Vögelfang todtschlug und durchaus nicht daran dachte, sich zu verheirathen, um Kinder zu bekommen, weßhalb man ihn im Grunde für sehr weise halten könnte. Seinen Untergebenen aber gefiel dies nicht, sie baten ihn zu wiederholten Malen, ein Weib zu nehmen, damit er nicht ohne Erben und sie nicht ohne Herrn wären, und sie erboten sich, ihm eine rechtschaffene Tochter aus einem solchen Hause auszusuchen, daß er das Beste hoffen und gewiß zufrieden sein könnte. Gualtieri antwortete ihnen: „Liebe Freunde, Ihr zwingt mich zu etwas, wozu ich durchaus keine Lust habe, wenn ich bedenke, wie schwer es ist, eine Frau zu finden, die sich vermöge ihrer Gesinnungen dazu eignet; ferner, wie groß die Anzahl derjenigen ist, welche die nöthigen Eigenschaften nicht besitzen, und wie qualvoll das Leben einem Manne wird, dessen Frau nicht für ihn paßt. Wenn Ihr nun sagt, Ihr glaubet an den Sitten der Väter und Mütter die Töchter zu erkennen, und wenn Ihr daraus schließen

wollet, Ihr könntet mir eine solche geben, die mir gewiß gefallen werde, so ist dies eine Thorheit, denn ich weiß nicht, woher Ihr die Väter oder die Geheimnisse der Mütter zu erkennen vermöchtet, und wenn Ihr dieselben auch wirklich kennen würdet, so sind doch die Töchter gar oft ihren Eltern durchaus unähnlich. Da Ihr mich aber mit Gewalt in diese Fesseln schmieden wollt, so bin ich es zufrieden, und damit ich mich über keinen Andern, als über mich selbst zu beklagen habe, wenn es schlecht ausfällt, so will ich selbst der Finder sein, versichere Euch übrigens, ich mag eine Frau nehmen, welche ich will, so müsset Ihr sie als Eure Gebieterin ehren, wo nicht, so würdet Ihr zu Eurem großen Schaden erfahren, wie drückend es mir ist, gegen meinen Willen nur auf Eure Bitten hin geheirathet zu haben." Die guten Leute antworteten, sie seien damit zufrieden, wenn er sich nur verehelichte. Dem Gualtieri hatten schon lange die Sitten eines armen Mädchens von einem benachbarten, an sein Haus grenzenden Hofe wohl gefallen; er fand sie auch hübsch und glaubte mit ihr ein recht vergnügtes Leben führen zu können. So beschloß er denn, ohne sich weiter umzusehen, diese zur Frau zu nehmen, beschied daher ihren Vater, einen blutarmen Mann, zu sich und kam mit ihm überein. Hierauf bat Gualtieri alle seine Freunde aus der Gegend zu sich und sagte zu ihnen: „Meine Freunde, Ihr habt gewünscht und wünschet noch jetzt, daß ich ein Weib nehmen soll, und nun habe ich mich, mehr Euch zu gefallen, als aus eigener Lust zum Ehestand, hiezu entschlossen. Ihr wißt, was Ihr mir versprochen habt, nämlich mit jeder Frau, die ich nehmen würde, zufrieden zu sein und sie als Herrin zu ehren. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich Euch mein Versprechen halten werde; dagegen wünsche ich aber auch, das Ihr das Eurige haltet. Ich habe ganz in der Nähe von hier ein junges Mädchen nach meinem Herzen ge-

funden, die ich binnen wenigen Tagen zu heirathen und in mein Haus zu führen entschlossen bin. Deßwegen denket jetzt darauf, das Hochzeitsfest zu verherrlichen und meine Braut ehrenvoll zu empfangen, damit ich mit der Erfüllung Eures Versprechens ebenso zufrieden sein kann, wie Ihr es mit mir sein müsset.“ Die guten Leute antworteten alle vergnügt, sie freuen sich darüber, und die Braut möge sein, wer sie wolle, so werden sie in ihr ihre Gebieterin ehren. Hierauf schickten sie sich Alle an, das Fest möglichst schön, groß und fröhlich zu machen, und dasselbe that auch Gualtieri. Er ließ eine prachtvolle Hochzeitfeier veranstalten und eine Menge Freunde, Verwandte, vornehme Edelleute, sowie andere aus der Umgegend einladen. Ferner ließ er mehrere sehr schöne und reiche Kleider nach dem Körper eines jungen Mädchens machen, die ihm den gleichen Wuchs mit seiner Braut zu haben schien; zugleich sorgte er für Gürtel, Ringe, für einen reichen, schönen Kranz und für Alles, was einer Verlobten zukommt. Als nun der Hochzeittag heran kam, stieg er um halb neun Uhr zu Pferde, und mit ihm Alle, die zur Verherrlichung seines Festes gekommen waren. Hierauf sagte er zu ihnen: „Jetzt, meine Herren, ist es Zeit, die Braut zu holen;“ dann machte er sich mit der ganzen Gesellschaft auf den Weg und ritt an den kleinen Hof. Als sie vor das Haus des Vaters gelangten, fanden sie das Mädchen, wie es eben in größter Eile von dem Brunnen zurückkam und mit andern Weibern herzulief, um Gualtieri's Braut ankommen zu sehen. Als Gualtieri sie sah, rief er sie beim Namen und fragte sie, wo ihr Vater wäre? Griselda (so hieß das Mädchen) antwortete ganz verschämt: „Gnädiger Herr, er ist drinnen im Hause.“ Gualtieri stieg ab, befahl seinen Leuten, auf ihn zu warten und ging allein in das armselige Haus, allwo er ihren Vater traf, der Giannucole hieß. „Ich komme,“ sagte er zu ihm,

„um Deine Griselda zu freien, aber vorher will ich in Deiner Gegenwart etwas von ihr wissen.“ Sodann fragte er sie, ob sie, wenn er sie zur Frau nehme, sich bemühen wolle, ihm in Allem zu Gefallen zu leben, sich durch nichts, was er sage oder thue, aus der Fassung bringen zu lassen, ihm immer gehorsam zu sein, und was dergleichen Dinge mehr waren, welche sie alle mit Ja beantwortete. Hierauf nahm Gualtieri sie bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie in Gegenwart seiner ganzen Gesellschaft und aller Anwesenden sich nackt ausziehen, sodann befahl er die Kleider zu bringen, die er hatte machen lassen, und ließ sie damit vom Kopf bis zu Fuß bekleiden; auf ihre Haare, so zerzaußt sie waren, ließ er den Kranz setzen, und dann sagte er zu der verwunderten Gesellschaft: „Meine Herren, diese hier beabsichtige ich zur Frau zu nehmen, wofern sie mich zum Manne haben will.“ Hierauf wandte er sich zu dem Mädchen, welches ganz verschämt und verlegen dastand und sagte: „Griselda, willst Du mich zu Deinem Manne?“ — „Ja, mein Herr,“ antwortete sie. — „Und ich,“ erwiederte er, „wünsche Dich zur Frau,“ und nun heirathete er sie in Gegenwart Aller. Sodann ließ er sie ein Roß besteigen und führte sie in ehrenvoller Begleitung nach Hause. Hier wurde ein schönes und großes Hochzeitfest gefeiert, nicht anders, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich zur Frau genommen hätte. Die junge Frau schien mit den Kleidern auch ihre Gesinnung und Sitten verändert zu haben. Sie war, wie schon gesagt, von Person und Gesicht schön, und wurde jetzt noch so anmuthsvoll, so freundlich und so gesittet, daß sie nicht die Tochter des Viehhirten Giannucole, sondern eines vornehmen Herrn zu sein schien, und Alle sich verwunderten, die sie vorher gekannt hatten. Ueberdies war sie ihrem Manne so gehorsam und unterthänig, daß er sich für den zufriedensten und glücklichsten Menschen

von der Welt hielt; gegen die Untergebenen ihres Gemahls aber benahm sie sich so leutselig und gütig, daß Jedermann sie mehr als sich selbst liebte und von freien Stücken ehrte, und daß Alle für ihr Wohl beteten und für ihre Erhebung Gott dankten. Während sie zuvor gesagt hatten, Gualtieri habe nicht gar weise gehandelt, diese zu heirathen, so erklärten sie jetzt, er sei der klügste und einsichtsvollste Mann von der Welt, denn kein Anderer, als er, habe die hohe Tugend herauszufinden vermocht, die unter den armseligen Kleidern dieser Frau versteckt gewesen. Kurz, sie wußte es so weit zu bringen, daß bald nicht bloß in ihrem Marquisat, sondern überall nur von ihrer Tugend und ihrem vortrefflichen Benehmen gesprochen wurde; auch verstand sie es, Alles, was gegen ihren Gemahl gesprochen wurde, zu seinem Vortheil zu deuten. Sie war noch nicht lange mit Gualtieri verheirathet, so wurde sie schwanger und gebar zur rechten Zeit ein Mädchen, worüber Gualtieri große Freude bezeugte. Bald aber kam ihm ein höchst seltsamer Gedanke durch den Sinn, nämlich durch langwierige Proben und unerträgliche Zumuthungen ihre Geduld prüfen zu wollen. Zuerst kränkte er sie durch Worte, stellte sich sehr ungebärdig und sagte, seine Angehörigen seien wegen ihres niedrigen Herkommens sehr schlecht mit ihr zufrieden, besonders da sie sehen, daß sie Kinder gebäre, und über das Mädchen, welches sie zur Welt gebracht, seien sie höchst ärgerlich, so daß sie den ganzen Tag murren. Als die Frau diese Worte hörte, sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen, oder ihr Benehmen im mindesten zu ändern: „Mein Herr, thue mit mir, was Du für Deine Ehre und Deinen Frieden dienlich glaubst; ich werde mit Allem zufrieden sein, da ich weiß, wie gering ich gegen Dich bin und daß ich der Ehre nicht werth war, zu welcher Du mich durch Deine Güte erhoben hast.“ Diese Antwort gefiel Gualtieri sehr, da

er daraus erkannte, daß sie durch die Ehre, welche er oder Andere ihr erwiesen, nicht im mindesten eitel oder aufgeblasen worden sei. Einige Zeit nachher, als er ihr mit allgemeinen Redensarten gesagt hatte, seine Untergebenen können die von ihr geborene Tochter nicht ausstehen, schickte er einen Diener, dem er geheime Unterweisungen ertheilt hatte, an sie, und dieser sagte mit sehr betrübtem Gesichte zu ihr: „Gnädige Frau, wenn ich nicht des Todes sein will, so muß ich thun, was mein Herr mir befiehlt. Er hat mir nämlich befohlen, ich soll Eure Tochter da nehmen und ..." Mehr sagte er nicht. Als die Frau diese Worte hörte, das Gesicht des Dieners sah, und sich dabei der früher gefallenen Ausdrücke erinnerte, merkte sie wohl, daß man ihm befohlen hatte, das Kind zu tödten. Sie nahm es daher schnell aus der Wiege, küßte und segnete es, und so sehr es ihr auch das Herz zerschnitt, gab sie es doch, ohne das Gesicht zu verziehen, dem Bedienten auf den Arm und sagte: „Hier, vollziehe pünktlich, was Dein und mein Herr Dir befohlen hat, laß es aber nicht von den Thieren und Vögeln fressen, außer er müßte es Dich so angewiesen haben." Der Diener nahm das Kind und hinterbrachte Gualtieri die Worte seiner Frau. Dieser bewunderte ihre Standhaftigkeit und sandte ihn mit dem Kinde nach Bologna zu einer Verwandten, welche er bat, es sorgfältig zu pflegen und zu erziehen, ohne Jemanden zu sagen, wem es gehöre. Bald darauf geschah es, daß die Frau zum zweitenmale schwanger wurde und zur rechten Zeit einen Knaben gebar, welches Gualtieri sehr lieb war. Aber noch nicht zufrieden mit dem, was er gethan hatte, quälte er jetzt das arme Weib mit noch kränkenderen Reden und sagte eines Tages mit verstörtem Gesichte zu ihr: „Weib, da Du dieses Söhnlein geboren hast, so kann ich nun mit meinen Leuten gar nicht mehr leben, denn sie beschweren sich bitter, daß ein

Enkel des Giannucole nach mir ihr Herr werden solle; deßwegen fürchte ich, wenn ich nicht selbst fortgejagt werden will, so muß ich wiederum thun, was ich schon einmal gethan habe, am Ende aber auch Dich verlassen und eine andere Frau nehmen." Die Frau hörte ihn geduldig an und antwortete nur: „Mein Herr, suche nur Deine Wünsche zu erfüllen und denke nicht an mich, denn ich liebe nichts, außer wenn ich sehe, daß es Dir Vergnügen macht." Bald darauf schickte Gualtieri auf dieselbe Weise, wie er nach seiner Tochter geschickt hatte, auch nach dem Sohne, und sandte ihn ebenfalls mit dem Vorgeben, er habe ihn umbringen lassen, nach Bologna. Auch hierüber ließ sich die Frau nichts anmerken und sagte weiter nichts, als was sie bei der Tochter gesagt hatte, so daß Gualtieri sich höchlich verwunderte und die feste Ueberzeugung gewann, keine andere Frau würde im Stande sein, das zu thun. Und hätte er nicht selbst oft genug gesehen, wie sie mit der zärtlichsten Liebe an ihren Kindern hing, so hätte er geglaubt, sie thue dies aus Gleichgültigkeit; nun aber mußte er erkennen, daß sie hierin als kluge Frau handelte. Seine Unterthanen, in der Meinung, er habe die Kinder wirklich umbringen lassen, murrten sehr gegen ihn, hielten ihn für den grausamsten Menschen und hatten das größte Mitleid mit ihrer Gebieterin. Sie aber sagte zu den Frauen, welche bei ihr die auf solche Art getödteten Kinder beklagten, nie etwas Anderes, als sie sei damit eben so zufrieden, wie derjenige, welcher sie gezeugt habe. Als nun schon mehrere Jahre nach der Geburt der Tochter vergangen waren, schien es Gualtieri Zeit zu sein, ihre Geduld auf die letzte Probe zu stellen. Er erklärte sich gegen Viele seiner Angehörigen, daß es ihm durchaus unausstehlich sei, Griselda länger zur Frau zu haben, und er jetzt einsehe, wie thöricht und jugendlich er damals gehandelt; deßwegen wolle er Alles, was in seinen

Kräften stehe, aufbieten, um vom Papste die Dispensation zu erhalten, damit er Griselda verlassen und eine andere Frau nehmen könne. Die guten Leute tadelten ihn darüber sehr, er aber antwortete nichts, als er wolle es einmal so. Als die Frau dies hörte und nun in Gefahr stand, nach Hause zurückkehren, vielleicht gar wieder, wie früher, das Vieh hüten und denjenigen, dessen Glück sie einzig und allein wünschte, von einer andern Frau gefesselt sehen zu müssen, da wurde sie im Innersten betrübt; aber wie sie die andern Unbilden des Schicksals mit Standhaftigkeit ertragen hatte, so beschloß sie auch diesem neuen Schlage mit Festigkeit entgegenzusehen. Bald darauf ließ Gualtieri seine nachgemachten Briefe aus Rom kommen und gab bei seinen Unterthanen vor, der Papst habe ihn dispensirt, so daß er Griselda verstoßen und ein anderes Weib nehmen könne. Er ließ sie daher vor sich kommen und sagte in Gegenwart Vieler: „Frau, mit Genehmigung des Papstes kann ich ein anderes Weib nehmen und Dich verstoßen; da nun meine Vorfahren von jeher vornehme Edelleute und Herren in diesen Gegenden gewesen sind, die Deinigen aber nur gemeine Bauern, so verordne ich, daß Du nicht länger meine Gemahlin bleibst, sondern mit der Mitgift, die Du mir zugebracht hast, in Giannucole's Haus zurückkehrest; ich aber werde mir eine andere aussuchen, welche mir passender scheinen wird." Als die Frau diese Worte hörte, hielt sie nicht ohne die größte Anstrengung, deren die weibliche Natur sonst nicht fähig ist, ihre Thränen zurück und antwortete: „Mein Herr, ich habe immer eingesehen, daß mein niedriger Stand keineswegs zu Eurem hohen Adel passe, und das, was ich bei Euch gewesen bin, habe ich Euch und Gott gedankt, im Uebrigen es nicht als geschenkt angesehen, sondern nur als geliehen. Euch gefällt es, es zurück zu verlangen, und so gefällt es mir und muß es mir gefallen, es Euch zu-

rückzugeben. Hier ist Euer Ring, mit welchem Ihr Euch mit mir verlobt habt, nehmt ihn zurück. Ihr befahlt mir, daß ich die Mitgift wieder fortnehmen soll, die ich Euch zugebracht habe; dazu bedürft Ihr weder eines Zahlmeisters, noch ich einer Börse oder eines Lastthieres, denn es ist mir nie aus dem Gedanken gekommen, daß Ihr mich nackt zu Euch genommen habt. Wenn Ihr es nun für anständig haltet, daß der Leib, in welchem ich die von Euch gezeugten Kinder getragen habe, von Jedermann gesehen werde, so will ich nackt von dannen gehen; aber ich bitte Euch zum Lohn meiner Jungfrauschaft, die ich Euch zugebracht habe und nicht wieder mitnehme, erlaubt mir, daß ich wenigstens ein einziges Hemd mehr als meine Aussteuer mit mir nehme.“ Gualtieri, dem die Thränen näher standen, als das Lachen, sagte, ohne jedoch die mindeste Bewegung in seinem Gesichte zu verrathen: „Nun gut, ein Hemde kannst Du mitnehmen.“ Alle Anwesenden baten ihn, er möchte ihr doch ein Kleid schenken, damit man diejenige, die dreizehn Jahre und noch länger seine Frau gewesen, nicht so arm und schimpflich in einem bloßen Hemde hinausgehen sehe. Allein vergeblich waren ihre Bitten und die Frau mußte im bloßen Hemde barfuß und ohne eine Kopfbedeckung, nachdem sie Alle Gott empfohlen hatte, aus dem Hause gehen, und wanderte, begleitet von den Thränen und Wehklagen derjenigen, welche sie sahen, wieder zu ihrem Vater. Giannucole, der es nie hatte glauben können, daß Gualtieri seine Tochter wirklich als Frau behalten würde, und diesen Fall täglich erwartete, hatte ihre Kleider, die sie am Hochzeitmorgen abgelegt, aufbewahrt und übergab sie jetzt seiner Tochter; sie zog dieselben wieder an, that nun aufs Neue alle die kleinen Dienste im väterlichen Hause wie früher, und ertrug mit starker Seele die grausamen Schläge des feindlichen Geschickes. Nachdem Gualtieri dies gethan hatte, spiegelte er

seinen Leuten vor, er habe die Tochter eines Grafen von Panago genommen; sodann ließ er große Vorbereitungen zur Hochzeitfeier machen und schickte nach Griselda. „Ich führe jetzt," sagte er zu ihr, „die Dame, die ich neulich geheirathet habe, heim und beabsichtige, ihr bei ihrer Ankunft große Ehre zu erweisen; nun weißt Du, daß ich keine Frauen im Hause habe, die mir die Zimmer einzurichten und überhaupt die vielerlei Sachen zu thun verständen, welche zu einem solchen Feste erforderlich sind; da aber Du Alles im Hause besser weißt, als irgend eine andere Person, so schicke Dich an, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, laß die Frauen, welche Du meinst, einladen, und empfange sie, wie wenn Du die Gebieterin wärest. Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten kannst Du dann wieder nach Hause zurückkehren." Obgleich jedes dieser Worte ein Dolchstich in Griselda's Herz war, da sie ihre Liebe für ihn noch nicht hatte überwinden können, so antwortete sie doch: „Mein Herr, ich bin bereit und gerüstet." Und nun trat sie in ihrer groben, bäurischen Kleidung wieder in das Haus ein, welches sie kurz zuvor im Hemde verlassen hatte, fing an, die Zimmer zu reinigen und einzurichten, ließ die Betten und Decken in den Sälen anordnen, besorgte die Küche und legte an Alles Hand an, wie die geringste Dienstmagd; ja sie ruhte nicht, bis sie Alles so in Ordnung gebracht hatte, wie es sich gebührte. Sodann ließ sie in Gualtieri's Namen alle Damen der Gegend einladen, und richtete nun ihr Augenmerk auf das Fest selbst. Als nun der Hochzeittag kam, empfing sie, trotz ihrer armseligen Kleidung, mit dem Anstand einer Hausfrau und mit fröhlicher Miene alle die Damen, welche dabei erschienen. Gualtieri hatte seine Kinder zu Bologna von einer Verwandten, welche in das Haus der Grafen von Panago geheirathet hatte, erziehen lassen (die Tochter war zwölf Jahre alt und schön, wie man nur etwas sehen

konnte, und der Knabe sechs Jahre) und seinen Vetter in Bologna ersucht, er möchte mit seinen Kindern nach Saluzzo kommen, eine vornehme und zahlreiche Gesellschaft mitbringen und zu Jedermann sagen, er führe ihm das Mädchen als Frau zu, dabei aber im mindesten nichts von der wahren Lage der Dinge verrathen. Der edle Herr that, wie ihn der Marchese gebeten hatte, machte sich auf den Weg und langte nach einigen Tagen mit dem Mädchen, ihrem Bruder und einer vornehmen Gesellschaft in Saluzzo an, allwo er alle Landleute und viele andere aus der Nachbarschaft antraf, welche Gualtieri's neue Braut erwarteten. Nachdem diese von den Damen empfangen und in den Saal, wo die Tafeln standen, geführt worden war, ging ihr Griselda in ihrem bäuerischen Aufzuge fröhlich entgegen und sagte zu ihr: „Willkommen meine Gebieterin!“ Die Damen, welche Gualtieri vergebens mit Bitten bestürmt hatten, er möchte Griselda doch in einem besondern Zimmer bleiben lassen, oder ihr wenigstens eines ihrer früheren Kleider geben, damit sie nicht so armselig unter den Gästen herumgehen müßte, setzten sich an den Tisch und wurden bedient. Aller Augen waren auf das junge Mädchen gerichtet, und Jedermann sagte, Gualtieri habe einen guten Tausch getroffen; besonders lobte Griselda sowohl sie, als ihren Bruder. Gualtieri, der sich nun endlich überzeugt zu haben schien, wie viel er von der Geduld seiner Gemahlin erwarten könne, da er sah, daß sie sich durch diese neue Aenderung nicht im mindesten zu Boden schmettern ließ, und zugleich überzeugt war, daß man dies nicht etwa einer Stumpfheit oder Verstandesschwäche von ihrer Seite zuschreiben dürfe, indem er sie als sehr klug kennen gelernt hatte, glaubte jetzt, es sei Zeit, sie aus der Trübsal zu erlösen, welche sie seiner Meinung nach unter ihrem festen Gesichte verbergen müßte. Er ließ sie daher kommen und sagte in Gegenwart Aller

lächelnd zu ihr: „Was denkt Ihr von meiner Braut?" — „Mein Herr," antwortete Griselda, „sie gefällt mir sehr gut, und wenn sie, wie ich glauben will, ebenso weise als schön ist, so zweifle ich nicht daran, daß Ihr als der glücklichste Herr von der Welt mit ihr werdet leben können; nur bitte ich Euch, daß Ihr sie mit den Qualen verschonet, die Ihr Eurer früheren Gemahlin angethan, denn ich glaube nicht, daß diese sie aushalten könnte, theils weil sie noch jung, theils aber, weil sie viel zärtlicher aufgezogen worden ist, während die erstere von Kindesbeinen an mit beständigen Mühseligkeiten zu kämpfen hatte." Da Gualtieri nun sah, daß sie fest glaubte, jene müsse seine Frau werden, und daß sie, dessen ungeachtet, ebenso freundlich sprach, wie früher, so hieß er sie neben sich sitzen und sagte zu ihr: „Griselda, es ist jetzt Zeit, daß Du die Früchte Deiner langen Geduld einerntest, und daß diejenigen, welche mich für grausam, für ungerecht und für roh halten, einsehen, wie ich dies Alles zu einem wohlbedachten Zwecke gethan habe, indem ich Dich lehren wollte, ein Weib zu sein, jene aber, ein Weib zu nehmen und zu behalten, und indem ich mir selbst eine ununterbrochene Ruhe während der Dauer des Ehestandes verschaffen wollte. Als ich Dich nämlich heirathete, fürchtete ich sehr, dies möchte mir nicht zu Theil werden, und deßwegen habe ich Dich, um eine Probe anzustellen, Du weißt ja selbst auf wie viele Arten, gequält und gepeinigt. Weil ich nun niemals bemerkt habe, daß Du in Worten oder Thaten meinen Wünschen entgegentratest, und weil ich jetzt glaube, in Dir die Freuden wieder zu finden, welche ich mir wünsche, so beabsichtige ich, Dir in einer Stunde Alles wieder zu geben, was ich Dir genommen habe, und die Leiden, welche ich Dir verursacht, durch die größte Zärtlichkeit wieder gut zu machen. Deßwegen nimm frohen Muthes diese Jungfrau hier, welche Du für meine Braut ge-

halten, und ihren Bruder als Deine und meine Kinder an. Sie sind es, welche Du und viele Andere längst grausam von mir getödtet geglaubt, und ich bin Dein Gemahl, welcher Dich über Alles liebt und des festen Glaubens lebt, daß sich Niemand einer so vortrefflichen Frau rühmen darf, wie ich." Nachdem er so gesprochen, umarmte und küßte er sie, dann stand er zugleich mit der vor Freuden Weinenden auf, und sie gingen Beide an den Platz, wo die Tochter ganz erstaunt über das, was sie gehört, saß. Sie umarmten diese zärtlich, ebenso auch den Bruder, und sie und viele andere Anwesenden sahen sich nun auf einmal enttäuscht. Die Frauen standen voll Vergnügen von den Tischen auf und gingen mit Griselda in ein Zimmer, wo sie ihr unter den besten Glückwünschen ihre Lumpen auszogen, sie mit einem ihrer vornehmen Kleider bekleideten und dann als Dame des Hauses, welche sie auch in ihren Lumpen vorgestellt hatte, in den Saal zurückführten. Hier hatte Alles eine außerordentliche Freude an den Kindern, und der Jubel und die Feierlichkeiten dauerten mehrere Tage hindurch. Man erklärte Gualtieri für sehr klug, obgleich Niemand läugnen konnte, daß die Proben, die er mit seiner Gemahlin angestellt, grausam, ja unerträglich gewesen; der Preis der Weisheit aber wurde Griselda zuerkannt. Der Graf von Panago kehrte einige Tage darauf nach Bologna zurück, und Giannucole wurde von Gualtieri als sein Schwiegervater in eine bessere Lage versetzt, so daß er ehrenvoll und sehr behaglich den Rest seiner Tage verlebte. Gualtieri selbst aber verheirathete seine Tochter mit einem vornehmen Herrn, und lebte mit Griselda, welche er immer auf's Höchste ehrte, noch lange Zeit sehr vergnügt. Was könnte man nun hierüber anders sagen, als daß der göttliche Geist sich vom Himmel herab auch auf arme Hütten senkt, so gut wie auf königliche Paläste, deren Bewohner oft würdiger wären, die Schweine

zu hüten, als über Menschen zu herrschen. Welche andere Person, als Griselda, würde nicht nur mit trockenem, sondern sogar mit fröhlichem Gesichte die grausamen, nie erhörten Prüfungen überstanden haben, welche Gualtieri ihr auflegte? Ja, diesem wäre es ganz recht geschehen, wenn er auf eine gestoßen wäre, die, nachdem er sie im bloßen Hemde aus dem Hause gejagt, sich bei einer andern Gelegenheit den Pelz so lange hätte schütteln lassen, bis ein schönes Kleid herausgekommen wäre.

Als Dioneo's Erzählung zu Ende war und sich die Damen einige Zeit, die eine lobend, die andere tadelnd darüber ausgesprochen hatten, erhob der König den Blick zum Himmel, und da er sah, daß die Sonne bereits im Begriff war, unterzugehen, begann er, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, also zu sprechen: „Meine holdseligen Damen, wie ich denke, werdet Ihr wohl einsehen, daß der Verstand der Sterblichen nicht allein darin besteht, die vergangenen Dinge im Gedächtnisse zu haben, oder die gegenwärtigen genau zu kennen, sondern auch durch Kenntniß dieser Beiden die Zukunft vorherzusehen, was von den angesehensten Männern immer für einen Beweis ausgezeichneten Verstandes gehalten worden ist. Morgen sind es, wie Ihr wißt, vierzehn Tage, daß wir zu unserem Vergnügen und zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens, sowie um dem Trübsinn, den Qualen und den Schmerzen zu entgehen, welche seit dem Anfang dieser Pest unsere Stadt verheeren, Florenz verließen, und dabei haben wir nach meinem Erachten sehr ehrbar gehandelt; denn so viele lustige und sogar zur Begehrlichkeit reizende Geschichtchen wir einander erzählt, so gut wir beständig gegessen und getrunken, so viel wir geklimpert und gesungen haben, lauter Sachen, welche schwache Geister zu minder ehrbaren Handlungen verführen können, so ist doch meiner

Beobachtung zufolge von Eurer und von unserer Seite keine Handlung, kein Wort, überhaupt nicht das Mindeste bemerkt worden, was Tadel verdiente; Alles, was ich gesehen und gehört habe, zeugte vielmehr von Ehrbarkeit, von Eintracht und brüderlicher Vertraulichkeit. Dies ist mir nun zu unser Aller Ehre und Vortheil im höchsten Grade angenehm. Damit aber aus der langen Gewohnheit nichts entstehe, was uns die Dinge verleiden könnte, und damit Niemand über unser langes Zusammenleben spötteln kann, da ferner auch Jedes von uns die Ehre, welche heute mir zugetheilt ist, an seinem Tage genossen hat, so bin ich der Meinung, wir sollten jetzt, wenn es Euch angenehm ist, dahin zurückkehren, von wo wir ausgegangen sind. Sonst könnte sich unsere Gesellschaft, die bereits mehreren andern in der Umgegend bekannt geworden ist, leicht auf eine Art vermehren, welche unserer Behaglichkeit großen Eintrag thäte. Wenn Ihr nun meinen Rath gut findet, so will ich die mir verliehene Krone bis zu unserer Abreise behalten, welche ich auf morgen festgesetzt zu wissen wünsche. Beschließet Ihr es aber anders, so habe ich bereits denjenigen ausersehen, den ich auf den folgenden Tag damit krönen will." Die Damen und Herren sprachen nun viel darüber hin und her, hielten aber doch am Ende den Rath des Königs für nützlich und anständig und beschlossen, ihn zu befolgen. Er ließ daher den Seneschall rufen, sagte ihm, wie er sich am folgenden Morgen zu verhalten habe, beurlaubte sofort die Gesellschaft bis zur Stunde des Abendessens und stand auf. Die Andern erhoben sich gleichfalls und ergaben sich nach ihrer Gewohnheit diesem oder jenem Vergnügen. Als nun die Stunde zum Mahle gekommen war, verzehrten sie dasselbe mit großer Heiterkeit und fingen darauf an zu singen, zu spielen und zu tanzen. Während Lauretta einen Tanz ausführte, befahl der König Fiam-

metten, eine Canzone zu singen. Sie begann sogleich mit vieler Anmuth folgendermaßen:

Ging' Eifersucht der Liebe nicht zur Seite,
So wär' kein Weib auf Erden,
Das nicht mein Loos beneidend benedeite.

Wenn freudenhelle Jugend,
Wenn Geist und Anmuth in den schönen Zügen,
Muth, Sitte, Schmuck der Rede
Und Preis jedweder Tugend
Am Manne kann ein Frauenherz vergnügen,
So biet' ich Allen Fehde,
Die nicht an meinem Freund der Gaben jede
Mit Lust erkennen werden,
Und mir gesteh'n, mir lebe nicht die Zweite.

Doch weil mir unverborgen,
Daß Klugheit auch den andern Frau'n nicht mangle,
Muß ich in Aengsten schweben,
Das Schlimmste stets besorgen,
Die gleiche Gluth, die mir mein Glück erangle,
An Andern zu erleben.
So schafft, was mich zum Himmel sollte heben,
Mir tödtliche Beschwerden,
Und lieg' ich stets mit meinem Glück im Streite.

Ja, wär' er reich an Treue,
Wie er mit keiner andern Tugend geizet,
Dann sollte mir nicht grauen.
Doch sieht man stets auf's Neue,
Sobald nur eine lockt, nur eine reizet,
Daß Keinem ist zu trauen.
Dies trag' ich nicht! Und wenn sie nach ihm schauen,
Bewach' ich die Geberden
Und zittre gleich, daß eine ihn verleite.

Drum fürchtet euch der Sünde,
Ihr Frau'n, und fahrt mit mir, laßt euch beschwören,
Nach edler Sitte Regeln.
Doch die sich's unterstünde,

Mit jenen Künsten, die den Mann bethören,
Mich in den Grund zu segeln,
Die sorge nicht — sie müßte denn mit Nägeln
Mein Antlitz roh gefährden —
Daß ich ihr nicht gar übeln Lohn bereite!

Als Fiammetta mit ihrem Liede zu Ende war, sagte Dioneo, der ihr zur Seite stand, lächelnd zu ihr: „Madonna, Ihr würdet uns Alle sehr verbinden, wenn Ihr uns seinen Namen sagtet, damit Euch Niemand unwissentlich in seinem Besitze stört und deßhalb Euern Zorn auf sich ladet.“ Nach ihr sangen noch mehrere Andere, bis die Mitternachtsstunde kam, worauf sich dem Wunsche des Königs zufolge Alle zur Ruhe begaben. Als nun der neue Tag heranbrach, standen sie auf und kehrten, da der Seneschall ihre Habseligkeiten bereits vorausgeschickt hatte, unter Anführung ihres einsichtsvollen Königs nach Florenz zurück. Die drei jungen Männer verabschiedeten sich von den sieben Damen in St. Maria Novella, von wo sie mit ihnen abgereist waren, und wandten sich wieder ihren sonstigen Vergnügungen zu; jene aber kehrten, als es ihnen Zeit zu sein dünkte, nach ihren Wohnungen zurück.

Schluß des Verfassers.

Meine hochedeln, jungen Damen, zu deren Erheiterung ich mich einer so langwierigen Mühwaltung unterzogen, ich glaube mit Hülfe der göttlichen Gnade und ohne Zweifel auch Kraft Eurer frommen Gebete, mehr als durch meine eigenen Verdienste vollständig geleistet zu haben, was ich zu Anfang des vorliegenden Werkes zu thun versprach. Indem ich nun hiefür zuerst Gott und dann Euch danke, gedenke ich meiner müden Feder und Hand Ruhe zu gönnen. Ehe ich ihnen aber diese gestatte, halte ich es für Pflicht, zuvor auf einige Punkte zu antworten, welche vielleicht von Euch oder von Andern in Anregung gebracht werden könnten; denn ich bin überzeugt, daß dieses Werkchen kein besonderes Vorrecht vor irgend einem andern anzusprechen hat; auch erinnere ich mich schon im Eingang zum vierten Tage dies bemerkt zu haben. Vielleicht werden einige von Euch sagen, ich habe mir bei Niederschreibung dieser Erzählungen zu viele Freiheit herausgenommen und zuweilen Damen etwas sagen, auch öfter anhören lassen, was für ehrbare Frauen weder zu sagen, noch zu hören ziemlich sei. Dies läugne ich aber geradezu, denn es ist nichts so unzüchtig, daß es sich nicht in anständige Worte einkleiden ließe, und dies glaube ich so ziemlich gethan zu haben. Gesetzt aber auch, es verhielte sich wirklich so (denn ich will nicht mit Euch streiten, weil Ihr mich doch überstimmen würdet), so antworte ich, daß ich Gründe genug anzuführen weiß, warum ich so und nicht anders handeln mußte. Fürs Erste, wenn sich in irgend einer der Erzäh-

lungen Dinge dieser Art vorfinden, so hat es die Natur derselben erfordert, und jeder Vernünftige, der sie im rechten Lichte betrachtet, wird überzeugt sein, daß ich unmöglich anders erzählen konnte, wenn ich ihnen nicht gänzlich ihre wahre Gestalt nehmen wollte. Und wenn sich noch hin und wieder ein kleiner Umstand oder ein Wörtchen finden sollte, das einer scheinheiligen Dame, die mehr Gewicht auf ihre Worte, als auf ihre Handlungen legt, und nicht sowohl fromm zu sein, als für fromm zu gelten bemüht ist, gar zu leichtsinnig klingt, so behaupte ich, daß es mir nicht mehr verübelt werden kann, es geschrieben zu haben, als man es andern Männern und Weibern verargt, wenn sie den ganzen Tag von Keulen und Pflöcken, von Mörsern und Stößeln, von Würsten und dergleichen andern Dingen sprechen. Ueberdies muß meiner Feder ebenso viel Freiheit zugestanden werden, als dem Pinsel des Malers, der keinen Tadel, wenigstens nicht mit Recht, darum zu fürchten hat, daß er nicht nur den heiligen Michael mit dem Schwert oder mit der Lanze die Schlange erlegen, oder den heiligen Georg den Drachen verwunden läßt, wie es ihm einfällt, sondern daß er auch Christus als einen Mann und Eva als eine Frau malt, und daß er Ihm selbst, welcher für das Heil des ganzen Menschengeschlechtes gestorben ist, bald mit einem Nagel, bald mit zweien die Füße ans Kreuz heftet. Ueberdies ist sehr leicht einzusehen, daß diese Sachen ja nicht in der Kirche erzählt worden sind, wo man nur von Angelegenheiten des reinsten Herzens und in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken sprechen soll, obgleich man in ihren Geschichten zuweilen noch auf ganz andere Sachen stößt, als ich geschrieben habe; auch nicht in den Schulen der Philosophen, allwo die Ehrbarkeit ebenso Noth thut, als an andern Orten, sondern in Gärten, an Vergnügungsorten, unter jungen, aber verständigen Leuten,

die sich durch Mährchen zu nichts Bösem verleiten ließen, und zwar zu einer Zeit, wo sich die anständigsten Leute nicht gescheut haben würden, mit den Beinkleidern über dem Kopfe einherzugehen, wenn sie sich dadurch hätten retten können. Meine Erzählungen mögen nun sein, wie sie wollen, so können sie allerdings, wie alles Andere, sowohl schaden, als nützen; es kommt dabei nur auf den Zuhörer an. Wer weiß es nicht, daß der Wein, welcher nach der Behauptung des Cinciglione, des Scolajo und vieler andern gelehrten Männer eine vortreffliche Sache für den Gesunden ist, einem Fieberkranken zum Gift wird? Wollen wir ihn deßwegen geradezu für Gift erklären? Wer weiß es nicht, daß das Feuer für die Sterblichen von höchstem Nutzen, ja sogar nothwendig ist? Wollen wir es darum ein Uebel nennen, weil es auch Häuser, Dörfer und Städte verzehrt? Die Waffen vertheidigen bald das Leben derjenigen, welche Frieden verlangen, bald aber tödten sie auch die Menschen, jedoch nicht, weil sie an sich ein Uebel sind, sondern nur, weil sie übel angewendet werden. Kein verdorbener Sinn faßt jemals ein Wort in seiner gesunden Bedeutung auf, und so wie diesem die ehrbaren Dinge nichts nützen, ebenso können auch solche, welche minder ehrbar sind, ein reines Herz nicht beflecken, so wenig als der Koth die Sonnenstrahlen oder der irdische Unrath die Schönheiten des Himmels. Welche Bücher, welche Worte, welche Schriften sind heiliger, würdevoller, verehrungswürdiger, als die heilige Schrift? Und doch hat es Leute genug gegeben, welche durch die verkehrte Auslegung derselben sowohl sich als Andere ins Verderben stürzten. Jedes Ding ist an sich zu irgend etwas gut und kann, schlecht angewendet, viel schaden. Gerade so steht es auch mit meinen Erzählungen. Wer böse Gedanken oder Anlaß zu schlechten Handlungen aus ihnen schöpfen will, dem werden sie es nicht wehren, vielleicht weil sie den

Stoff dazu in sich haben, oder auch, weil man ihn durch lange Verzerrungen und Verdrehungen in sie hineinbringen kann. Wer aber klugen Vortheil aus ihnen zu ziehen hofft, dem werden sie auch dies nicht versagen, und Niemand wird ihre Nützlichkeit und Ehrbarkeit abläugnen können, wenn sie zu gehöriger Zeit und von solchen Personen gelesen werden, für welche sie verfaßt sind. Wer Pater noster zu beten, oder seinem Beichtiger Pfannkuchen und Eiertotten zu backen hat, der lasse sie immerhin liegen; sie laufen Niemanden nach, damit man sie lesen solle. Freilich, die Betschwestern sprechen anders, aber man sieht sie ja auch zuweilen ganz eigene Dinge treiben. So wird es auch nicht an Leuten fehlen, welche behaupten, diese oder jene Geschichte wäre besser weggeblieben. Ich gebe es zu; allein ich konnte und durfte sie nicht anders schreiben, als sie erzählt worden sind; hätten die erzählenden Personen etwas Schöneres vorgetragen, dann natürlich hätte auch ich etwas Besseres geliefert. Doch wenn man auch voraussetzen wollte, ich sei sowohl der Erfinder als der Schreiber dieser Erzählungen (wiewohl ich das Erstere nicht bin), so sage ich darauf, daß ich mich doch nicht schämen würde, wenn sie auch nicht alle schön wären, denn außer Gott selbst findet sich kein einziger Meister, welcher Alles schön und vollkommen macht. Karl der Große, welcher den Orden der Tafelrunde gestiftet, konnte ja auch nicht so Viele zu Rittern derselben schlagen, daß sie ein ganzes Heer gebildet hätten. Bei der Menge der Dinge muß Verschiedenheit stattfinden. Kein Feld war je so gut bebaut, daß sich nicht auch Nesseln, Dornen und Disteln unter die besseren Gewächse eingemischt hätten. Wer nur mit einfachen jungen Mädchen zu reden hat, wie die meisten von Euch sind, der würde sehr thöricht handeln, wenn er sich den Kopf damit zerbrechen wollte, lauter ausgesuchte Dinge zu ersinnen und immer

in einem gehörig abgemessenen Tone zu sprechen. Kurz und gut, wer meine Sachen lesen will, kann ja dasjenige, woran er ein Aergerniß nimmt, überspringen und sich nur an das halten, wovon er sich Vergnügen verspricht. Um ja Niemanden zu hintergehen, tragen sie alle ein Zeichen an der Stirne, woran man sehen kann, was sie in ihrem Schooße verborgen halten. Vielleicht wenden auch Manche ein, etliche Erzählungen seien etwas zu lang. Diesen antworte ich noch einmal: wer etwas Anderes zu thun hat, der ist ein Thor, wenn er sie liest, und wenn sie auch noch so kurz wären. Und obwohl schon eine geraume Zeit vergangen ist, seitdem ich sie zu schreiben angefangen, so habe ich doch jetzt am Ende meiner Arbeit noch nicht vergessen, daß ich damals meine Histörchen nur müßigen Personen anbot und keinen andern. Wer aber zum Zeitvertreib liest, dem kann nichts zu weitschweifig sein, so lange er seinen Zweck dabei erreicht. Kurze Vorträge haben ausschließlich für solche Leute Werth, die sich belehren wollen und also nicht lesen, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um sie nützlich anzuwenden; nicht aber für Euch, meine Damen, die Ihr kaum wißt, wie Ihr die Zeit tödten sollt, welche Ihr nicht auf die Freuden der Liebe verwendet. Da nun überdies keine von Euch weder in Athen, noch in Bologna, noch in Paris studirt hat, so muß man mit Euch etwas ausführlicher sprechen, als mit solchen, welche ihren Geist durch Studium geschärft haben. Auch zweifle ich nicht, daß sich Stimmen erheben werden, welche sagen, es seien gar zu viele Possen und leichtfertiges Geschwätz in die Erzählungen eingestreut, und für einen Mann von Ernst und Gewicht zieme es sich nicht, dergleichen Dinge zu schreiben. Diesen bin ich zu Dank verpflichtet und will ihn hiemit abgestattet haben, weil sie sich aus wohlgemeintem Eifer für meinen guten Ruf wehren; auf ihren Einwurf habe ich Folgendes zu antworten:

Ich gestehe, daß ich gewogen und vielmal in meinem Leben gewogen worden bin; eben deßwegen aber kann ich denjenigen, die mich noch nicht gewogen haben, versichern, daß ich nicht schwer bin, sondern so leicht, daß ich im Wasser oben schwimme. Bedenkt man dabei noch, daß die Predigten der Mönche, welche doch den Zweck haben sollen, den Menschen ihre Sünden vorzurücken, heut zu Tage nichts als Schwänke, Possen und leeres Geschwätz enthalten, so wird man mir wenigstens darin Recht geben, daß dergleichen Sachen weit eher für meine Erzählungen passen, welche nur geschrieben sind, um die üble Laune von den Frauen abzuhalten. Sollten sie indeß gar zu viel dabei lachen, so können die Klagelieder Jeremiä, die Passionsgeschichte oder die Bußgebete der Magdalena sie leicht wieder heilen. Und sollten sich nicht auch solche finden, die da sagen werden, ich habe eine böse, giftige Zunge, weil ich hie und da den Mönchen einen treuen Spiegel vorhalte? Denen, die dies behaupten, will ich verzeihen, weil sie ohne Zweifel ihre triftigen Gründe dazu haben werden. Die Mönche sind gar gute Leutchen, welche um der Liebe Gottes willen alle Ungemächlichkeiten zu vermeiden suchen, mitunter die Weiber kitzeln, ohne es wieder auszusagen; ja, wenn sie nicht alle ein wenig nach dem Bocke röchen, so wäre es noch weit ergötzlicher, sich mit ihnen abzugeben. Nichts desto weniger bekenne ich, daß die Dinge dieser Welt keine Beständigkeit haben, sondern Alles in einem beständigen Wechsel begriffen ist, und so könnte es sich ja auch mit meiner Zunge verhalten. Da ich in Sachen, welche mich selbst betreffen, niemals meinem eigenen Urtheile traue und folge, so fragte ich neulich eine meiner Nachbarinnen deßhalb, und diese sagte mir, ich hätte die angenehmste und süßeste Zunge von der Welt; als aber dies geschah, waren meine Erzählungen beinahe alle schon niedergeschrieben. Weil daher jene Damen offenbar zu leiden-

schaftlich über mich aburtheilen, so muß ich sie bitten, das Gesagte als meine Antwort anzunehmen. Indem ich nun jede nach Gefallen reden und glauben lasse, so wird es wohl Zeit sein, den Worten ein Ende zu machen, und daher danke ich Demjenigen, durch dessen Hülfe ich nach so langer Mühe zum ersehnten Ziele geführt worden bin. Ihr aber, meine holdseligen Damen, lebt glücklich und zufrieden unter seinem Schutze und erinnert Euch meiner, wenn die eine oder die andere von Euch ein Vergnügen von dieser Lectüre gehabt hat.

Inhalt.

Achter Tag,

Neunte Novelle.

Seite

Lauretta.

Zehnte Novelle.

Dioneo.

Neunter Tag,

Erste Novelle.

Filomena.

Zweite Novelle.

Elise.

Zweite Novelle.

Elise.

Dritte Novelle.

Filostrato.

Vierte Novelle.

Lauretta.

Fünfte Novelle.

Emilie.

Zehnte Novelle.

Boccaccio's
Romane und Novellen.

Zum ersten Male getreu übersetzt.

Vierter Band.

Dekameron und Fiammetta.

Ins Deutsche übersetzt

von

Gustav Diezel.

3te durchgesehene und theilweise neu bearbeitete Auflage.

Vierter Theil.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Amort

Boccaccio's

Dekameron und Fiammetta.

Ins Deutsche übersetzt

von

Gustav Diezel.

3te durchgesehene und theilweise neu bearbeitete Auflage.

Die Poesien sind in dieser Auflage von Herm. Kurz übertragen.

Vierter Theil.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1855.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

o

Anfang des Buches
genannt
die Klage der Dame Fiammetta
von ihr
den liebenden Frauen gewidmet.

Prolog.

Unglücklichen pflegt Lust aus der Klage zu erwachsen, erkennen oder fühlen sie Mitleid in Andern. Da nun mir, die mehr als Andere zur Klage geneigt, in langer Uebung ihr bitterer Quell nie versiegte, ja noch reichlicher sich ergoß, so wünsche ich Euch, o edle Frauen! in deren Herzen vielleicht glücklichere Liebe wohnet, durch die Erzählung meiner Leiden zu frommem Mitleid zu bewegen.

Es liegt mir nicht am Herzen, daß meine Rede zu den Männern gelange, vielmehr bleibe sie ihnen, so viel ich es vermag, gänzlich verborgen; denn so jammervoll hat sich an mir die Grausamkeit eines Einzelnen erwiesen, daß ich, alle andern ihm ähnlich wähnend, eher Hohnlächeln als Mitleid von ihnen erwarte. Euch allein, Ihr Frauen, die ich, gleich mir, als für Unglück empfänglich achte, bitte ich, sie zu lesen.

Aber Ihr werdet nicht fabelhaft ausgeschmückte griechische Mythen, nicht trojanische Schlachten, befleckt mit Heldenblut hier finden; nur Schilderungen der Liebe und die Kämpfe

heftiger Leidenschaft; in ihnen werden die bitteren Thränen, die heftigen Seufzer, die klagenden Töne und stürmischen Gedanken vor Euern Augen erscheinen, welche Tag und Nacht, mit ihrem Stachel mich peinigend, Nahrung, Schlummer, Frohsinn und Schönheit — die nur zu sehr geliebte — mir geraubt. Wollt Ihr diese Dinge mit weiblichem Sinne betrachten, o! so bin ich versichert, Ihr werdet, jede für sich oder alle zusammen, die lieblichen Wangen in Thränen baden, welche mir, denn sonst bleibt mir nichts übrig, ein Quell ewigen Schmerzes sind. So bitte ich Euch denn, haltet Eure Zähren nicht zurück und bedenket, daß, sollte meinem Geschick, dem wandelbaren, das Eure ähnlich werden (was Gott verhüte!), es Euch wohlthun würde, ähnliche Thränen von mir wieder zu erhalten. Damit nun die Zeit nicht mehr weder in Worten, noch in Thränen vergehe, will ich mich bemühen, schnell zur Erfüllung meines Versprechens zu schreiten, indem ich von meiner Liebe, die glücklicher war, als beständig, beginne, damit Ihr, von jener Wonne zur traurigen Gegenwart blickend, mich als der Unglücklichsten eine erkennen möget; dann will ich die unglücklichen Schicksale, die ich mit Recht beweine, rührend darstellen so gut ich es vermag.

Doch allererst, wenn anders das Flehen der Elenden erhört wird, wenn eine Gottheit im Himmel von Erbarmen gegen mich erfüllt ist, flehe ich tief erschüttert, gebadet in meinen Thränen, sie an, meiner trauernden Erinnerung zu helfen, die bebende Hand zu diesem Werke zu unterstützen und beide also zu stärken, daß jene die Worte gebe, und diese, williger als stark zu solchem Geschäft, die Leiden, also wie ich sie tief in meinem Innern erlitten und noch leide, niederschreibe.

Erstes Kapitel,

in welchem die Dame Fiammetta beschreibt, wer sie war und durch welche Zeichen ihr ihre künftigen Leiden vorhergesagt wurden; auch zu welcher Zeit, wo, auf was für Art, und in wen sie verliebt ward, nebst der darauf folgenden Freude.

In den Tagen, wo die neubekleidete Erde sich schöner zeigt, als zu jeder andern Zeit des Jahres, erblickte ich, von edlen Eltern erzeugt, von günstigen Glücksumständen freundlich empfangen, das Licht der Welt. O, verwünscht sei jener Tag, der abscheuliche, an dem ich geboren wurde! O, wie viel glücklicher wäre ich, wenn nie geboren, oder von der traurigen Geburt aus zu Grabe getragen, wenn nicht länger lebend als die ausgesäeten Drachenzähne des Cadmus! O hätte doch Lachesis den kaum gesponnenen Lebensfaden mir wieder abgeschnitten! Dann hätte die unentfaltete Knospe meines Daseins alle die endlosen Qualen in sich geschlossen, die jetzt zu beschreiben mein trauriges Loos ist. Doch was hilft es nun, darüber zu klagen, da ich einmal bin, und da es Gott gefallen hat und noch gefällt, mich leben zu lassen? In freudevollen Umgebungen und unter üppigen Genüssen auf der Erde empfangen und in ihnen erzogen, wurde ich, in das liebliche Mädchenalter tretend, einer ehrwürdigen Lehrerin übergeben, um mich in adeligen Sitten zu unterweisen. Und so wie ich an Alter wuchs, so auch meine Reize, die vornehmsten Quellen meiner Leiden. Wie stolz schlug mir das Herz, so klein ich auch noch war, als so Viele meine Schönheit rühmten! Wie bemühte ich mich, sie durch Sorgfalt und Kunst noch mehr zu erhöhen! Wehe mir! Und als ich nun aus der Kindheit in ein reiferes Alter übertrat und wahrnahm, wie heftig weibliche Schönheit die männliche Jugend zu entflammen vermag,

da bemerkte ich, wie meine Schönheit — dieses traurige Geschenk für ein Herz, das tugendhaft und ruhig zu leben wünscht — die Jünglinge, die meine Altersgenossen waren und viele andere Männer immer mehr mit zärtlicher Glut entzündete. Sie suchten durch Blick und Wort mir jenes Gefühl einzuflößen, das sie selbst verzehrte, das mich damals weniger als jedes andere rührte, später aber bestimmt war, mich stärker zu verzehren, als alle anderen. Viele auch bewarben sich dringend um meine Hand. Doch da bald darauf derjenige, der mir am angemessensten schien, mein Gemahl ward, verflog mit der verlorenen Hoffnung die beschwerliche Schaar meiner Freier, und ich wurde fortan nicht mehr von ihren verliebten Thorheiten bestürmt. Zufrieden mit diesem würdigen Gemahl, lebte ich nun glücklich, bis das Gift einer rasenden Liebe mit nie gefühltem Feuer in meine jugendliche Seele drang. Ach! Damals gab es nichts auf Erden, was meinen oder irgend einer andern Frau Wunsch hätte reizen können, was mir nicht sogleich in vollem Maß gewährt worden wäre! Ich war das einzige Gut und die höchste Glückseligkeit meines jugendlichen Gemahls, und so war auch er von mir geliebt, wie er mich liebte. O, wie viel glücklicher könnte ich mich preisen, als Andere, wäre ich dieser Liebe stets treu geblieben!

Während ich nun zufrieden und glücklich lebte, zog das Schicksal, das schnell alle irdischen Dinge verkehrt, und das die mir geschenkten Güter zu beneiden schien, auf einmal seine Hand von mir ab, und ließ mich durch meine eigenen Augen den Weg ins Verderben finden. Aber die Götter, welche mir damals noch günstig und für mein Geschick besorgt waren, erkannten die versteckten Fallstricke des Glücks und wollten — hätte ich doch ihre Winke verstanden! — meine Brust gegen dieselben wappnen, auf daß ich nicht wehrlos in den Kampf gehe, in welchem ich fallen sollte. Deßhalb ward ich in der

Nacht vor dem Tage, welcher der Anfang meiner Leiden war, durch ein deutliches Gesicht über die künftigen Dinge erleuchtet:

Auf meinem weichen Bette liegend, alle Glieder aufgelöst in tiefem Schlaf, kam es mir vor, als sei es Tag, aber ein Tag heiterer und strahlender als je einer, und ich selbst fröhlicher als je. Und ich, in meinem heiteren Muth, saß ganz allein auf dem Grün einer Matte, wo blühender Bäume Schatten mich vor den brennenden Strahlen der Sonne schirmten. Verschiedenartige Blumen pflückend und sammelnd, die mit ihrem Farbenspiel das Auge ergötzten, las ich wiederum die schönsten von ihnen aus, wand daraus einen Kranz und schmückte damit meine Locken. So Proserpinen gleich geziert, als Pluto sie ihrer Mutter raubte, ging ich fröhlich singend durch den neuen Frühling dahin, bis ich ermüdet mich in das weiche, dichte Gras ausstreckte und ruhte. Wie weiland eine verborgene Otter der Eurydice zarten Fuß verletzte, so schlich unter dem Rasen hervor eine Schlange und stach mich in die linke Brust. Anfangs schien es mir, als fühle ich beim ersten Eindringen ihrer scharfen Zähne ein leichtes Brennen; dann aber beruhigt, da ich nichts Schlimmeres befürchtete, verbarg ich die kalte Schlange in meinen Busen, hoffend, daß die Güte, womit ich sie an meinem Herzen wärmte, sie bewegen werde, auch mir freundlicher zu sein. Sie aber, dadurch nur sicherer und stolzer gemacht, wiederholte mit ihrem ruchlosen Mund den ersten Biß, und nach langer Zeit schien es mir, als schlüpfe sie, gesättigt von meinem Blute, hinweg von meinem Busen, und eile mit meinem Geiste über den Rasen weg, zu den Blumen, wo sie zuerst gelegen hatte. Und als sie entwich, da trübte sich der helle Tag und hüllte mich in Schatten; Dunkelheit folgte der Schlange, als würde die Nacht von ihr angezogen. Finstere

Wolken hingen herab und folgten ihr, und wie ein weißer Stein, in tiefes Wasser geworfen, nach und nach sich dem Blicke der Nachsehenden entzieht, so entschwand Alles vor meinen Augen. Dann sah ich den Himmel in dichte Finsterniß gehüllt, die Sonne entschwunden, und glaubte, eine Nacht sei angebrochen, wie sie einst bei den Griechen auf Atreus Verbrechen folgte. Blitze zuckten verworren umher, und prasselnde Donner machten mein Herz und die Erde erbeben. Und die Wunde, die bis jetzt mich nur an einer einzigen Stelle geschmerzt hatte, und noch voll von der Otter Gift war, verbreitete dasselbe in häßlichen Geschwüren über meinen ganzen Körper. Mit der fliehenden Schlange schien mir auch meine Seele entflohen zu sein; ich fühlte die Stärke des Giftes zu meinem schwachen Herzen dringen und erwartete, mich auf dem Rasen wälzend, den Tod. Schon schien die Stunde desselben gekommen, als mein Herz, noch voll Schrecken über den furchtbaren Sturm vorher und den Tod erwartend, einen so heftigen Schmerz empfand, daß der ganze Körper auch im Schlummer erzitterte, und die Bande seines tiefen Schlafes zerrissen. Kaum erwacht und noch voll Furcht über mein Traumgesicht, fuhr ich mit der rechten Hand über die verwundete Stelle, das in der Gegenwart suchend, was erst in der Zukunft meiner harrte. Als ich mich gesund und unverletzt fand, kehrte schnell mein fröhlicher Muth und meine Sicherheit zurück; ich verlachte die Thorheit der Träume und vereitelte so die Bemühungen der Götter.

Ach, wehe mir! Wie schmerzlich mußte ich später die damals verachteten Winke anerkennen! Was half es mir, meine Blindheit zu beweinen und die Götter anzuklagen, daß sie mit so viel Dunkelheit dem groben Sinne der Menschen ihre Geheimnisse andeuten! Ich erhob das schlaftrunkene Haupt und sah durch einen kleinen Spalt die neue Sonne in mein Zimmer

dringen, entfernte bei diesem Anblick jeden anderen Gedanken und erhob mich schnell.

Jener Tag war beinahe für die ganze Welt hochfeierlich, deßhalb kleidete ich mich mit vieler Sorgfalt in Gewänder, reich von Gold schimmernd und mit geübter Hand auf allen Seiten von mir geziert, um zu dem hohen Feste zu gehen, gleich einer der drei Göttinnen, als sie sich in Idas Thal um den Preis der Schönheit bewerben wollten. Als ich mich jetzt im Spiegel bewunderte, wie der Pfau seine schimmernden Federn betrachtet, und mir einbildete, Andern eben so sehr zu gefallen, als mir selbst, fiel eine Blume meines Kranzes, von der Bettgardine abgestreift oder vielleicht von göttlicher Hand unsichtbar mir vom Haupte genommen, zur Erde: aber ich, auf diese geheimen Winke der Götter nicht achtend, hob sie, als wäre nichts geschehen, wieder auf, setzte sie auf mein Haupt und ging fort. Wehe mir, welch' deutlicheres Zeichen, als dieses, das mir wurde, konnten die Götter mir geben? Gewiß keines. Dieses genügte, mir zu bedeuten, daß an diesem Tage meine freie, sich selbst gebietende Seele, ihrer Herrschaft entsetzt, Dienerin werden sollte, wie es auch wirklich geschah. O, daß damals meine Vernunft gesund gewesen wäre, daß ich diesen für mich so verhängnißvollen Tag erkannt hätte, dann würde ich ihn, in meiner Wohnung eingeschlossen, zugebracht haben! Aber obgleich die Götter denen, auf welche sie zürnen, heilsame Winke geben, so berauben sie sie doch zu gleicher Zeit der richtigen Erkenntniß. So scheinen sie gleichzeitig ihre Pflicht zu erfüllen und sättigen doch ihre Rache. Eitel also und unbesorgt, stieß mich mein Schicksal hinaus, und ich gelangte, von Vielen begleitet, langsamen Schrittes zum heiligen Tempel, wo die an solchen Tagen üblichen feierlichen Gebräuche bereits begonnen hatten. Das alte Herkommen und mein hoher Rang hatten mir zwischen andern

Damen einen ausgezeichneten Platz aufbewahrt, und ich ließ, nachdem ich mich gesetzt, wie ich immer zu thun pflegte, meine Augen schnell die Versammlung überfliegen, um die vielen Männer und Frauen zu betrachten, welche in verschiedenen Gruppen den Tempel erfüllten. Kaum hatte man mich, während der Feier der heiligen Messe, wahrgenommen, so erhoben, wie es auch sonst wohl zu geschehen pflegte, nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen ihre Blicke bewundernd auf mich, als ob Venus oder Minerva sichtbar zu ihnen herniedergestiegen wäre. O, wie oft lächelte ich bei mir selbst darüber und fühlte mich nicht weniger erhaben, als eine Göttin! Alle die Haufen von Jünglingen hörten auf, irgend eine Andere zu betrachten, und drängten sich um mich, gleichsam einen Kranz um mich bildend, während sie unter sich abwechselnd über meine Schönheit sprachen und fast einstimmig mich erhoben und rühmten. Ich aber, indeß meine Augen mit andern Gegenständen beschäftigt schienen, lauschte aufmerksam ihren Worten, und warf ihnen, gleichsam zur Dankbarkeit, zuweilen günstigere Blicke zu. Und nicht nur einmal, sondern oft gewahrte ich, daß dann einer von ihnen falsche Hoffnungen daraus schöpfte und sich gegen seine Gefährten eitel damit brüstete. So, von Vielen angestaunt und nur Wenigen einen Blick vergönnend, fest glaubend an die Alles überwindende Gewalt meiner Schönheit, nahte der Augenblick, wo ich selbst von fremdem Reiz gänzlich besiegt werden sollte. Er erschien, dieser Augenblick eines gewissen Todes oder eines unendlich qualvollen Lebens, und ich, von einem unheimlichen Geiste getrieben, erhob mit leichtem Anstand die Augen und überschaute mit festem und sicherem Blick den Kreis der um mich her versammelten Männer. Abseits von Allen, allein und an eine Marmorsäule gelehnt, zeigte sich meinem Blicke ein Jüngling, dessen Ansehen und Anstand,

was bis jeßt noch nie geschehen, meine Aufmerksamkeit unwiderstehlich an sich fesselte. Selbst nach meinem damals durch Liebe noch nicht befangenen Urtheil war er von sehr schöner Gestalt, seine Bewegungen und Geberden anmuthig, seine Kleidung anständig, und von seiner Jugend gaben der krause Milchbart und die zarten Wangen hinlängliches Zeugniß. Seine Blicke, mit denen er vor Allen mich auszeichnete, waren eben so zärtlich als verständig. Nur mit Mühe wendete ich die Augen von ihm weg, aber schon hatte sich sein Bild tief in mein Herz gegraben. Mit geheimer Wonne schaute ich im Geist das Bild seiner Schönheit an; ich war entzückt, der Gegenstand seiner Blicke zu sein, doch war ich stets auf meiner Hut, so oft sein Auge mir begegnete. Einmal, als ich unbekümmert um die Fallstricke der Liebe hinblickte und die Augen etwas länger und fester, als sonst, auf die seinigen geheftet hielt, schien ich in ihnen Worte zu lesen, die mir sagten: „O, Dame meines Herzens, du allein bist meine Glückseligkeit!“ Gewiß, wenn ich sagen würde, daß sie mir nicht gefallen hätten, so würde ich lügen; ja, sie gefielen mir so sehr, daß sie mir einen leichten Seufzer aus der Brust lockten, sammt den Worten: „Und du die meinige!“ Ich drängte sie schnell von den Lippen zurück, aber was der Mund verschweigt, wird doch von dem Herzen verstanden. Obwohl ich nun schwieg, verstattete ich doch meinen thörichten Augen die größte Freiheit, und ließ sie an den Reizen sich sättigen, welche mich bereits so sehr entzückt hatten. O, hätten doch die Götter, die alle Dinge zu weisem Ende leiten, mir nicht alle Einsicht geraubt, so könnte ich noch mir selbst angehören. Doch ich folgte unbedachtsam meinen Gelüsten, und ward eine leichte Beute der Liebe.

Und so wie der Strahl des Lichtes in weite Ferne fliegt, so drang ein Feuer aus seinen Augen, das mit seiner Flamme

die meinigen blendete. Und von den Augen drang es zum Herzen, weckte fremde und unbekannte Gefühle in ihm, erfüllte es ganz, lähmte die äußeren Lebenskräfte und ließ mich blaß und fast leblos erscheinen. Doch schnell kehrte die Glut aus dem Herzen nach außen zurück. An die Stelle der Blässe trat brennende Röthe auf meine Wangen. Von da an hatte ich keinen andern Gedanken mehr, als ihm, den ich schon liebte, zu gefallen.

Er, unbeweglich auf seinem Platze, nahm mit scharfem Blicke dies Alles wahr. Wohl schon erfahren im Reich der Liebe und Amors Waffen kennend, umgab er sich mit der Miene harmloser Demuth und liebenden Verlangens. Ha! über die Arglist, die unter dieser Milde, dieser Unterwürfigkeit verborgen war! Einmal aus seinem Herzen entwichen — so zeigte mir der Erfolg — war edle Liebe nie wieder in dasselbe eingezogen, und nur die falsche erschien auf seinem Angesichte.

Doch ich will nicht jeden Zug seiner meisterhaften Verstellung erzählen, genug, er erfüllte mich mit plötzlicher und unvorhergesehener Glut. Mag es nun sein Werk gewesen sein, oder das der Götter, genug, ich liebte und liebe noch!

Dieser also, Ihr mitfühlenden Frauen, dieser war es, den mein Herz in thörichtem Wahn unter so vielen edeln, schönen und heldenmüthigen Jünglingen, zuerst, zuletzt und einzig zum Abgott meines Lebens wählte. Dieser war es, den ich liebte und noch liebe, mehr als jeden Andern. Dieser war es, der Anfang und Ursache aller meiner Leiden und, wie ich hoffe, auch meines qualvollen Todes sein sollte. Dies war der Tag, an dem ich zuerst von einem freien Weib zur elenden Sklavin werden sollte. Dies war der Tag, an dem ich nie zuvor von mir gefühlte Liebe kennen lernte. Dies war der Tag, an dem zuerst das verderbliche Gift der Leidenschaft meine reine keusche

Brust befleckte. Wehe mir Elenden, daß zu meiner Qual je ein solcher Tag über die Welt gekommen ist. Wehe mir, wie ferne wäre von mir Angst und Kummer geblieben, hätte Finsterniß und Dunkel diesen Tag verschlungen! Wehe mir Elenden, wie war dieser Tag ein Feind meiner Ehre! Doch was klage ich! Einmal geschehene Dinge können leichter getadelt als verbessert werden. Was half es, ich war ein Raub einer feindlichen Macht, mochte nun eine Furie der Hölle oder ein feindliches Geschick meine reine Glückseligkeit beneiden, an diesem Tage feierte sie die Hoffnung unfehlbaren Sieges! Erstaunt über die neue und unbekannte Leidenschaft, gleichsam entsetzt und außer mir, saß ich in der Mitte der Frauen, war todt für die heiligen Lieder, sowie für das, was meine Genossinnen unter sich oder mit mir sprachen. So sehr erfüllte die neue und plötzliche Liebe mein ganzes Herz, daß meine Blicke und Gedanken stets dem geliebten Jünglinge zugewandt waren. Ach! ich wußte selbst nicht, wohin endlich so heftige Triebe mich führen würden! O, wie oft wünschte ich ihn näher bei mir zu sehen, tadelnd, daß er hinter den Andern stehen blieb, und auf Rechnung seiner Lauigkeit schreibend, was von seiner Seite nur Vorsicht und Berechnung war. Bereits wurde mir die Aufmerksamkeit der andern Jünglinge beschwerlich, die vor ihm standen, denn da meine Augen immer einen unter ihnen suchten, wähnten sie selbst das Ziel meiner Blicke und vielleicht meiner Sehnsucht zu sein.

Während ich in solchen Gedanken verloren war, ging der Gottesdienst zu Ende. Schon brachen meine Genossinnen auf, als ich endlich meine Seele von dem Bilde des lieblichen Jünglings gewaltsam zurückrief und wahrnahm, was um mich her vorging. Ich stand auf, meine Blicke begegneten den seinigen und lasen in seinen Augen, was die meinigen ihm zu sagen sich bemühten: wie schmerzlich mir das Weg-

gehen sei. Dennoch mußte ich mit Seufzen scheiden, ohne zu wissen, wer er sei.

O, mitfühlende Frauen, wer sollte es für möglich halten, daß ein einziger Augenblick ein Herz erschüttern kann? Wer sollte glauben, daß eine nie zuvor gesehene Person beim ersten Anblick so sehr geliebt werden könne? Wer sollte denken, daß vom bloßen Anblick sich solche Sehnsucht so wunderbar entzünden könne, daß die Entfernung von dem geliebten Gegenstand die Seele mit solchem Schmerz erfülle, den nur die Hoffnung des Wiedersehens zu lindern vermag! Wer sollte glauben, daß dieser neue Eindruck Alles verschlingt, was uns sonst mit Freude erfüllte! Gewiß Niemand, der es nicht selbst gefühlt hat, wie ich! Wehe mir, warum mußte die Liebe nur gegen mich mit nie erhörter Grausamkeit verfahren, warum ihre Lust daran finden, mich nach neuen Gesetzen zu behandeln? Oft habe ich gehört, die Liebe sei im Anfang kindisch und unbedeutend, sie werde durch die Einbildungskraft genährt, und wachse bloß allmählig zur überwältigenden Leidenschaft an. Doch wie anders ist sie mir erschienen! Siegreich drang sie im ersten Augenblick in mein Herz, ward die unumschränkte Gebieterin meiner Seele und erfüllt sie noch.

Es erging mir wie grünem Holze, das nur schwer Feuer fängt, aber, einmal entzündet, es mit längerer und stärkerer Glut festhält. Ich, die von Vielen begehrt, nie besiegt worden, wurde plötzlich von Einem besiegt, so daß ich glühte und noch glühe, diente und noch diene, mehr als je eine Andere, von dem verzehrenden Feuer ergriffen, es that. Als ich endlich in meinem Gemache allein war und unbelauscht, von mancherlei Wünschen entflammt, voll neuer Gedanken und Sorgen, und als nun Alles sich in dem mir vorschwebenden Bilde des angebeteten Jünglings verlor, da dachte ich, wenn ich auch nicht vermöge, die Liebe zu ihm aus meinem Herzen

zu verdrängen, wenigstens die Vorsicht, sie in meinen traurigen Busen verschließen müsse. Aber wie schwer dieses ist, weiß nur der, welcher es selbst erfahren. Mein Kummer war, daß ich wohl fühlte, daß ich liebte, aber nicht wußte wen.

Ich übergehe die Schilderung aller der Herzensbewegungen, welche die Leidenschaft in mir erzeugte. Nur Weniges will ich davon sagen: Eine nie empfundene lebhafte Freude hatte sich meiner bemächtigt. Ich vergaß Alles um mich her über dem Gedanken an den Liebling meines Herzens, bis mich in meinen Träumereien die Besorgniß störte, daß ich eben dadurch das Geheimniß verrathen könnte, das ich so sehr zu verhehlen strebte. Vor Allem aber sehnte ich mich, zu erfahren, wer der geliebte Jüngling sei, und bald machte mich meine Sehnsucht verschlagen genug, durch schlaue Mittel mein Verlangen zu befriedigen. Auch fand ich jetzt allen Schmuck, um den ich mich früher, als dessen kaum bedürftig, wenig kümmerte, werthvoll und unschätzbar, da ich ihn für ein Mittel hielt, noch mehr zu gefallen, und aus diesem Grunde schätzte ich auch Gold, Perlen und andere Kostbarkeiten mehr als zuvor. Ich, die bis jetzt Tempel, Feste, Gärten und das Gestade des Meeres bloß in der unschuldigen Absicht besucht hatte, mich mit meinen Freundinnen zu vergnügen, fand mich jetzt von einem anderen und neuen Verlangen dahin gezogen: ich hoffte den dort zu sehen, der meines Herzens Abgott war. Jetzt floh mich das Vertrauen, das ich früher in meine Schönheit zu setzen pflegte, und nie verließ ich das Zimmer, ohne zuvor meinen vertrauten Spiegel um Rath gefragt zu haben. Meine Hände, von einem unbekannten Meister belehrt, erfanden jeden Tag anmuthigeren Putz, der durch Kunst die natürliche Schönheit erhob und mich unter allen Frauen hervorglänzen ließ. Auch die Ehrenbezeigungen, die mir, theils aus der gegen Frauen üblichen Achtung, theils meines Ranges wegen, erwiesen

wurden, fing ich an, als Schuldigkeit anzusprechen, da ich mir schmeichelte, durch sie meinem Geliebten begehrenswerther, glänzender und erhabener zu erscheinen. Die den Frauen angeborene Sparsamkeit entwich gänzlich von mir, und ich kümmerte mich nichts mehr um meine eigenen Angelegenheiten. Meine Kühnheit wuchs und weibliche Mäßigung verließ mich. Meine Augen, bis zu diesem Tage unbefangen blickend, änderten jetzt ihren Charakter und eigneten sich eine wunderbare Fertigkeit an, sich verständlich zu machen. Noch viele andere Veränderungen gingen in mir vor, welche zu erzählen zu weitläufig wäre. Wer, gleich mir, die Liebe kennt, weiß auch, wie mannigfaltig und seltsam ihre Wirkungen sind.

Der Jüngling war, wie es sich mehr als einmal erwies, sehr klug. Er kam nur selten und mit vieler Besonnenheit an die Orte, wo ich war, und als ob er sich gleich mir vorgesetzt hätte, Jedermann die Flammen seiner Liebe zu verbergen, betrachtete er mich mit vorsichtigen und bescheidenen Blicken. Sein Anblick entzündete meine Flammen zu höherer Glut und fachte sie aufs Neue an, wenn sie je hätten erlöschen können. Gleichwohl war der Anfang dieser Liebe nicht so leicht und fröhlich, als traurig und schwer das Ende. Oft seines Anblickes beraubt, durchdrang eine schmerzliche Ahnung künftiger Leiden mein Herz. Dann entquollen tiefe Seufzer meiner Brust, meine Sehnsucht nach dem Gegenstande meiner Leidenschaft setzte mich oft so außer mir selbst, daß alle meine Umgebungen mein Betragen auffallend fanden. Doch eben diese Liebe lehrte mich, stets Vorwände zu finden, womit ich mein räthselhaftes Benehmen zu erklären wußte. Auch entbehrte ich oft der nächtlichen Ruhe, es fehlte mir an Appetit und ich wurde oft zu Handlungen veranlaßt, die man fast wahnsinnig nennen konnte, und zu unpassenden Reden, wie ich sie zuvor nie gebraucht hatte. So kam es, daß der sorg-

fältigere Putz, die glühenden Seufzer, mein neues Wesen, die wilden Bewegungen, die verlorene Ruhe und alle anderen Dinge, welche mit der neuen Liebe bei mir eingezogen waren, unter dem übrigen Hausgesinde auch die Aufmerksamkeit meiner Amme erregten, die an Jahren und Einsicht alt war. Diese, aus eigener Erfahrung schon mit der Liebesglut bekannt, stellte sich gleichwohl ganz unwissend und setzte mich mehrmals über mein seltsames Benehmen zur Rede. Doch eines Tages, als sie mich traurig auf meinem Bette liegend und meine Stirne mit trüben Gedanken bedeckt fand, fing sie, da wir allein waren, mit mir zu sprechen an: „O Tochter, die Du mir theurer bist, als ich selbst, welcher Kummer drückt Dich seit einiger Zeit? Dir vergeht ja keine Stunde ohne Seufzer, Dir, die ich sonst immer froh und ohne Kummer erblickte." Ich seufzte tief auf, als ich sie so reden hörte, wechselte mehr denn einmal die Farbe, und stellte mich schlaftrunken, um Zeit zur Antwort zu gewinnen. Kaum der Sprache mächtig, antwortete ich endlich: „Liebe Amme, nichts Neues drückt mich, nicht anders fühle ich, als sonst; nur ist der natürliche Lauf der Dinge nicht immer derselbe und macht mich jetzt tiefsinniger als gewöhnlich." — „Gewiß, meine Tochter, Du hintergehest mich," erwiederte die alte Amme, „denkst Du nicht daran, wie schwer es ist, bejahrte Personen Worte glauben machen zu wollen, die durch die Thaten und das Benehmen Lügen gestraft werden? Du hast nicht nöthig, mir zu verhehlen, was ich schon seit mehreren Tagen deutlich erkannt habe." Ach, als ich sie so reden hörte, wie schmerzten und marterten mich diese Worte: „Wenn Du es also weißt," erwiederte ich, „warum fragst Du? Dann hast Du nichts weiter zu thun, als wohl zu verhehlen, was Du entdeckt hast." — „Wahrlich," sagte sie, „ich werde wohl verhehlen, was Andere nicht wissen dürfen, und eher soll sich die Erde aufthun und mich ver-

schlingen, als daß ich jemals offenbare, was Dir zur Schande gereichen könnte! Längst bin ich gewöhnt, Geheimnisse zu bewahren, deßhalb sei ruhig und hüte Dich, daß Andere nicht erfahren, was ich aus Deinem Benehmen erkannt habe, ohne daß Du oder Andere es mir mitgetheilt. Aber wenn jene Thorheit, in welche Du gefallen bist, Dir anständig wäre, oder wenn Du jene Beurtheilungskraft hättest, wie ehedem, würde ich Alles gerne Deinem eigenen Ermessen überlassen, und meine Vorstellungen für ganz überflüssig halten. Da jedoch dieser grausame Tyrann, jung und unbewacht wie Du bist, Dich ganz unterjocht und sich Deiner Einsicht bemächtigt hat, fühle ich mich gedrungen, Dich zu erinnern und anzuflehen, aus Deiner reinen Brust die schlechten Gäste schleunigst zu verbannen, unehrbare Flammen zu löschen und Dich nicht schmählichen Hoffnungen hinzugeben. Jetzt noch ist es Zeit, mit Kraft zu widerstehen, denn wer im Anfang muthig kämpft, verjagt die schimpfliche Liebe, und ihm bleibt der sichere Sieg. Wer aber sie lange mit schmeichelnden Gedanken nährt, der kann nur schwer und spät ihr Joch abschütteln, dem er sich fast freiwillig unterworfen." — „Wehe mir," rief ich aus, „wie weit leichter sind diese Lehren zu geben, als selbst in Ausführung zu bringen." — „Die Ausführung ist möglich, wie schwer sie auch sein mag," erwiederte sie, „und sie muß geschehen. Bedenke selbst, ob Du die Hoheit Deiner Geburt, den großen Ruf Deiner Tugend, die Blume Deiner Schönheit, die Ehre der Welt und alle die andern Dinge, die edlen Frauen theuer sein sollen, und mehr denn Alles die Gunst Deines von Dir so geliebten und Dich liebenden Gemahls um dieses einzigen Wunsches willen hingeben möchtest. Gewiß, das kannst Du nicht wollen, noch glaube ich, daß Du es wolltest, wärest Du Dir selbst zu rathen im Stande. Deßhalb, um Gott, fasse Dich und entschlage Dich der falschen

Genüsse, die nur eine trügerische Hoffnung Dir verheißt, und mit ihnen der wahnsinnigen Glut. Ich bitte Dich flehentlich um dieser alten, schon von so vielen Sorgen bewegten Brust willen, von der Du die erste Nahrung empfingst, suche Dir selbst zu helfen und trage Sorge für Deine Ehre. Verschmähe meinen Rath nicht, sondern bedenke, daß schon der ernste Wille, geheilt zu werden, ein Anfang zur Genesung ist.“ Ihr erwiederte ich: „O, liebe Amme, ich erkenne die Wahrheit von Allem, was Du mir sagst, aber der Wahnsinn zwingt mich, das schlimmste Theil zu wählen, und mein Herz, im Stillen mit ihm einverstanden, strengt sich vergebens an, Deinem Rathe zu folgen, denn selbst der Wille der Vernunft wird von der herrschenden Leidenschaft besiegt. Meinen Geist besitzt und beherrscht Amor unumschränkt mit seiner göttlichen Macht, und Du weißt, daß es kein leichtes Beginnen ist, ihm zu widerstehen.“ Nachdem ich dieses gesagt, fiel ich erschöpft in ihre Arme; aber sie, noch bewegter als zuvor, begann mit strengerem Tone folgende Worte: „Ihr allein, Ihr lüsternen Frauen, der glühenden Leidenschaft entzündet, der Ihr Euch in die Arme werft, habt es ausgefunden, daß die Liebe eine Gottheit sei, da sie doch eher Wahnsinn genannt zu werden verdient. Ihr nennt Amor der Venus Sohn und sagt, er empfange vom dritten Himmel seine Gewalt, um Eure Thorheit mit der Nothwendigkeit zu entschuldigen. O Getäuschte und alles richtigen Erkenntnißvermögens Beraubte! Wißt Ihr auch, was Ihr behauptet? Amor, von höllischen Furien getrieben, sucht mit raschen Schwingen die Welt heim, nicht als eine Gottheit, vielmehr als sinnverwirrende Plage dessen, der ihn aufnimmt; obwohl er nur diejenigen besucht, die in weltlichem Ueberfluß schwelgen, weil er in ihren eitlen und müßigen Gemüthern den leichtesten Eingang findet. Sehen wir nicht die göttliche Venus, sie, die zur Fortpflanzung unseres Ge-

schlechtes nicht bloß nützlich, sondern nothwendig ist, oft in niederer Hütte verweilen. Ohne Zweifel! Aber diesen, den man aus Wahnwitz den Gott Amor nennt, gelüstet nur nach eiteln Dingen, er umschwebt nur die Günstlinge des Glücks. Dieser Erzschelm überredet die Weichlichen und Prachtliebenden zu üppiger Nahrung und Kleidung, mischt sein Gift darunter und bemächtigt sich so ihrer leichtfertigen Seelen. Selten oder nie erblickt man ihn in der Hütte der Armuth. Denn er ist eine Art Seuche, welche nur die durch Verzärtelung schwachen Theile angreift, weil diese für die Ansteckung am empfänglichsten sind. Wir finden unter dem niedern Volk gesunde, kräftige Triebe, während die Reichen und Vornehmen, unersättlich in allen Dingen, wie sie sind, nach Unziemlichem und Unnatürlichem streben. Wer viel kann, wünscht noch mehr, und möchte können, was nicht möglich ist. Hierin erkenne Dein eigenes Bild, unglückliches Weib, die Du Dir im Schooße des Ueberflusses diesen unanständigen Kummer zugezogen hast."

Lange hatte ich sie angehört, doch jetzt sagte ich endlich: „O! Alte schweig und eifre nicht wider meinen Gott. Jetzt, da Deine Sinne stumpf sind, da sich, wie billig, alle Liebenden von Dir wenden, jetzt eiferst Du beredsam gegen die Liebe und lästerst, was Dich einst entzückt hat. Und warum soll ich an der Liebe Göttlichkeit zweifeln, da weit berühmtere, weisere und mächtigere Frauen, als ich bin, sie als göttlich erkannt haben und noch erkennen? Ja, es ist wahr, sie hat mich unterjocht. Mag nun der Grund davon sein, welcher er wolle, ich kann nicht anders. So oft ich alle meine Kräfte anstrengte, mich ihr zu widersetzen, so oft wurden sie von ihrer Allgewalt besiegt. So kann denn der Tod allein oder der Besitz des Geliebten meine Qualen endigen. Und wenn Du wirklich so weise bist, als ich glaube, so bitte ich Dich,

denke vielmehr daran, durch Rath und Hülfe meine Leiden zu lindern, und kannst Du das nicht, so höre doch mindestens auf, sie noch peinlicher zu machen, und tadle das nicht länger, wozu meine Seele sich willenlos hingezogen fühlt.“ Sie aber antwortete mir nicht und verließ, nicht ohne Grund über mich aufgebracht, das Zimmer, indem sie einige unverständliche Worte murmelte.

Schon hatte sich die gute Amme, deren Rathschläge ich zurückgewiesen, entfernt und mich allein gelassen, als ich nochmals ihre Worte in der bekümmerten Brust überdachte und ungeachtet meines bestochenen Urtheils dennoch fühlte, wie voll Gewicht und Sinn sie waren. Alles, was ich vor ihr vertheidigt hatte, schwebte jetzt nochmals an meinem Geiste vorüber. Und schon fing ich an zu denken, daß ich nothwendig diesen Schlingen der Versuchung entfliehen müsse; schon wollte ich zu meinem Troste die alte Amme zurückrufen, als ein neues plötzliches Ereigniß mich davon zurückhielt.

Denn mit einem Male stand ein wunderschönes Weib vor meinen Blicken, ohne daß ich wußte, wie sie in mein verschlossenes Zimmer gekommen war. Kaum vermochten meine Blicke den Glanz zu ertragen, der sie strahlend rings umgab. Schweigend blieb sie vor mir stehen, während ich, so viel es der blendende Schimmer mir verstattete, meine Augen nach ihr hinwandte. Es gelang mir nach und nach, meine Blicke daran zu gewöhnen, und ich erkannte die himmlische Form. Ein dünn gewebtes purpurnes Gewand umhüllte den schönen Leib, doch so durchsichtig und leicht, daß, wo es die blendend weißen Glieder bedeckte, sie wie durch ein helles Glas mir in die Augen strahlten. Ihr Haupt war mit Locken, blendender und schöner als Gold, und mit einem Kranze von grünen Myrthen geschmückt. Unter seinem Schatten sah ich Augen von unvergleichlicher Schönheit, deren Anschauen himmlische

Lust gewährte. Sie verbreiteten ein wunderbares Licht, und ihr ganzes Antlitz war so reizend, daß es auf Erden nie ein gleiches gab, noch geben wird. Noch immer schwieg sie, doch, war es eigenes Wohlgefallen, oder weil sie mich so entzückt sah, genug, sie ließ nach und nach ihre himmlischen Glieder, durch das blendende Licht hindurch, klarer und deutlicher erscheinen, so daß ich eine Schönheit erkannte, welche keine Zunge aussprechen, ja ohne sie gesehen zu haben, kein Sterblicher sich vorstellen kann. Endlich, da sie sich mir nun ganz gezeigt hatte, und mich über ihre Schönheit und Erscheinung an diesem Orte höchst erstaunt sah, wandte sie sich mit freudigem Antlitz zu mir, und begann, mit einer Stimme, unendlich süßer als die unserige, also zu sprechen:

„O Mädchen, unbeständigeres als jede Andere, was willst Du thun, der alten Amme Rathschlägen zu gefallen. Weißt Du nicht, daß deren Befolgung weit schwerer ist, als die Liebe selbst, welche Du zu fliehen gedenkst. Denkst Du nicht daran, wie endlos und qualvoll die Pein ist, welche sie Dir bereiten werden? O Thörin, Du, so eben noch unser, willst Dich durch die Reden eines alten Weibes uns abtrünnig machen lassen; da Du noch nicht weißt, wie groß und süß unsere Genüsse sind? Unkluge, ergib Dich auf unsern Befehl in das, was über den Himmel wie über die Welt verhängt ist. Wisse, daß so weit der Sonnengott, der an den Ufern des Ganges mit der Morgenröthe sich erhebt und mit seinem müden Gespann sich in Hesperiens Wellen taucht, den goldenen Tag verbreitet, Alles, was Nord und Süd in sich schließt, die Herrschaft meines geflügelten Sohnes anerkennt. Und selbst im Olymp ist er ein Gott der Götter, mächtiger als alle andern, denn weder Gott noch Göttin ist, die nicht durch seine Liebespfeile besiegt worden wäre. Mit goldenen Schwingen durchfliegt er, leicht wie Luft, in einem Augenblick seine Reiche,

hat seine Blicke überall, herrscht gewaltig mit seinem Bogen, legt die in Liebesglut getränkten Pfeile auf die straffe Sehne und verwundet die Herzen der Menschen. Er bewegt die wilden Flammen der Jünglinge, ruft in lebenssatte Greise erloschene Gluten zurück und erfüllt mit nie gekanntem Feuer die reine Brust der Jungfrauen. Amor ist es, der, die Götter mit seiner Fackel berührend, sie zwang, den Himmel zu verlassen und in irdischer Gestalt auf der Erde zu verweilen. Ist nicht selbst Phöbus Apollo, der den Parnaß mit Harmonien erfüllt, mehr als einmal von ihm besiegt worden, hat er nicht erst für Daphne, dann für Clymene, für Leucothoe und für so manche andere geglüht? Und endlich hat er seine Göttergestalt in die eines armen und zärtlichen Hirten eingeschlossen und Admets Heerde geweidet. Jupiter selbst, der Vater der Götter und Menschen, umkleidete sich, von ihm bezwungen, mit noch geringeren Gestalten, und einmal in der Form eines glänzend weißen Vogels, die leichten Flügel schwingend, gab er Töne von sich, süßer als die des sterbenden Schwans. Ein andermal als Stier, trotzige Hörner auf seiner Stirne, hat er mit seinem Gebrülle die Felder erfüllt, demüthig knieend seinen Rücken der Jungfrau Europa gebeugt und sie durch das Wasserreich seines göttlichen Bruders davon geführt. Wie er Semelen in seiner Göttergestalt erschien, wie Alcmenen als Amphitrion, in Diana verstellt Callisto, wie er aus Liebe für Danae zum goldenen Regen ward — von allem Diesem laßt uns schweigen, denn es würde zu weit führen. Auch der stolze Kriegsgott, dessen gewaltige Kraft selbst die Giganten schreckte, zähmte seine wilde Natur und beugte sich liebend vor Amors Macht. Und Vulkan, der Jupiters Donnerkeile schmiedet, obwohl an das unterirdische Feuer gewöhnt, unterliegt doch den mächtigen Flammen der Liebe. Ich selbst, obwohl Amors Mutter, vermochte mich

nicht vor seinen Pfeilen zu bergen — davon zeugen meine bittern Thränen, auf Adonis Grabe geweint. Doch wozu so viele Worte? Kein Gott und keine Göttin des Himmels blieb unverletzt von seinen Pfeilen, außer Diana die Königin der Wälder, die in deren Dunkel die Liebe geflohen, oder wie Manche glauben, ihre Freuden verhehlt hat. Aber wenn Du vielleicht die Beispiele der Himmlischen ungläubig verwirfst, so forsche auf der Erde nach denen, welche Amors Macht erfuhren, doch diese sind so zahllos, daß sie weder Anfang noch Ende haben; aber unter ihnen, das kann ich mit Wahrheit sagen, sind die Trefflichsten des menschlichen Geschlechts. Blicke auf jenen Hercules, Alcmenens starken Sohn, wie er, mit der Haut des von ihm erschlagenen argäischen Löwen bekleidet, die Keule in der Hand, womit er den Riesen Anteus getödtet und den Cerberus gebändigt, wie er geduldig am Spinnrocken sitzt und aus der Wolle der schönen Jole den Faden dreht. Jedermann weiß, was Paris und Helena, was Clytemnestra und Aegist, was Achill, was Ariadne, was Leander, was Dido und so viele Andere, von Amors Pfeilen bezwungen, gethan. Wer kennt nicht diese Heroen der Liebe? Glaube mir, das Feuer der Liebe ist heilig und allgewaltig. Du weißt nun, daß Amors Macht Himmel und Erde, Götter und Menschen bezwingt, und allumfassend ist seine Kraft, da sie sich auch über die vernunftlosen Thiere erstreckt. Von ihm bezwungen, folgt in den Wäldern die Turteltaube ihrem Männchen mit Liebe, und die Tauben, die meinen Wagen ziehen, schnäbeln zärtlich mit ihrem Tauber. Kein Geschöpf der Erde, kein Gott des Himmels entgeht seiner Macht. Von seinem Pfeile getroffen, kämpft im Dickicht der Wälder der sonst so schüchterne Hirsch, jetzt wild und kühn, mit Seinesgleichen um die erwählte Hirschkuh, denn die Allmacht liebender Glut hat ihn durchdrungen. Von ihr ergriffen, wetzt der

schäumende Eber seine grimmigen Zähne, schüttelt der afrikanische Löwe seine zottige Mähne. Auch in den kühlen Fluthen der Gewässer wissen Amors Pfeile die Götter der See und die Nymphen der Flüsse zu verwunden. Deß zeugen Neptun, Glaucus, Alpheus und Andere, daß selbst die feuchten Wellen der Gewässer die Fackel der Liebe nicht zu löschen, ihre Glut nicht einmal zu lindern vermögen. Und sie, die auf der Oberfläche der Erde herrscht, wie in den Regionen des Himmels und in den bodenlosen Wassern, sie ist auch in die finstere Nacht der Unterwelt gedrungen und hat selbst den König der Schatten besiegt. So haben denn der Himmel, die Erde, das Meer und die Unterwelt seine Macht erfahren und anerkannt. Und wisse nun mit einem Wort, daß alle Wesen der Natur Amors Macht unterworfen sind, und daß sie selbst ihn als Herrn anerkennt. Wenn er gebeut, schwindet der alte Haß, feindliche Mächte versöhnen sich, und eine neue Welt ersteht in seinen Gluten. Warum nun zagen und zweifeln! Warum thörichterweise dessen Pfeilen entfliehen, dem Götter, Menschen und die Thierwelt huldigen! Wenn Du erröthest, von ihm besiegt zu sein, so weißt Du nicht, was Dir frommt! Fürchtest Du etwa den Tadel, der Dich treffen möchte, so darf Dich das nicht kümmern. Tausend trefflichere Menschen, als Du, sind in die gleichen Schlingen gefallen und haben größere Fehltritte begangen als Du. Willst Du aber trotz meiner Ermahnungen bei Deinem Widerstand beharren, so bedenke, daß Du das Unmögliche versuchst, und daß Du Jupiter an Macht, Phöbus an Geist, Juno an Reichthum und mir selbst an Schönheit nicht gleich zu sein vermagst. Und wenn wir Alle besiegt wurden, hoffst Du allein zu überwinden? Du täuschest Dich und wirst zuletzt doch unterliegen. Dir genüge denn, was aller Welt vor Dir genügt hat. Lasse Dich nicht durch die Worte erkälten: ich habe

einen Gemahl, und die heiligen Gesetze und das Versprechen der Treue verbieten mir alle andern Wünsche. Derlei nichtige Gründe widerstreiten den Gesetzen der Liebe. Amor ist stärker, als sie, er vernichtet sie und gibt seine eigenen. Hatten nicht Pasiphea, Phädra und ich selbst einen Gatten, und dennoch liebten wir! Ebenso werden auch die Männer oft genug für andere Weiber, als die ihrigen, entflammt. So Jason, Theseus, der starke Herkules und der vielgewandte Odysseus. Es ist also kein Unrecht, Männer nach denselben Gesetzen zu behandeln, welche sie sich zum Vorbilde nehmen. Ihnen ist kein größeres Vorrecht, als den Frauen, gestattet; deßhalb laß die thörichten Grillen und liebe sorglos fort, wie Du begonnen. Siehe, wenn Du dem siegreichen Amor nicht unterliegen willst, mußt Du fliehen: aber wohin willst Du fliehen, daß er Dir nicht folge und Dich nicht erreiche? Er übt an jedem Orte gleiche Macht: wohin Du also immer gehst, bleibst Du in seinen Reichen, in welchen sich Niemand vor ihm verbergen kann, den er zu verwunden wünscht. Höchst zufrieden kannst Du sein, meine Tochter, daß er Dich nicht mit schmählichen Gluten entzündet hat, wie Myrrha, Semiramis, Biblis, Canace und Cleopatra. Nicht nach neuen Gesetzen wird mein Sohn Dich behandeln, seine Gesetze sind ewig, wie die aller andern Götter; Du bist nicht die Erste, noch wirst Du die Letzte sein, welche sie befolgt. Meinst Du etwa die Einzige zu sein, die ihnen gehorcht? Ohne der übrigen Welt zu gedenken, welche von Liebenden wimmelt, blicke nur unter der zahllosen Menge Deiner Gespielinnen umher, die von gleichen Flammen ergriffen sind, und bedenke, daß das nicht schimpflich sein kann, was so Viele thun. Folge also mir und danke meiner Göttlichkeit, die Dich mit ausgezeichneter Schönheit begabt und aus der Zahl der gewöhnlichen Frauen auserlesen hat, die Lieblichkeit unserer Gaben zu erkennen."

O, Ihr mitfühlenden Frauen, wenn Amor jemals Eure Wünsche krönen wollte, was könntet oder was wolltet Ihr auf solche Worte erwiedern, von einer solchen Göttin gesprochen, wenn nicht: „Es sei, wie es Dir gefällt!" Sie schwieg, während ich, tief im Innersten bewegt, ihren Worten nachsann und einen Entschluß faßte, mit dem ich längst im Geheim vertraut war. Ich erhob mich schnell von meinem Lager, kniete mit demüthigem Herzen nieder und begann mit zitternder Stimme: „O einzige und ewige Schönheit, o himmlische Göttin, o einzige Gebieterin meiner Seele! Nur stärker zeigt und verherrlicht sich Deine Macht, je mehr und länger wir ihr widerstehen! Verzeihe mir meinen unerfahrenen Widerstand gegen die Waffen Deines nicht von mir gekannten Sohnes, thue mit mir, wie Dir gefällt, belohne, wie Du verheißen, mein Vertrauen, damit ich Deine Gaben bei Andern preise, und dadurch die Zahl Deiner Verehrer ins Unendliche sich mehre." Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als sie die Stelle, wo sie gestanden, verließ, auf mich zueilte, mich lebhaft umarmte und auf die Stirne küßte; und wie einst Dido durch den Hauch des falschen Askan von verborgenen Flammen ergriffen ward, so fachte der Athem ihres Mundes meine ersten Wünsche feuriger und heftiger an als zuvor. Sie schlug hierauf ein wenig ihr Purpurgewand zurück, nahm aus demselben das Bildniß des geliebten Jünglings, zeigte es mir und sprach: „Betrachte diese Gestalt, junges Weib, ich habe keinen Deiner Unwürdigen Dir zum Geliebten erkoren. Dieser Jüngling, der Liebe einer Göttin würdig, liebt Dich, nach meinem Gebot, mehr als sich selbst und wird Dich immer so lieben, und deßhalb überlasse Dich freudig und voll Zuversicht seiner Liebe. Deine Gebete haben, als würdig erfunden, mein Ohr erreicht und mich mit Mitleid erfüllt, und deßhalb hoffe, wie Du verdient, auf die Selig-

keit erwiederter Liebe.“ Hierauf entschwand sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen, schnell meinen Blicken. Wehe mir Armen! Wenn ich jetzt an Alles zurückdenke, was hernach erfolgt ist, zweifle ich keinen Augenblick, daß nicht Venus es war, die mir erschien, sondern Tisiphone. Und wie einst Juno, den Glanz ihrer Gottheit verhüllend, die abgelebte Gestalt eines alten Weibes annahm, um Semele zu verderben, so hatte jetzt diese Furie ihr furchtbares Schlangenhaar abgelegt, und war mir als die herrliche Liebesgöttin erschienen, mich mit ihren trügerischen Worten zu verführen. Ich Unglückselige schenkte ihnen nur zu leicht Gehör und ließ mich bethören, dich, o fromme Treue, ehrwürdige Zucht, heilige Keuschheit, einziger und höchster Schutz züchtiger Frauen, von mir zu werfen. Verzeihet mir, wenn je schwere Reue und Buße der Schuldigen Anspruch auf Vergebung zu erwerben vermag!

Als die Göttin meinen Blicken entschwunden war, schwelgte ich in Gedanken sehnsüchtig in den von ihr mir verheißenen Freuden, und obgleich die berauschende Leidenschaft alle meine Sinne und Gedanken gefesselt hatte, blieb mir doch noch so viel Besinnung übrig, einzusehen, daß eine Liebe, des Schleiers des Geheimnisses beraubt, selten oder nie ihr Ziel glücklich erreicht. Und deßhalb beschloß ich, so schwer es mir auch immer wurde, meine Wünsche der Vernunft zu unterwerfen, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Und gewiß, wie sehr mich auch oft verschiedene Umstände drängten, so wurde mir doch so viel Gunst vom Schicksal, daß ich meinen Vorsatz nie überschritt und standhaft schweigend meine Leiden ertrug.

Ja, die Kraft dieses Rathes ist noch immer wirksam, denn obgleich ich die volle Wahrheit schreibe, so ist es mir doch gelungen, sie so darzustellen, daß, Denjenigen ausgenommen, dem Alles so gut als mir selbst bekannt ist, da er

Ursache all' meines Unheils war, Niemand, selbst mit dem größten Scharfsinn, errathen könnte, wer ich sei. Und ich bitte ihn, wenn je ein Zufall ihm diese Blätter in die Hände führen sollte, das zu verschweigen, was, wenn er es bekannt machte, ihm weder Nutzen noch Ehre bringen könnte. Ich bitte ihn, der sich selbst, ohne mein Verschulden, von mir gewendet, meiner Ehre zu schonen, denn diese ist ein Gut, welches ich zwar mit Unrecht besitze, das er mir aber, wie er wohl weiß, nicht wieder zu erstatten vermöchte, wenn er es noch so gerne wollte.

Diesem Entschlusse gemäß, und mit höchster Anstrengung meine leidenschaftlichen Wünsche bezähmend, bemühte ich mich, durch die geheimsten Zeichen, so oft ich Gelegenheit fand, dem Jüngling eben die Glut einzuhauchen, die in mir selbst loderte, und ihn, gleich mir, besonnen und vorsichtig zu machen. Und ich hatte in Wahrheit nichts Schweres unternommen, denn wenn anders der äußere Schein wahres Zeugniß für die Eigenschaften der Seele gibt, so sah ich in kurzer Zeit den Erfolg meiner Bemühungen und erblickte ihn nicht nur voll glühender Liebe, sondern auch voll kluger Vorsicht. Von vollkommener Ueberlegung geleitet, beflissen, meinen Ruf zu bewahren, und wenn es Zeit und Ort gestatteten, seiner Liebe lebend, bewarb er sich, nicht ohne die größte Mühe, wie ich glaube, und mit vieler Kunst um den vertrauten Umgang eines meiner Verwandten, und zuletzt um die Freundschaft meines Gatten. Und diese zu erwerben, gelang ihm nicht nur, sondern er erhielt sie auch in so hohem Grade, daß die innigsten Bande sie vereinigten, und Einer in dem Andern lebte. Wie sehr mir dieses gefiel, werde ich wohl nicht zu versichern brauchen, denn wer möchte thöricht genug sein, im mindesten hieran zu zweifeln. Diese Vertraulichkeit bewirkte, daß wir uns zuweilen öffentlich schon sprechen konnten.

Ihm aber schien es Zeit, bedeutendere Schritte zu thun; wenn er jetzt wahrnahm, daß ich ihn hören und verstehen konnte, so wußte er auch mit Andern auf eine Art zu sprechen, welche mich, die hierin nur allzu gelehrig und lernbegierig war, bald einsehen ließ, daß nicht das Wort allein unsere Zuneigung kund zu thun und Gegenliebe zu erlangen vermag, sondern daß auch Blick und Hand, Ton und Geberde einer vielsagenden deutlichen Sprache mächtig sind. Dies war mir so angenehm, und ich verstand es bald mit solcher Einsicht, daß wir uns gegenseitig Alles, was wir nur wollten, durch Zeichen mittheilen konnten und immer gewiß waren, uns vollkommen zu verstehen. Doch auch dies befriedigte ihn bald nicht mehr, und er bestrebte sich, in Bildern mir seine Wünsche lebendiger zu schildern und auch mich eine gleiche Sprache zu lehren. Er nannte mich zu diesem Zwecke Fiammetta, sich aber Panfilo. Und ach! wie oft erzählte er in meiner Gegenwart im Kreis meiner liebsten Freunde, strahlend vom Glanz der Liebe, wie Amor uns Beide zuerst besiegt hatte, und dann, immer unter den Namen Fiammetta und Panfilo, die er als Griechen auftreten ließ, schilderte er alle darauf gefolgten Begebenheiten, während er auf das Sinnreichste den Orten und Personen Namen beilegte, welche die ganze Erfindung um so wahrscheinlicher machen mußten. Oft belächelte ich seinen Scharfsinn und seine Kühnheit, nicht minder aber die Einfalt seiner Zuhörer, oft jedoch fürchtete ich auch, er möchte im Feuer seiner Darstellung zu weit gehen, und die Grenzen der Klugheit überschreiten. Er aber, klüger als ich ihn glaubte, hütete sich mit Sorgfalt vor jeder Verirrung.

O, liebende Frauen, was lehrt doch Amor seine Untergebenen, und was Alles zu lernen macht er nicht fähig? Ich, ein einfaches, schüchternes Weib, und kaum fähig, mit meinen Freundinnen über die alltäglichsten Dinge zu sprechen, übte

mich so eifrig in seine Weise ein, daß ich in kurzer Zeit an Erfindung und Sprache alle Dichter hätte übertreffen können. Fast immer wußte ich, sobald ich seine Erzählung gehört und den geheimen Sinn derselben begriffen hatte, durch eine schnell erfundene Novelle ihm die erwünschte Antwort zu geben. Lauter Dinge, die nach meiner Ansicht für eine junge Frau sehr schwierig zu lernen, und noch schwerer auszuführen sind. Doch dieses erscheint gering und unbedeutend gegen die kluge Vorsicht, die wir gebrauchten, um die Treue einer meiner Dienerinnen zu erproben; doch ich übergehe dies, da es nicht in dem Zwecke unserer Darstellung liegt. Nach dieser Probe beschlossen wir, sie zur Mitwisserin des Geheimnisses zu machen, um welches bis dahin noch kein Dritter wußte, denn wir fühlten, daß irgend ein Mittel gefunden werden mußte, uns näher zu sein, wenn wir nicht unerträgliche Liebesqualen dulden wollten. Genug! denn es würde zu weitläufig sein, alle unsere Kunstgriffe zu erzählen. Sie waren nicht allein je von Keinem vor uns geübt worden, sondern vielleicht hatte auch nie Jemand deren ähnliche erdacht. Und, obgleich ich jetzt weiß, daß sie alle zu meinem Verderben ersonnen waren, denke ich doch heute noch mit Vergnügen daran.

Wenn ich mich nicht irre, meine Damen, so war die Geistesstärke für unsere Jahre nicht gering, sofern man in Betracht zieht, daß zwei junge liebende Herzen, gegenseitig von den heftigsten Begierden beherrscht, sich so lange in den Schranken der Vernunft hielten. Gewiß war diese Selbstbeherrschung so groß, daß sie der edelsten Männer würdig gewesen wäre. Doch meine Feder, minder ehrbar als leichtfertig, bereitet sich zu der Schilderung kühnerer Scenen. Zuvor aber laßt mich Euer Mitleid anrufen und jene Gewalt der Liebe, welche in der zarten Brust des Weibes wohnt, um mich bei Euch zu entschuldigen, wenn meine Worte Euch strafwürdig

erscheinen sollten. Und du, keusche Scham, von mir zu spät erkannt, verzeihe mir; und ich bitte dich, sei nachsichtig gegen die schüchternen Damen, damit sie, von dir nicht bedroht, unbekümmert das lesen können, was sie von der Liebe verlangen.

Ein Tag nach dem andern verstrich und immer blieb es nur Hoffnung, was wir Beide so sehnlich wünschten, und Beide fühlten diese Verzögerung schmerzlich genug; da geschah es, daß der Eine der Andern dies in heimlichem Gespräch ausdrückte, und diese sich darüber übermäßig spröde zeigte, wie wohl Ihr selbst, die Ihr Euch dazu zwingen müßt, wisset, daß geliebte Damen zu thun pflegen. Er aber, meinen Worten nicht glaubend, und durch den Erfolg kühner als klug, wußte Ort und Zeit geschickt zu wählen, um in meinen Armen das Glück zu finden, welches ich, ob ich es gleich nicht bekannte, eben so heiß wie er begehrt hatte. Wollte ich sagen, daß dies die Ursache war, weßhalb ich ihn liebte, so müßte ich bekennen, daß mit dieser Erinnerung jedesmal ein Schmerz ohne Gleichen in meine Seele dringt. Aber hierin ist Gott mein Zeuge, dies war und ist der geringste Grund meiner ewigen Liebe zu ihm. Deßhalb läugne ich aber nicht, daß es mir damals, wie jetzt, sehr angenehm war. Und wer könnte wohl so unerfahren sein, daß er nicht wüßte, wie wir das, was wir lieben, nicht entfernt, sondern ganz nahe wünschen, und um so eifriger, je stärker unsere Liebe ist? Dieser Stunde, deren Möglichkeit ich zuvor weder geglaubt, noch geahnet hatte, folgten noch mehrere. Das Glück und unser Erfindungsgeist begünstigten lange mit Erfolg unsere mit Gefahren umgebene Liebe. Jetzt aber ist alles Glück, leichter als der Wind, weit, weit von mir geflohen. Aber während die Zeit so wonnevoll verfloß, wie nur die Liebe sie kennt, war es mir doch oft nicht vergönnt, ihn ohne die Furcht bei mir zu sehen, daß unsere Zusammenkünfte kein Geheimniß wären. O! wie theuer war ihm

mein stilles Gemach und wie gerne nahm es ihn auf! Heiliger sah ich ihn es achten, als jeden Tempel der Welt! Wehe mir, welche süßen Küsse, welche liebetrunkenen Umarmungen, welche Nächte voll süßen Geplauders, heller als der Tag und ohne Schlummer verbracht, und alle andern entzückenden Freuden der Liebenden, waren in jenen glücklichen Zeiten so reichlich über uns ausgegossen! O heiligste Scham! du allzustrenge Richterin sehnsuchtsvoller Seelen, warum willst du jetzt meinen dringenden Bitten nicht weichen? Warum hältst du meine Feder zurück, daß sie die einst genossene Seligkeit nicht schildern darf? Denn nur dann, wenn ich sie in ihrem ganzen Umfange darstellen dürfte, würde die Größe meines jetzigen Elendes begreiflich sein, und zärtliche Seelen vielleicht zum Mitleid rühren. Gerne würde ich mehr sagen, doch du gestattest es nicht. So mögen denn diejenigen, denen die Natur das Vorrecht verlieh, aus dem Gesagten das zu erkennen, was verschwiegen wird, mögen diese es den andern, minder Begabten, kund thun! Auch weiß ich wohl, daß es schicklicher gewesen wäre, selbst das so eben Geschriebene in Schweigen einzuhüllen, als es bekannt zu machen. Aber wer vermag der Liebe zu widerstehen, wenn sie mit voller Kraft auf uns eindringt. Mehr als einmal habe ich an dieser Stelle die Feder niedergelegt, und immer nahm ich sie auf das Geheiß der Liebe wieder auf, bis ich zuletzt ihr, der ich als eine freie Frau nicht hatte widerstehen können, nun als ihre Sklavin unbedingten Gehorsam leisten mußte. Sie zeigte mir, daß verstohlene Freuden eben so köstlich sind, als die in der Erde verborgenen Schätze. Aber was frommt es mir, noch länger bei solchen Reden zu verweilen? Damals, so fahre ich nun fort, weihte ich der heiligen Göttin, welche die Verheißerin und Geberin meiner Freuden war, oft meinen feurigsten Dank. O! wie oft, das Haupt bekränzt mit zarter Myrthe, den Blüthen des

ihr geweihten Baumes, kam ich zu ihren Altären, ihr Weihrauch zu streuen! Wie oft schmähte ich den Rath der alten Amme! Wie oft aber auch verhöhnte ich, freudetrunken, wie ich war, die Liebe meiner Freundinnen, und tadelte laut an Andern, was ich so deutlich in meiner Seele fühlte! Dann sagte ich oft frohlockend bei mir selbst: „Nicht Eine ist geliebt, wie ich es bin! nicht Eine liebt so würdige Liebe, wie ich! nicht Eine bricht der Liebe Früchte so festlich schön, wie ich!“ Ich achtete die Welt für nichts und wähnte mit dem Haupt den Himmel zu berühren. Nichts fehlte mir mehr zu dem höchsten Gipfel der Glückseligkeit, als die Erfüllung des Wunsches, den Grund meines Glückes laut verkünden zu dürfen, denn es schien mir unmöglich, daß das, was mich so entzückte, nicht auch Andere mit gleichem Entzücken erfüllen sollte. Aber hier hielt die Scham, dort die Furcht mich zurück! Die erste bedrohte mich mit ewiger Schande, die andere mit dem Verlust dessen, was das feindliche Schicksal mir dennoch geraubt hat.

So vergönnte mir die Liebe, lange Zeit in süßer Freude, geliebt und befriedigt, fortzuleben. Ich beneidete kein anderes Weib um ihr Glück. Ach! und wie wenig dachte ich, daß jenes Glück, welches ich damals mit vollem, freiem Herzen genoß, Keim und Pflanze künftigen Elendes sein könnte, wie ich es jetzt mit betrübtem Herzen und vergebens erkenne.

Zweites Kapitel.

Fiammetta schreibt von dem Scheiden ihres Geliebten, seiner Abreise und ihrem aus dieser Trennung entsprungenen Schmerz.

Während ich so, auf die eben beschriebene Weise, die Tage eines frohen und angenehmen Lebens verbrachte, wenig um die Zukunft bekümmert, schlich das feindliche Geschick mir mit leisen, sichern Tritten nach; bereitete mir sein tödtliches Gift, und stand, nicht von mir erkannt, schon voll unversöhnlichen Hasses hinter mir. Nicht zufrieden, mich aus einer freien Frau in eine Sklavin der Liebe verwandelt zu haben, sah es kaum, daß eine solche Knechtschaft mir entzückende Freude war, als es darauf sann, meine Seele auf eine empfindlichere Art zu verwunden. Und sobald der von ihm gewählte Augenblick gekommen war, bereitete es mir seinen Wermuthstrank, den ich wider meinen Willen trinken mußte, und der schnell meine Lust in Trauer, das süße Lachen in bittere Thränen verwandelte.

Wenn ich mir diese Leiden ins Gedächtniß zurückrufe, ja wenn ich nur denke, ein Anderer hätte sie beschrieben, so ergreift mich ein unendliches Mitleid mit mir selbst, alle Kräfte verlassen mich; unzählige Thränen füllen meine Augen und gestatten mir kaum, meinen Vorsatz zu vollbringen. Doch will ich, so schwer es mir auch werden sollte, mich bestreben, das einmal Begonnene zu Ende zu führen.

Es war zu unfreundlicher Jahreszeit, als er und ich, wie wir immer pflegten, die länger zögernde, verschwiegene Nacht, auf dem reichsten Lager ruhend, in meinem Gemache zubrachten. Eine große Fackel, die einen Theil des Zimmers erhellte, verstattete ihm seine Blicke an meinem Anblick zu erfreuen, so wie mir an dem seinigen. Wir tauschten in un-

endlicher Seligkeit unsere Gedanken, und vergnügten uns gegenseitig an unserem Anblick, doch gleichsam von ihrem eigenen Lichte trunken, weiß ich nicht, wie auf kurze Zeit von dem trügerischen Schlaf besiegt, die Augen sich schloßen und das Wort erstarb. Und als dieser Schlummer, so süß und leise, wie er gekommen war, mir entwich, trafen Klagetöne aus dem Munde des theuren Geliebten meine Ohren, und schon wollte ich, wegen seiner Gesundheit von tausend Sorgen gequält, schnell ihn fragen, was ihm fehle, als ein neuer Entschluß mich schweigen hieß. Und mit gespanntem Ohr und geschärftem Blick hörte ich ihm eine Zeitlang zu. Allein meine Ohren konnten kein vernehmliches Wort erlauschen, nur das erkannte ich deutlich, daß ängstliches Wimmern und Schluchzen ihn zu ersticken drohte, und Gesicht und Brust in Thränen gebadet waren. Ach! welche Sprache vermag zu schildern, was bei diesem Anblick, dessen Quell ich nicht kannte, durch meine Seele drang? Tausend Gedanken durchkreuzten in einem Augenblick mein Gemüth und endigten alle in einem einzigen, nämlich dem: daß er, für ein anderes Weib glühend, wider Willen bei mir verweile. Mehr als einmal schwebten mir die Worte auf den Lippen, ihn um die Ursache seines Schmerzes zu fragen, aber die Furcht, es möchte ihn beschämen, von mir in seinen Thränen überrascht zu sein, drängte sie wieder zurück. Mehr als einmal wandte ich auch die Augen von ihm, damit die heißen Thränen, die ihnen entquollen, nicht auf ihn fallen und ihm entdecken möchten, daß er von mir bemerkt sei. O! wie viel Kunstgriffe dachte ich mir aus, um ihn sicher zu machen, daß er von mir nicht beobachtet worden sei, und doch ward ich zuletzt von der Begierde, die Ursache seiner Thränen zu wissen, überwunden, und damit er sich zu mir wenden möchte, bewegte ich mich plötzlich, gleich einem, der, von einem furchtbaren Traume geängstigt, Schlaf und Traum plötzlich unter-

bricht, stöhnte einige klagende Töne hervor und schlang einen meiner Arme um seine Schultern.

Und meine Verstellung glückte, denn er verbarg seine Thränen, wandte sich schnell heiter zu mir und sagte mit süßer Stimme: „O meine Theure, sprich, was erschreckt Dich?" Worauf ich ohne Zaudern erwiederte: „Es kam mir vor, als verlöre ich Dich!" Wehe mir, daß meine Worte, ich weiß nicht welcher Geist sie mir eingab, wahre und sichere Vorboten des Künftigen gewesen sind, wie ich es jetzt deutlich erkenne! Er aber antwortete: „O, meine Geliebte, der Tod allein vermag uns zu trennen." Ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten unmittelbar, und kaum hatte ich ihn um die Ursache seiner Traurigkeit gefragt, als aus seinen Augen von Neuem Thränenströme zu fließen begannen und die noch feuchte Brust überströmend bedeckten. Und noch eine lange Zeit verging, denn das Schluchzen verhinderte ihn zu sprechen, ehe er auf meine vielfachen Fragen etwas erwiedern konnte. Aber sobald er sich von diesem schmerzhaften Eindruck befreit fühlte, antwortete er mit oft unterbrochener Stimme:

„O, Gebieterin meines Herzens, die ich über Alles liebe, wie meine Handlungen Dir klar beweisen können, wenn meine Worte einigen Glauben verdienen, so kannst Du gewiß sein, daß nicht ohne herben bittern Grund meine Augen so reichliche Ströme von Thränen vergießen, denn so oft mir das ins Gedächtniß kommt, was jetzt in meiner Liebeswonne mich peinigt, so gräme ich mich einzig und allein darüber, daß es unmöglich ist, mich in zwei Personen zu theilen, denn alsdann könnte ich der Liebe und Pflicht mit einem Mal genug thun, und theils hier bleiben, theils dorthin gehen, wohin ernste Pflichten mich mit Allgewalt ziehen. Da ich aber dies nicht vermag, so drückt eine schwere Betrübniß mein armes Herz, wie Jeder sie fühlen muß, welchen von einer Seite die verrathene Kindes-

pflicht aus Deinen Armen in die Ferne reißt, und von der andern die höchste Gewalt der Liebe zurückhält."

Diese Worte drangen mit nie gefühlter Bitterkeit in mein gequältes Herz, und obgleich mein Verstand sie nicht vollkommen begriffen hatte, so waren sie doch von den leider nur allzu aufmerksamen Ohren aufgenommen worden und ließen, in Thränen verwandelt, durch die Augen wieder ausströmend, dennoch im Herzen ihren herben Stachel zurück.

Das war die erste Stunde, in welcher ich, mitten in meiner Freude, tödtlich schmerzende Wunden empfand. Dies war die Stunde, welche mich Thränen ohne Maß vergießen ließ, Thränen, wie ich sie nie zuvor geweint hatte, Thränen, welchen keines seiner Worte, seiner Tröstungen, so reichlich er sie auch spendete, Einhalt zu thun vermochte. Aber nachdem ich lange Zeit bitterlich geweint hatte, bat ich ihn dringend, mir doch zu sagen, welche fromme Pflicht ihn aus meinen Armen rufe. Er erzählte mir nun, von Thränen unterbrochen, Folgendes:

„Der unvermeidliche Tod, das letzte Ziel alles menschlichen Beginnens, hat erst neuerlich meinen Vater aller seiner Kinder beraubt, und nur mich allein übrig gelassen. Er nun, ohne Gattin, gedrückt von der Last der Jahre, aller andern Aufmunterung beraubt, und ohne Hoffnung, noch Kinder zu haben, fordert mich, den er nun schon seit mehreren Jahren nicht gesehen hat, auf, zu ihm zurückzukehren, um der Trost seines Alters zu sein. Schon sind mehrere Monate verstrichen, seit ich, um Dich nicht verlassen zu müssen, durch mancherlei Entschuldigungen diesen Aufforderungen ausgewichen bin. Er aber, zuletzt der Ausflüchte müde, beschwört mich, bei meiner liebevoll in seinem Schooße gepflegten Kindheit, bei der Liebe, die er stets gegen mich gefühlt und die ich hinwiederum ihm schuldig bin, bei der Heiligkeit des kindlichen Gehorsams, zu

ihm zurückzukehren. Ach! wie gewaltig sind die Gesetze der Natur! Nur meiner großen Liebe zu Dir war es möglich, dieser frommen Pflicht nicht schon längst Genüge zu leisten. Deßhalb beschloß ich bei mir, mit Deiner Beistimmung zu ihm zu reisen und zu seinem Trost einige Zeit bei ihm zuzubringen; aber da ich nicht begreife, wie ich ohne Dich werde leben können, und die ganze Last dieses Gedankens jetzt auf meine Brust fällt, so darf ich wohl mit vollem Rechte meinen Thränen ihren Lauf lassen.“ Hier schwieg er.

Wenn jemals Eine von Euch, Ihr weiblichen Seelen, zu denen ich rede, heiß liebte, und im gleichen Falle mit mir sich befand, so hoffe ich, daß diese begreifen wird, wie unendlich in jener Stunde die Qual meines so heißliebenden Herzens war. Anderen versuche ich es nicht begreiflich zu machen, da jedes Wort vergeblich sein würde. Ich sage also im Allgemeinen, daß bei Anhörung dieser Worte meine Seele meinem Körper zu entschweben suchte, und vielleicht auch entflohen wäre, wenn sie sich nicht in den Armen dessen gefühlt hätte, den sie am meisten liebte. Gleichwohl blieb sie verzagend und dem Schmerz erliegend, so daß ich lange Zeit kein Wort hervorzubringen vermochte. Aber als sie sich nach einiger Zeit wieder gewöhnt hatte, den nie empfundenen Schmerz zu ertragen, gab sie den erschöpften Lebensgeistern ihre vorigen Kräfte zurück, so daß die starr gewordenen Augen von Thränen überfloßen und die Zunge der Rede wieder mächtig wurde. So wandte ich mich denn zu dem Gebieter meines Herzens und sprach:

„O! höchste, einzige Hoffnung meiner Seele, mögen meine Worte, mit der Kraft ausgerüstet, Deinen neuen Entschluß zu erschüttern, in Dein Gemüth dringen, damit, wenn Du mich wirklich liebst, wie Du versicherst, Dein und mein Leben nicht vor der Zeit dieser traurigen Erde entnommen werde! Du bist, hier von Kindespflicht, dort von Liebe bewegt, jetzt un=

schlüssig über das, was Du thun sollst. Aber gewiß, wenn die Worte, mit denen Du mir nicht einmal, sondern so oft Deine Liebe betheuert hast, wahr gewesen sind, so gibt es keine Pflicht in der Welt, welche die Gewalt haben dürfte, der Pflicht der Liebe zu widerstreben und Dich meinen Armen zu entführen. Höre mich und entscheide: Die Trennung von Dir würde mir das Leben kosten, da ich bis jetzt kaum einen Tag verleben konnte, ohne Dich zu sehen. Das ist mehr, als ein Weib ertragen kann. Wenn Du mir vielleicht einwenden willst, daß ich bereits in meiner Liebe noch größere Schwierigkeiten mit Kraft und Klugheit überwunden habe, so gestehe ich dies, aber ich war gestärkt durch Deine Nähe — fern von Dir vermag ich nichts. Ich kannte Dich zuvor nur vom Sehen, und obwohl ich mich zu Dir hingezogen fühlte, hatte ich doch nicht die Seligkeit erwiederter Liebe kennen lernen, und Niemand wird wohl daran zweifeln, daß es weit schmerzlicher sei, das zu verlieren, was man schon besitzt, als das, was man erst zu besitzen hofft. Darum, ich fühle es, wird Trennung mein unvermeidlicher Tod sein. Siegt die Kindespflicht gegen den alten Vater über die Liebe zu mir, so wirst Du meines Todes Ursache, und kein Liebender, sondern ein Mörder sein, wenn Du jener folgst. Ach! könntest oder wolltest Du, selbst wenn ich einwilligte, den wenigen Jahren, welche Dein alter Vater noch zu hoffen hat, die lange Lebenszeit, welche ich naturgemäß noch erwarten kann, zum Opfer bringen? Welche ruchlose Kindesliebe würde das sein! Glaubst Du denn, Panfilo! daß irgend ein Mensch, wie groß auch sein Werth für Dich sei, wäre er Dir auch noch so eng durch Verwandtschaft, Blut oder Freundschaft verbunden, Dich liebe, wie Du von mir geliebt wirst? Da hättest Du sehr Unrecht. Wahrlich! Niemand liebt Dich, so wie ich! Je mehr ich Dich also liebe, um so mehr bist Du mir verpflichtet. Deßhalb gib mir, als der Würdigern, den Vorzug, und redlich gegen mich,

entschlage Dich jeder andern Pflicht, welche dieser widerstreitet. Laß den alten Vater ohne Dich ruhen, und wie er vormals lange ohne Dich gelebt hat, so mag er, wenn es ihm gefällt, auch künftig ohne Dich leben, und wo nicht, so mag er sterben. Schon Jahre lang, wenn ich recht gehört habe, schwebt die Hand des Todes über ihm und länger schon verweilt er auf Erden, als ziemlich. Darum, wenn sein Leben beschwerdevoll, wie das Leben der Greise zu sein pflegt, wirst Du nicht Deine Pflicht gegen ihn weit besser erfüllen, wenn Du ihn sterben lässest, als wenn Du sein kümmerliches Dasein verlängerst? Aber mir, die ohne Dich nicht wußte, was Leben ist, noch ohne Dich zu leben vermöchte, mir, bei meiner Jugend, winkt ein langes Leben und noch viele Jahre, die ich in Freuden mit Dir verleben kann. Ja, könnte Deine Reise bei Deinem Vater solche Wirkungen hervorbringen, wie einst der Trank der Medea bei Jason, so wollte ich Deine Kindesliebe gerecht nennen, und ihrer Vollziehung nicht widerstreben, so schwer es mir auch würde; doch von solcher Art wird sie, wie Du wohl weißt, nicht sein. Oder wenn Du vielleicht mehr Grausamkeit hegest, als ich glaube, und Dich um mich, die Du doch ohne allen Zwang, aus freier Wahl geliebt hast und liebest, so wenig kümmerst, daß Du meiner Liebe jene an den Greis verschwendete Pflicht vorziehen willst, mit welchem Dich nur der Zufall verbunden hat, so sei doch mindestens gegen Dich selbst mitleidiger, als gegen mich oder ihn. Und Du, welcher — wenn Deine Blicke und Deine Worte mich nicht getäuscht haben — fern von mir Todespein litt, und nur in meiner Gegenwart sich des Lebens erfreute, glaubst Du, daß es Dir möglich sein werde, jetzt solch eine lange Zeit ohne mich hinzubringen? Im Namen der Götter flehe ich Dich an, schone Dich selbst, und, wenn es wahr ist, wie ich gehört habe, daß ein langer Schmerz den Menschen tödten kann, so bedenke,

daß diese Trennung Dir den Tod zu geben vermag, diese Trennung, die Dir unerträglich ist, wie Deine Thränen und das Schlagen Deines Herzens, das ich regellos in der Brust klopfen fühle, bezeugen! Und wenn es Dir auch nicht den Tod bringt, so wirst Du doch ein Leben führen, das schlimmer ist, als Tod. Ach! wie ist seit dieser Stunde mein liebendes Herz von Mitleid gegen mich selbst und gegen Dich so bedrängt und zerrissen! Darum flehe ich Dich an, sei nicht so thöricht, Dich, aus Pflicht gegen irgend eine Person, wer sie auch sei, einer großen Gefahr auszusetzen. Bedenke, daß der in der Welt verwaist ist, der sich selbst nicht liebt. Dein Vater, gegen den Du jetzt so kindlich empfindest, hat Dir nicht darum das Leben gegeben, damit Du dir selbst den Tod bereitest. Und wer zweifelt, daß er, wenn es erlaubt wäre, ihm unsere Lage zu schildern, als weiser Mann nicht vielmehr sagen würde: Bleibe! Und wenn ihn die Billigkeit nicht dazu bewegte, so würde es das Mitleid thun. Deßhalb fasse Deinen Entschluß dem Ausspruch gemäß, welchen er selbst thun würde, wenn unser Verhältniß ihm bekannt wäre oder bekannt werden dürfte. Entsage dieser uns beiden gleich schrecklichen Trennung, die Dein Vater selbst nicht billigen würde. Gewiß, Geliebter meines Herzens, müssen die bereits angeführten Gründe Dich noch weit mächtiger zurückhalten, wenn Du noch dazu bedenkest, wohin Du gehest, denn ich habe ja von Dir selbst vernommen, daß Dir Deine Vaterstadt, für welche sonst Jedermann Liebe fühlt, verhaßt ist. Sagtest Du nicht selbst zu mir: Meine Vaterstadt ist voll prächtiger Worte und kindischer Handlungen. Man dient dort nicht tausend Gesetzen, sondern so vielen Meinungen, als es Menschen da gibt. Alles trägt Waffen und zittert doch vor bürgerlichem und fremdem Kriege. Ein stolzes, tückisches und langweiliges Volk bewohnt sie und ihre Bewohner leben in Kummer und Sorge. — Lauter Dinge, die Dir im Herzen

verhaßt sind! Diese Stadt dagegen, welche Du jetzt verlassen willst, kennst Du als anmuthig, friedlich, reich, prächtig, und von einem einzigen Könige beherrscht. Lauter Eigenschaften, die, wenn ich Dich anders einigermaßen kenne, vollkommen nach Deinem Sinne sind. Diese Stadt, worin Du neben allem Andern mich findest, mich, die Du an keinem andern Orte der Welt finden wirst. Stehe also ab von Deinem schrecklichen Vorsatz und sinne auf bessern Rath; bedenke, ich bitte Dich, Dein eigenes Leben, bedenke das meinige und bleib'!"

Während ich also sprach, flossen seine Thränen stets heftiger und ich küßte sie ihm von seinen Wangen. Nach vielen wiederholten Seufzern antwortete er mir Folgendes:

„O! Gebieterin meines Herzens! Wohl erkenne ich die unwidersprechliche Wahrheit Deiner Worte, und jede Gefahr, welche Du mir schilderst, steht deutlich vor mir. Gern würde ich Deinen Wünschen entsprechen, aber warum sollten wir Beide nicht einen kurzen Trennungsschmerz ertragen können, um eine große, heilige Pflicht zu erfüllen? Du kannst Dir wohl denken, und mußt gewiß sein, daß, so sehr mich auch immer die Pflicht gegen den alten Vater erfüllt und erfüllen muß, mich doch die Pflicht gegen uns selbst nicht minder, sondern noch weit mehr bewegt. Ja, wäre es erlaubt, unser Verhältniß zu entdecken, so würde ich mich hinlänglich entschuldigt glauben, denn gewiß würde nicht bloß mein Vater, sondern Jedermann Deine Gründe billigen, und ich könnte um Deinetwillen den Greis verlassen, statt ihn durch meine Gegenwart zu trösten. Da aber unsere Liebe ein Geheimniß bleiben muß, so sehe ich nicht ein, wie ich ohne bittere Schmach und Tadel meine offenkundige Kindespflicht unerfüllt lassen könnte. Und um diesem Schimpfe zu entgehen und meiner Kindespflicht Genüge zu leisten, wollen wir dem Schicksal das Glück von drei oder vier Monaten aufopfern, nach deren Verlauf, ja noch ehe sie vollendet sind, Du

mich ohne allen Zweifel mit neuer Freude zurückkehren sehen wirst. Und wenn der Ort, wohin ich gehe, so unangenehm ist, wie Du ihn schilderst — und er ist es wirklich in Vergleichung gegen diesen, weil Du hier bist — so muß Dir dies ja sehr erwünscht sein, wenn Du bedenkst, daß, wenn auch keine anderen Gründe mich an diese Stadt fesselten, doch die Abneigung gegen jene mich zwingen würde, bald wieder hieher zurückzukehren. So willige denn ein, daß ich Dich verlasse, und wie Du bis jetzt über meinen Ruhm und Vortheil gewacht hast, so lerne jetzt um meinetwillen Geduld, damit ich durch diese Prüfung Dein ganzes Wesen erkenne und für alle Zukunft wisse, daß in allen Fällen Dir meine Ehre so lieb sei, als mir selbst."

Als er schwieg, erwiederte ich: „Klar genug erkenne ich nun, daß Dein im Herzen gefaßter Beschluß unabänderlich ist, und kaum scheint es mir, daß Du nur bedenken willst, welche Seelenangst Du mir zurücklässest, wenn Du Dich von mir entfernst, und wie ich keinen Tag, keine Nacht, keine Stunde ohne tausend Qualen sein werde. In unaufhörlichen Zweifeln werde ich über Dein Leben schweben, welches ich Gott bitte, so lange Du selbst willst, über meine Tage hinaus zu verlängern. Nicht so viele Sandkörner sind im Meere, noch Sterne am Himmel, als jeder Tag die Sterblichen mit Gefahren umgeben kann, und alle werden, wenn Du ferne von mir bist, meine Einbildungskraft umschweben und mich in Angst und Schrecken setzen. Ach! wie traurig ist mein Leben! Ich schäme mich, Dir zu sagen, was mir in den Sinn kommt! Aber da es mir, nach Allem, was ich gehört, als möglich erscheint, kann ich es doch nicht verschweigen: Wenn in Deinem Lande, wo es, wie ich mehr als einmal gehört habe, so viele schöne Frauen geben soll, deren anmuthige Sitten Liebe wecken und Liebe verdienen, eine derselben Dein Herz fesselte, und Du um ihretwillen meiner vergäßest, o sprich, was würde dann aus mir werden? O,

wenn Du mich so liebst, wie Du sagst, bedenke, wie Dir zu Muthe sein würde, wenn ich Dich für einen Andern hingeben wollte, etwas, das nie geschehen kann, weil ich lieber von meiner eigenen Hand sterben würde! Aber ich schweige hievon, damit nicht die rächenden Götter zur Wirklichkeit machen, was bis jetzt nur Ahnung ist. Hast Du nun in Deiner Seele fest beschlossen, zu gehen, so geziemt mir, die ich nur Dir zu gefallen wünsche, auch nur zu wollen, was Du willst. Doch bitte ich Dich, wenn es anders möglich ist, nur darin mir zu willfahren, daß Du noch einige Zeit bleibest, damit ich mir lebhaft Deine Abwesenheit vorstellen und durch den immerwährenden Gedanken daran möge ertragen lernen, ohne Dich zu sein. Und gewiß, dies wird Dir nicht schwer werden, da selbst die Jahreszeit meiner Bitte günstig ist. Siehst Du denn nicht den Himmel mit ewigem Dunkel bedeckt, der Erde Verderben, Wassergüsse, Schnee, Stürme und furchtbare Gewitter drohen? Und solltest Du nicht wissen, daß durch die immerwährenden Regengüsse jedes kleine Bächlein zu einem großen Strom angewachsen ist? Wer ist wohl, der sich selbst so wenig liebte, daß er sich bei so feindlicher Witterung auf solch einen weiten Weg zu machen gedächte? Erfülle also hierin meinen Willen und folge, wenn Du diesen nicht achtest, doch wenigstens Deiner Pflicht. Laß diese traurigen dunklen Tage vorübergehen und erwarte die junge Jahreszeit, wo ich dann, mit dem traurigen Gedanken vertraut geworden, geduldiger Deiner Rückkehr entgegensehen kann." Er antwortete alsbald: „Theuerste Geliebte, die tausend Qualen und mannigfaltigen Sorgen, in welchen ich Dich wider meinen Willen zurücklasse, und die auch mich begleiten werden, können einzig und allein durch die freudige Hoffnung einer baldigen Rückkehr gemildert werden. Und nicht weise ist es, um das, was mich in jeder Jahreszeit treffen kann, besorgt zu sein, und vor dem Tode oder vor künftigen Ereignissen zu

zittern, die allerdings für mich verderblich, aber eben so gut auch erfreulich sein können. Wohin immer der Zorn oder die Gnade Gottes den Menschen ruft, zu Gutem oder Bösem, dahin geziemt es ihm zu gehen, da es nicht in seiner Macht liegt, zu widerstehen. Deßhalb laß uns ohne Zögern diese Dinge in dessen Hände legen, der besser weiß, was uns frommt, und nur allein darum ihn bitten, daß er sie zum Guten kehre. Aber, daß ich jemals ein anderes Weib lieben sollte, als Fiammetta, das könnte, wenn ich es auch wollte, Jupiter selbst kaum möglich machen, mit so festen Banden hat Amor mein Herz in Deine Fesseln geschmiedet. Und sei gewiß, daß eher der Erdboden Sterne tragen und der Himmel, von Stieren durchpflügt, reifes Korn erzeugen, als daß Pansilo jemals einer andern Frau gehören wird, als Dir. Meine Abreise, wie Du begehrst, noch eine Zeitlang aufzuschieben, würde ich bereitwilliger thun, als Du verlangst, wenn ich es Dir und mir nur im Geringsten für zuträglich hielte. Aber hieße diesen Zeitraum verlängern, nicht unsern Schmerz vergrößern? — Wenn ich jetzt gehe, so werde ich zurückgekehrt sein, noch ehe der Zeitraum verflossen ist, den Du begehrst, um nur den Schmerz der Scheidung ertragen zu lernen, und er wird vorüber sein, ehe Du Dich darauf vorbereitest. Du wirst bei meiner wirklichen Abreise die Trauer empfinden, welche Du bei dem bloßen Gedanken daran schon gefühlt hättest. Und wegen der Ungunst der Witterung sei unbesorgt. Schon durch mehrere Erfahrungen damit vertraut, werde ich heilsame Vorkehrungen dagegen zu treffen wissen. Darum fasse Muth und thue, was, da es doch einmal geschehen muß, weit besser schnell gethan und mit raschem Entschluß hinter sich gelegt, als mit Trauern und Furcht erwartet wird."

Meine Thränen, von meinen Worten zuvor zurückgehalten, strömten jetzt, da ich andere Antwort erwartet hatte und diese

hören mußte, mit verdoppelter Kraft. Und auf seine Brust das sorgenschwere Haupt gelehnt, verharrte ich lange Zeit, ohne etwas weiter zu sagen. Mancherlei Gedanken bewegten meine Seele und ich wußte nicht, ob ich seine Rede billigen oder mißbilligen sollte. Aber ach! welches Weib würde auf seine Worte eine andere Antwort zu geben gehabt haben, als diese: Handle nach Deinem Gefallen und kehre bald zurück! Gewißlich keines. Und ich, nicht ohne bittern Schmerz und viele Thränen, antwortete nach langer Pause das Nämliche, nur mit dem Zusatz: daß es ein großes Wunder sein werde, wenn er mich bei seiner Rückkehr noch am Leben fände. Nach diesem Gespräch trockneten wir unsere Thränen; Eines fand sich durch das Andere getröstet, und wir setzten der Trauer für diesmal ein Ziel. Nach seiner Gewohnheit kam er vor seiner Abreise, die auf wenige Tage darnach festgesetzt wurde, noch mehrere Male, mich zu besuchen, obgleich er mich in Wesen und Muth sehr verändert wiederfand. Aber als die Nacht, welche die letzte meines Glückes sein sollte, kam, verbrachten wir sie unter mancherlei Gesprächen und nicht ohne viele Thränen. Sie dünkte mir, obgleich sie der Jahreszeit nach unter die längsten gehörte, unendlich kurz. Und schon begann der Tag, der Feind der Liebenden, das Licht der Sterne zu verlöschen, als ich, da meine Augen seinen Strahl wahrnahmen, ihn zärtlich umarmte und zu ihm sprach:

„O! Geliebter meines Herzens, sag', was raubt Dich mir? Welcher Gott überschüttet mich mit so gewaltigem Grimm, daß ich lebe und Panfilo ferne von mir ist? Wohin wird Dein flüchtiger Fuß sich wenden? Werde ich Dich je wieder sehen? Ich fürchte, es wird nimmer geschehen!“

Ich weiß nicht, welche Macht mein ahnungsvolles Herz so zu sprechen zwang, und unter bitteren Thränen, von ihm getröstet, küßte ich ihn zu verschiedenen Malen, bis nach

mehreren innigen Umarmungen uns endlich das wachsende Licht des neuen Tages zur Trennung zwang. Und schon war er im Begriff, mir die letzten Küsse zu geben, als ich mit Thränen im Auge zu ihm sprach:

„Mein Gebieter, der Augenblick ist nun da, wo Du mich verlässest, und Du versprichst mir bald zurückzukehren, gib mir durch Dein feierliches Wort hievon die völligste Gewißheit, damit ich Deine Versprechungen nicht für leere Reden halte, sondern im festen Vertrauen, still der Zukunft harrend, einigen Trost finden möge." — Hierauf, entkräftet durch den schweren Trennungsschmerz, sank er an meine Brust, vermischte seine Thränen mit den meinigen und sagte mit schwacher Stimme:

„Gebieterin! ich schwöre Dir beim leuchtenden Phöbus, welcher jetzt, gegen unsere Wünsche, mit allzuschnellen Schritten nahet und unsere Trennung beschleunigt, dessen Strahlen mich auf meinem Wege geleiten sollen, ich schwöre Dir bei meiner unauflöslichen Liebe zu Dir, bei der Kindespflicht, die mich jetzt von Dir trennt, daß der Mond nicht viermal wechseln soll, bevor Du mich, wenn es Gott gefällt, wiederum zu Dir zurückkehren siehst!" Hier faßte er meine rechte Hand mit der seinigen und sagte, nach der Seite hingewandt, wo die geheiligten Bilder unserer Götter zu erblicken waren:

„O ihr allerheiligsten Götter, die ihr als Herrscher über den Himmel und die Erde gebietet, euch rufe ich zu Zeugen des gegenwärtigen Versprechens und der mit meiner Rechten gelobten Treue an! Du, Amor, wohlbekannt mit solchen Schwüren, sei jetzt hier zugegen, und du, selige Wohnung, köstlicher mir, als den Göttern ihr Himmel, sei, wie du die geheime Vertraute unserer Liebe warst, auch jetzt die Bewahrerin des gegebenen Worts, und wenn ich durch meine eigene Schuld dagegen fehle, so soll der göttliche Zorn sich an mir kund thun, wie ehemals Ceres gegen Erisichthon, Diana gegen Aktäon,

oder Juno gegen Semele sich zornig bewiesen hat!" — Nachdem er diesen Schwur gethan, umarmte er mich mit Inbrunst und sagte mir mit gebrochener Stimme das letzte Lebewohl! Ich aber, jammervoll und in Thränen schwimmend, vermochte kaum ihm zu antworten, that mir aber Gewalt an und stieß aus den traurigen Lippen folgende Worte hervor:

„Möge Jupiter die mir versprochene und meiner rechten Hand mit der Deinigen gelobte Treue im Himmel so bestätigen, wie einst Isis die Gebete Teletusens, und sie, wie ich wünsche und Du begehrest, auch auf Erden wahr machen!"

Als ich ihn hierauf bis an die Thüre unseres Palastes begleitete und ihm dort Lebewohl sagen wollte, schwand mir plötzlich das Wort von den Lippen und der Himmel verging vor meinen Augen. Und, wie die gebrochene Rose, auf freiem Felde unter grünen Blättern, von den Sonnenstrahlen getroffen, plötzlich dahinwelkt und ihre glühende Farbe verliert, so sank auch ich halbentseelt in die Arme meiner Dienerin, und fühlte mich erst nach ziemlich langer Zeit, treulichst von ihr gepflegt, mit kühlendem Balsam gerieben, in diese traurige Welt zurückgerufen. Noch hoffte ich, daß er an meiner Thüre sei, und wie der wüthende Stier, wenn er den tödtlichen Streich empfangen hat, sich sinnlos aufrafft und hoch empor springt, also riß auch ich mich auf, und lief, fast ohne etwas zu sehen, fort. Ich breitete die Arme aus, und in dem Wahn, meinen Geliebten zu umfassen, umarmte ich die Dienerin, und rief mit schwacher, tausendfach von Thränen gebrochener Stimme: O, Freund meines Herzens, lebe wohl! Die Dienerin schwieg und erkannte meinen Irrthum. Aber als ich nun zu mir selbst gekommen war und meinen Irrthum einsah, hielt ich mich nur mit Anstrengung zurück, nicht zum zweitenmal in die vorige Sinnlosigkeit zu verfallen.

Der Tag verbreitete jetzt nach allen Seiten seine Klarheit.

Als ich mich nun in meinem Zimmer ohne Panfilo sah, und mich darüber wunderte, lange um mich blickte und mich nicht besinnen konnte, was mit mir vorgegangen sei, fragte ich die Dienerin, was aus ihm geworden wäre, und weinend antwortete sie: „Es ist schon geraume Zeit, seit Ihr hier in seinen Armen ruhtet und der kommende Tag ihn unter unzähligen Thränen gewaltsam von Euch getrennt hat." Da rief ich aus: „So ist er denn wirklich fort?" — „Ja," antwortete die Dienerin. Nun fragte ich sie: „Jetzt sage mir, wie sah er aus, als er wegging?" — „Sehr bekümmert," erwiederte sie: „in meinem Leben habe ich noch kein so trauriges Gesicht gesehen, als das seinige." Darauf fuhr ich fort: „Sage mir auch, was that, was sprach er bei seinem Weggehen?"

„Als Ihr einer Todten gleich ohnmächtig in meinen Armen laget, und er, sobald er Euch in solchem Zustande sah, Euch in seine Arme faßte, forschend, ob sich noch Leben in Eurer Brust rege, oder ob die erschrockene Seele schon entflohen sei, da fühlte er das heftige Schlagen Eures Herzens, und ich glaube, daß er wohl hundert und mehr Mal Euch durch seinen Abschiedskuß ins Leben zurückrufen wollte. Darauf aber, als er Euch noch immer, unbeweglich wie Marmor, daliegen sah, trug er Euch hieher, küßte, noch Schlimmeres befürchtend, mehr als einmal Euer Angesicht, und sagte unter heißen Thränen:

„„O! ihr Götter! wenn mit meinem Scheiden irgend eine Schuld verbunden ist, so ergehe euer Gericht über mich, nicht über diese Unschuldige! Sendet ihr die entflohene Seele zurück, damit durch die letzte Gunst, uns beim Scheiden noch einmal zu sehen, den letzten Kuß zu geben, das letzte Lebewohl zu sagen, sie und ich getröstet werden!""

„Aber als Ihr hierauf immer noch nicht zu Euch kamet, schien er lange rathlos, was er thun sollte; er legte Euch behutsam aufs Ruhebett, und den von Wind und Regen gepeitschten

Meereswellen gleich, die bald vordringen, bald zurückweichen, verließ er Euch, ging bald mit trägem Schritt bis an die Schwelle des Zimmers, schaute dann aus dem Fenster, wo der drohende Himmel über sein Verweilen zürnte, und kehrte dann schnell zu Euch zurück, um von Neuem Euch mit den süßesten Namen zu rufen, Thränenströme zu vergießen, und Euer Angesicht zu küssen. Endlich aber, da er dies einige Male wiederholt hatte und sah, daß er nicht länger bei Euch verweilen dürfe, umarmte er Euch und sagte: „„O! süßeste Herrin, Du einzige Hoffnung des traurigen, tief gebeugten Herzens, die ich bei gewaltsamer Trennung zwischen Leben und Tod schwebend zurücklassen muß, Gott gebe Dir den verlorenen Trost wieder und erhalte Dich mir, daß wir uns eben so glücklich hier wieder sehen können, wie das bittere Scheiden uns jetzt trostlos von einander trennt!"" Als er diese Worte sprach, floßen seine Thränen unaufhaltsam mit solcher Heftigkeit, daß sein lautes Schluchzen mich oft befürchten ließ, nicht allein unsere Hausgenossen, sondern auch die Nachbarn möchten es hören. Jetzt aber, von der feindlichen Tageshelle gezwungen, konnte er nicht länger verweilen, und sprach mit halb von Thränen erstickter Stimme: Lebe wohl! Dann, gleichsam durch unsichtbare Gewalt hinweggerissen, stampfte er mit dem Fuße stark gegen die Thürschwelle und trat aus Eurem Haus. Als er auf der Straße war, hätte man denken sollen, daß er kaum zu gehen vermöge, so zögernd waren seine Schritte; er wandte sich oft um und schien zu hoffen, daß Ihr wieder zu Euch kommen und ich ihn rufen würde, um Euch noch einmal zu sehen."

Hier schwieg die Dienerin, und ich blieb, schmerzlich betrübt über die Abreise des theuern Geliebten, untröstlich und in Thränen allein.

Drittes Kapitel,

worin sich zeigt, welches die Gedanken und Handlungen Fiammettens waren, bis zu dem Zeitpunkt, wo ihr Geliebter ihr zurückzukehren verheißen hatte.

Der Zustand, welchen ich so eben geschildert habe, dauerte noch lange nach Panfilo's Abreise. Viele Tage lang betrauerte ich diese Trennung mit häufigen Thränen, und mein Mund hatte keine anderen Worte als — obwohl in leisen Tönen: — O, mein Panfilo, ist es möglich, daß du mich verlassen konntest! Ach! schon das Aussprechen seines Namens gewährte mir immer einigen Trost in meinen Thränen! In meinem Gemach war keine Stelle, die ich nicht mit dem Blick der höchsten Sehnsucht betrachtet hätte. Hier, so sagte ich mir, an diesem Ort hat er gesessen; hier ruhte er; dort versprach er mir bald zurückzukehren; hier küßte ich ihn, und so bot jede Stelle mir eine köstliche Erinnerung dar. Mehrmals hinterging ich mich selbst und glaubte, er müsse zurückkehren, mich noch einmal zu sehen. Dann, als wäre er wirklich zurückgekehrt, heftete ich die Augen unbeweglich auf die Schwelle meines Zimmers, und wenn ich mich endlich von meiner Einbildung geäfft und betrogen sah, fühlte ich mich so erbittert, als wenn ich wirklich betrogen worden wäre. Auch begann ich, um diese zwecklosen Täuschungen zu vermeiden, wohl mancherlei zu unternehmen, bald aber von neuen Phantasien bezwungen, ließ ich Alles wieder liegen, und hatte nur mit meinem armen Herzen zu thun, das mich mit ungewohntem Pochen peinigte. Dann kamen mir tausend Dinge in den Sinn, die ich ihm gesagt zu haben wünschte, andere, die ich ihm wirklich gesagt, und Alles, was er mir darauf erwiedert hatte. So haftete der Geist an keinem

Gegenstande, und mehrere Tage gingen mir schmerzlich hin, bis endlich der tiefe Gram über die noch ganz neue Trennung durch die alles heilende Zeit ein wenig gemildert zu werden begann, und meine Gedanken zusammenhängender wurden. Und als ich nach wenigen Tagen in meinem Zimmer allein geblieben war, sagte ich in Gedanken: Sieh! nun ist der Geliebte fort in weite Ferne, und du, Unglückliche, hast ihm nicht Lebewohl sagen, nicht ihm seine letzten Küsse wiedergeben, nicht ihn bei seiner Trennung noch einmal sehen können! Wenn er nun daran zurückdenkt, oder bei irgend einem unglücklichen Zufall dein Schweigen für eine schlimme Vorbedeutung hält, wird er sich dann nicht vielleicht über dich beklagen? Dieser Gedanke fiel mir anfänglich unendlich schwer aufs Herz, aber ein neuer Einfall verdrängte ihn und tröstete mich. Von dieser Seite, dachte ich bei mir, kann mich gewiß kein Tadel treffen, denn er, der Einsichtsvolle, wird und muß meinen Unfall eher für eine glückliche Vorbedeutung halten. Sie hat mir, wird er denken, kein Lebewohl gesagt, wie man es sonst denen zu sagen pflegt, die auf lange Zeit oder auf immer von uns scheiden wollen; aber eben durch ihr Schweigen bezeugte sie mir ihren Widerwillen gegen mein Scheiden und deutete dadurch an, daß mir nur ein kleiner Zeitraum der Entfernung vergönnt sei. So durch mich selbst getröstet, verließ ich diesen Gedanken, um wieder neuen, mannigfaltigen Vorstellungen nachzuhängen. In dieser schmerzlichen Einsamkeit, nur mit ihm allein beschäftigt, wandte ich mich bald nach dieser, bald nach jener Seite meines Zimmers, und oft, wenn ich, den Kopf auf die Hand gestützt, auf meinem Lager ruhte, sagte ich zu mir selbst: Welches Entzücken, wenn jetzt mein Panfilo zu mir käme! und in diese Vorstellung verloren, umgaukelten mich tausend anmuthige Bilder. Ein andermal erschrack ich darüber, daß Panfilo beim Weggehen mit dem Fuß auf die Schwelle des

Zimmers gestampft hatte. Ich erinnerte mich, daß Laodemia, auf das gleiche Zeichen, die festeste Ueberzeugung bekam, daß ihr Protesilaus nie wieder zurückkehren werde, und dann beweinte ich schon damals oft mit bittern Thränen das, was mir in der Folge wirklich begegnen sollte. Doch meine Seele konnte den Gedanken, daß ein solches Schicksal mich treffen würde, damals noch nicht fassen, und als nichtige Träume, die ich nicht aufkommen lassen dürfe, wies ich diese Vorstellungen von mir. Zwar gehorchten sie nicht immer meinem Willen, aber von einer Menge neuer verdrängt, mußten sie doch endlich aus meinem Gemüthe weichen. Die vorigen Bilder kehrten zurück, und mein Geist wogte in einem Heer verliebter Träume, die alle zu schildern mich jetzt Mühe genug kosten würde. Mehr als einmal kam es mir in den Sinn, im Ovid gelesen zu haben, daß Arbeit und Beschwerde die Liebe in jugendlichen Herzen zum Schweigen bringe: und sogleich dachte ich an ihn, wie er wohl jetzt auf der Reise mit mancherlei Ungemach zu kämpfen haben möchte. Und dies schien mir so schwer, besonders für den, der die Ruhe gewöhnt ist, oder wider Willen reiset, daß ich bei mir selbst fürchtete, ob nicht diese Beschwerden vielleicht Gewalt genug hätten, ihn von mir loszureißen, oder die ungewohnte Anstrengung und die feindliche Jahreszeit ihm Krankheit oder noch Schlimmeres bereiten könnten. Mit diesem Gegenstande blieb ich, wie ich mich noch sehr wohl erinnere, am längsten beschäftigt, und indem ich Alles dafür und dawider erwog, bedachte ich endlich, daß seine vielen Thränen und meine eigenen Leiden doch unsere Festigkeit nicht im mindesten zu erschüttern vermocht hätten, und es also nicht möglich sei, daß eine so kleine Beschwerde so große Liebe bezwingen könne. Und gegen andere schädliche Zufälle, hoffte ich, werden seine Jugend und seine Vorsicht ihn schützen.

So unterhielt ich mich mit Gründen und Gegengründen, bis endlich so viele Tage hingegangen waren, daß ich seine Ankunft in der Heimath nicht allein vermuthen konnte, sondern auch durch ein Schreiben ihrer gewiß ward. Dies war mir aus vielen Gründen höchst erfreulich, denn es zeigte mir ihn so leidenschaftlich als je, und belebte mit vielen Versprechungen meine Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen. Dieser Augenblick verscheuchte alle vorigen Bilder und streute an ihrer Stelle den Keim zu einer neuen Gedankensaat. Jetzt, sagte ich mir, jetzt wird Panfilo, der einzige Sohn des alten Vaters, der seinen Anblick so viele Jahre entbehrt hat, mit großer Festlichkeit im väterlichen Hause empfangen, und nicht allein meiner nicht gedenken, sondern vielleicht die Zeit verwünschen, welche er wegen seiner Liebe zu mir hier zugebracht hat. Und bald von diesem, bald von jenem Freunde mit Ehre und Vergnügen überhäuft, tadelt er vielleicht mich, die, als er hier war, nichts Anderes zu thun verstand, als ihn zu lieben! Herzen von Freude und Glanz berauscht entwöhnen sich leicht der alten Bande, um neue zu knüpfen. Wehe mir! wenn es möglich wäre, daß ich ihn auf solche Weise verlöre! Gott verhüte, daß solches geschehe: und wie ich mitten unter meinen Verwandten und in meiner Vaterstadt die Seinige geblieben bin, so erhalte auch er sich mir unter den Seinigen. Ach! wie viele zahllose Thränen mischten sich in diese Worte, und wie viel mehr würden geflossen sein, hätte ich das wirklich für wahr gehalten, was sie prophetisch vorhersagten; aber doppelt habe ich seitdem und fruchtlos die Thränen vergossen, welche in jener Stunde nicht floßen. Bei diesem Selbstgespräch fühlte meine Seele — denn oft schwebt dem Geist dunkel sein künftiges Unglück vor — sich von einer namenlosen Bangigkeit ergriffen, die sich häufig in Worten Luft machte: Jetzt, sprach ich, lebt Panfilo in seiner Stadt, die voll von den

herrlichsten Tempeln und schimmernden Festlichkeiten ist; auch er besucht sie ohne Zweifel und findet dort eine Menge Frauen, die, bei hoher Schönheit, an Leichtigkeit und Anmuth, wie ich oft habe sagen hören, alle andern übertreffen sollen, und mehr als alle andern die Kunst verstehen, die Herzen an sich zu ziehen und zu fesseln. Ach! wer vermöchte sich selbst so strenge zu bewachen, daß er nicht da, wo so Vieles sich vereinigt, selbst wider seinen Willen und Vorsatz, gleichsam mit Gewalt zuweilen hingerissen werden sollte? Ward nicht mein eigenes Herz gewaltsam gefesselt? und pflegt nicht überdies das Neue einen eigenen Zauber auszuüben? Und ach! wie leicht ist es also, daß er, der Neue, ihnen, und wiederum sie ihm gefallen können!

Ach! mit wie tief empfundenen Qualen verwundeten mich dergleichen Träumereien, von welchen ich mich kaum durch allerlei zerstreuende Gedanken befreien konnte, und die zu verscheuchen ich oft zu mir selbst sprach: „Wie wäre es möglich, daß Panfilo, in dessen Herzen nur dein Bild wohnt, und der dich mehr liebt, als sich selbst, eine andere Liebe aufzunehmen vermöchte? Hast du vergessen, wie hier ein Weib um seine Liebe warb, die derselben wohl würdig war; wie sie mit stärkeren Waffen, als nur mit Blicken allein, sein Herz zu erobern strebte, und doch, obgleich sie hier jede andere Frau an Schönheit und Geist weit übertraf, nichts auszurichten vermochte, denn er war dein, wie er es noch ist. Wie glaubst du also jetzt, daß er so schnell, wie du sagst, in neuer Liebe erglühen könnte? und was noch mehr, glaubst du, daß er die dir gelobte Treue um irgend einer Andern willen zu verletzen vermöchte? Er wird es nimmer, und du kannst ihm darin fest und freudig vertrauen. Und muß es dir nicht deine eigene Vernunft sagen, daß er weise genug ist, um zu wissen, der sei ein Thor, der das, was er besitzt, für ein ungewisses

Gut hingibt, wenn anders nicht das Kleinste und Unbedeutendste an das Höchste zu wagen ist. Und darum darfst du die unfehlbarste Hoffnung haben, daß dies nicht geschehen könnte, denn — wenn du anders Wahrheit gehört hast — du selbst würdest zu den Schönheiten seines Landes gehören: an Reichthum und Anmuth käme dir keine gleich; und was noch mehr, wo würde er ein Herz finden, das ihn so liebte, wie du ihn liebst. Er, der in der Liebe erfahren ist, weiß wohl, wie schwer und mühevoll es ist, ein Weib vom Wohlgefallen zur Liebe zu führen; und wie selbst diejenigen Frauen, welche lieben, was sie jedoch selten verstehen, fast immer das Gegentheil dessen zeigen, was sie eigentlich wünschen. Und selbst dann, wenn er dich nicht liebte, wo sollte er jetzt, so vielfach mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, Muße finden, sich eine neue Geliebte zu wählen? Deßhalb verbanne diese Gedanken ganz und gar, nimm es als eine ausgemachte Sache an, daß du eben so geliebt wirst, als du liebst. Ach! welche Sophistereien erfand ich nicht, um gegen die Wahrheit zu kämpfen! Und dennoch wollte es mir mit allen meinen Grübeleien nicht gelingen, die unselige Eifersucht aus meinem Herzen zu verbannen, welche, um das Maß meines Kummers voll zu machen, von demselben Besitz genommen hatte! Gleichwohl fühlte ich mich durch diese Gründe, als wären sie wahr, etwas erleichtert.

Doch damit ich nicht allzu viele Zeit mit Aufzeichnung jedes einzelnen Gedankens verbringe, so will ich lieber meine täglichen Beschäftigungen schildern. Wundert euch nicht, ihr fühlenden Herzen, wenn sie neu und unerhört scheinen; auch würde ich sie nicht aus freiem Triebe gewählt haben, aber da Amor sie mir aufgab, so geziemte es mir, zu gehorchen! Fast jeden Morgen war mein erstes Geschäft, auf den höchsten Gipfel meines Hauses zu steigen. Hier, den Schiffern gleich,

die hoch auf dem Mastkorb ihres Schiffes forschend umherschauen, ob sie nicht irgend eine unheildrohende Klippe entdecken, betrachtete ich den weiten Himmel und berechnete zuletzt, die Blicke nach Morgen gewandt, welche Strecke die Sonne an diesem Tage bereits von ihrem Wege am Horizont zurückgelegt habe, und so viel höher sie hinaufgestiegen war, so viel näher schien mir die Rückkehr des Geliebten. So beobachtete ich oft mit Wonne ihr Fortrücken, und an einem kleiner gewordenen Schatten den Grad ihres Aufsteigens messend, klagte ich oft bei mir selbst, daß sie träger gehe als jemals. Ich schalt sie, daß sie den Tagen im Zeichen des Steinbocks mehr Länge gebe, als denen im Zeichen des Krebses; so auch, als sie die Mitte ihres Halbzirkels erreicht hatte, sagte ich, daß sie stille stehe, um die Erde zu ihrem Vergnügen zu beschauen, und so schnell sie auch gegen Abend hinabstieg, schien sie mir doch unerträglich zu zögern. War nun die Sonne untergegangen, damit das Licht der Sterne hervorbrechen konnte, so war ich freudig, und wenn ich dann die vergangenen Tage bei mir selbst überzählte, so bezeichnete ich auch diesen, wie die andern vergangenen, mit einem kleinen Stein, nicht anders, als wie die Alten sonst ihre freudigen und traurigen Tage durch weiße und schwarze Steine von einander zu unterscheiden pflegten. Oft überzählte ich die Steinchen, welche die verflossenen Tage bezeichneten, und dann die, welche für die noch übrigen zurückgeblieben waren! Und so vollkommen genau ich auch die Anzahl beider auswendig wußte, so hoffte ich dennoch jedesmal, die einen vermehrt, die andern vermindert zu finden. So heftig spornte mich die Begierde, bald an das von ihm bestimmte Ziel der Rückkehr zu gelangen.

Hatte ich nun mit vergeblicher ängstlicher Sorgfalt umhergeschaut und berechnet, so kehrte ich gewöhnlich in mein Zimmer zurück, wo ich weit lieber allein, als in Gesellschaft

blieb. Hier, um die quälenden Gedanken zu vermeiden, öffnete ich, sobald ich allein war, ein Kästchen, aus welchem ich viele Sachen, die einst ihm gehört hatten, eines nach dem andern, hervorzog. Auf diese heftete ich meine Blicke mit eben so viel Liebe und Sehnsucht, als ich ihn selbst anzublicken pflegte. Und hatte ich sie nun lange betrachtet und mit kaum zurückgehaltenen Thränen und Seufzern geküßt, so fragte ich sie, als wären sie denkende und fühlende Wesen: Sagt! wann wird euer Herr wieder hier sein? Hierauf legte ich sie wieder an ihren Ort und zog viele Briefe hervor, die er mir geschrieben hatte. Diese las ich alle, und wenn ich auf solche Weise mit ihm zu sprechen, zu überlegen wähnte, fühlte ich mich nicht wenig dadurch getröstet. Oft rief ich auch meine Dienerin zu mir und begann mit ihr mancherlei Gespräche über ihn. Bald fragte ich sie, welche Ahnung sie wegen Panfilo's Zurückkunft habe; bald wie er ihr gefiele, und bald, ob sie keine Nachricht von ihm gehört habe? Auf diese Fragen antwortete sie mir, theils um mir gefällig zu sein, theils ihrer Ueberzeugung gemäß, und auf solche Weise, daß ich mich nicht wenig erleichtert fühlte, und auf diese Art einen großen Theil des Tages fast ohne Schmerz und Angst hinbrachte. Nicht minder theuer, als die eben erzählten Unterhaltungen, war mir das Besuchen der Tempel und das Sitzen vor meiner Thüre im Kreise meiner Freundinnen. Hier vergaß ich oft im Wechsel bunter Gespräche meine unendliche Unruhe und Pein. In der Kirche heftete ich meine forschenden, sehnsuchtsvollen Blicke auf den Kreis der Männer, gleich als müßte ich den Geliebten, wie früher, in ihrer Mitte finden. O! wie oft täuschte mich mein Wahn! Und dennoch, wenn auch überzeugt von meinem Irrthum, blieb mir ihr Anblick stets erfreulich. Mitleid mit mir schien, wenn der Ausdruck ihres Gesichtes nicht log, ihr Gemüth zu erfüllen, und von ihrem

Gefährten verlassen, dünkte es mir, als wenn sie weit minder fröhlich wären, als sie sonst zu sein pflegten. O! wie heftig war oft die Begierde in mir, sie zu fragen, was aus ihrem Gefährten geworden sei, und nur die Vernunft konnte mir die Lippen verschließen! Aber immer begünstigte mich das Glück, denn unbemerkt von ihnen hörte ich sie zuweilen untereinander von ihm sprechen und sagen, daß seine Rückkehr nun nicht mehr ferne sei. Wie sehr mich dieses entzückte, würde ich vergebens zu schildern suchen. Und auf diese Weise nun, mit solchen und mancherlei andern Gedanken und Beschäftigungen bemühte ich mich, die Zeit des Tages hinzubringen, die mir, so kurz sie war, noch immer zu lang dünkte; ich sehnte mich nach der Nacht, nicht als wäre diese mir angenehmer gewesen, sondern weil ihr Erscheinen mir jedesmal die Abnahme der ohne ihn verfließenden Zeit zu verkünden schien.

Und wenn nun der Tag verstrichen war und im Schooße der Nacht ruhete, da erwachten bei mir meist neue Sorgen. Ich, die von Kindheit an die Schatten der Nacht gefürchtet hatte, war jetzt, im Geleite der Liebe, sicher geworden. Sobald ich in meinem Zimmer bemerkte, daß Alles im Hause zur Ruhe gegangen war, stieg ich oft allein an den hohen einsamen Ort, wo ich am Morgen die Sonne zu beobachten pflegte, und beschaute von ihr aus, gleich Arunte, der zwischen dem weißen Marmor von Lucaniens Bergen die Himmelskörper und ihre Bewegungen betrachtete, den nächtlichen Himmel, weil ich wohl empfand, daß mein schwerer Kummer den Schlaf mir stören würde, und warf dem schnellen Lauf seiner Gestirne die höchste Langsamkeit vor. Oft, wenn ich die Blicke auf den gehörnten Mond heftete, glaubte ich nicht, daß er sich seiner Rundung nähere, sondern vielmehr spitziger als die vorige Nacht wäre. Und um so heftiger war mein Verlangen, daß die vier Kreise, welche er in seinem schnellen Laufe durch-

wandeln sollte, schon vollendet wären. O! wie oft, wenn er nur ein mattes, kaltes Licht verbreitete, schaute ich ihn lange Zeit mit Entzücken an, träumend, daß zu derselben Stunde auch die Augen meines Geliebten, wie die meinigen, auf ihn geheftet wären, und dort mir begegneten! Er aber, in dessen Gemüth, wie ich jetzt nicht zweifle, bereits mein Bild verblichen war, blickte nicht nach dem Mond, ja, dachte nicht einmal daran, sondern ruhte unbekümmert auf seinem Lager. Auch erinnere ich mich, daß ich, über Luna's trägen Lauf entrüstet, dem alten Glauben zufolge, mit mancherlei Tönen ihren Gang zu beschleunigen und ihre Rundung herbeizuführen suchte; und wenn sie nun diese erreicht hatte, so schien es mir, als eilte sie, gleichsam mit ihrem vollen Lichte zufrieden, nicht sehr zu ihren neuen Silberhörnern, sondern verweilte träge in ihrer Vollständigkeit. Da geschah es zuweilen, daß ich bei mir selbst sie entschuldigte, weil ich fühlte, daß es lieblicher sei, bei ihrer Mutter zu verweilen, als in die dunkeln Reiche ihres Gemahls zurückzukehren. Oft aber verwandelte ich auch die ihr geweihten Gebete und Bitten in Drohungen und rief ihr zu:

„O! Phöbe, wie schlecht vergiltst du die empfangenen Dienste! Durch fromme Gebete strebe ich deine Beschwerden zu lindern; du aber trägst kein Bedenken, durch ein träges Verweilen die meinigen noch zu mehren. Aber wenn du einst, meiner Hülfe bedürftiger, gehörnt zurückkehrst, dann sollst auch du mich träg und langsam finden, wie du jetzt dich mir zeigst. Oder weißt du vielleicht nicht, daß, je schneller du dich viermal mit deinen Silberhörnern und viermal mit vollem Antlitz gezeigt hast, desto eher auch mein Geliebter zurückkehren wird? Und ist dieser nun zurückgekehrt, so magst du dich immerhin langsam oder schnell in deinen Kreisen bewegen!“ Gewiß war es dasselbe Gefühl, das mich zu Gebeten

dieser Art antrieb, welches mich so sehr mir selbst entrückte, daß es mir oft vorkam, als beschleunige Phöbe, meine Drohungen fürchtend, ihren Lauf nach meinem Willen; oft aber auch, als wenn sie, meiner gleichsam spottend, mehr als gewöhnlich zu verweilen schiene. Und durch solch emsiges und aufmerksames Anschauen war ich ihres Laufes so kundig geworden, daß sie nie ihr volles Antlitz zeigte, nie in irgend einer Gegend des Himmels stand, ohne daß ich die vergangene und künftige Zeit der Nacht ganz richtig darnach zu bestimmen gewußt hätte. Und erschien Phöbe nicht, so gab die Stellung des großen und kleinen Bären am Himmel auf dieselbe Weise durch lange Erfahrungen mir sichere Kennzeichen. Ach! wer hätte glauben sollen, daß die Liebe mich Astronomie lehren würde, eine Wissenschaft, deren Ausübung den gesammeltsten Geist und kein von Liebeswuth erfülltes Gemüth erfordert. War nun der Himmel ganz in dichtes Gewölk verhüllt und von gegen einander streitenden wilden Sturmwinden bewegt, so daß ich an meinen Nachforschungen verhindert ward, so versammelte ich oft meine Dienerinnen in meinem Gemach und erzählte, oder ließ Geschichten mancherlei Art erzählen. Je mehr sich nun diese von der Wahrscheinlichkeit entfernten, wie diese Gattung von Menschen fast immer zu erzählen pflegt, desto mehr Gewalt schienen sie zu haben, meinen Kummer zu verjagen und mich durch ihre Erzählung zu ergötzen; ja oft geschah es, daß sie mir, trotz meiner Schmerzen, ein herzliches Lachen abzwangen. Und wenn auch dies aus irgend einem wichtigen Grunde nicht geschehen konnte, so bemühte ich mich, in Büchern nach fremdem Elend zu forschen, und wenn ich dies dann mit meinem eigenen verglich, fühlte ich mich nicht mehr allein, und gemeinschaftliches Unglück schien mir dann leichter zu tragen. So weiß ich nicht, was mir angenehmer war, die Augenblicke gleichsam vorüberschreiten zu

sehen, oder, mit andern Dingen beschäftigt, sie schon vergangen zu finden. Hatten nun die eben beschriebenen Dinge und andere ähnliche, mich lange genug beschäftigt, so that ich mir gleichsam Gewalt an, die Ruhe zu suchen, denn ich wußte wohl, daß es vergeblich sein würde, das heißt, ich legte mich nieder, um zu schlafen. Aber auf meinem Lager, allein und von keinem Geräusch mehr gestört, stürmten alle die Bilder des Tages wieder an meinem Geiste vorüber, und wider Willen mußte ich nun mit neuen Gründen dafür und dawider Alles noch einmal überdenken. Oft bestrebte ich mich, andern Gedanken nachzuhängen, aber nur selten wollte es mir gelingen. Nur dann konnte ich mich ihrer entledigen, wenn ich die Stellen berührte, wo oft mein Panfilo verweilt hatte, und hier, wo ich gleichsam seine Gegenwart empfand, hier dünkte es mir, als wäre ich zufrieden. Dann sprach ich leise seinen geliebten Namen aus, und bat, als könnte er mich hören, daß er doch bald zurückkehren möchte. Wohl auch bildete ich mir ein, er sei nun wirklich zurückgekommen, und, mich selbst täuschend, that ich dann tausenderlei Fragen an ihn, und beantwortete sie mir in seinem Namen. Und zuweilen entschlummerte ich unter solchen Gedanken. Ach! und wie weit erquicklicher war mir da der Schlaf, als das Wachen, denn Alles das, was ich mir wachend fälschlich als wirklich vorspiegelte, gestand er mir, während seiner Dauer, in süßer Bewußtlosigkeit als wahr zu. Nun war er zurückgekehrt; ich lustwandelte mit ihm in den schönsten Gärten, mit Laub, Blumen und Früchten aller Art geschmückt; wir fühlten uns aller Sorgen entledigt, wie uns wohl ehemals zu Muthe gewesen war. Er hielt mich bei der Hand, ich ihn, und er mußte mir alle seine Begebenheiten erzählen; dann schien es mir oft, daß ich, noch ehe er geendigt hatte, mit Küssen seine Rede unterbrach, und so sehr glaubte ich an die Wahrheit

dessen, was ich sah, daß ich sagte: Ach! so ist es denn wahr, daß du zurückgekehrt bist? Ja, es ist wahr, denn ich habe, ich halte dich ja! Und dann küßte ich ihn von Neuem. Ein andermal kam es mir vor, als wäre ich mit ihm an den Ufern des Meeres, bei heiteren, fröhlichen Festen, und damals, erinnere ich mich, daß ich mir selbst jeden Zweifel ausredete und zu mir sagte: Jetzt ist es gewiß kein Traum, daß ich ihn in meinen Armen halte! Ach! wie schmerzlich war es mir, wenn dann der Traum sich von mir wandte; bei seinem Scheiden verlor ich ihn und alle die Annehmlichkeiten, die er ohne Mühe mir verliehen hatte. So schwermüthig mich auch diese Träume machten, so fühlte ich mich doch den ganzen folgenden Tag von süßer Hoffnung und geheimem Vergnügen belebt, und mein einziges Verlangen war, daß nur die Nacht bald kommen möchte, damit mir schlafend das würde, was ich wachend entbehren mußte. Aber so hold mir auch der Schlaf bisweilen war, so verlieh er mir doch solche Seligkeit nicht ganz rein und ohne alle Beimischung von Qual. So gab es Nächte genug, wo mir der Traum seine Gestalt zeigte, mit den häßlichsten Lumpen bekleidet, ganz bedeckt mit schwarzen Flecken, bleich und zitternd, und als würde er verfolgt, hörte ich ihn mir zurufen: O, hilf! rette mich! Ein andermal dünkte es mir, als hörte ich mehrere Personen von seinem Tode sprechen. Oder ich sah ihn auch wirklich todt vor mir liegen, oder in andern mir schauerlichen Gestalten, niemals aber vermochte der Schlaf meinen Schmerz zu bezwingen, denn plötzlich erwachte ich dann, und die Nichtigkeit des Traumes erkennend, war ich froh, nur geträumt zu haben, und dankte Gott dafür. Doch blieb ich nicht ohne Unruhe, und ängstigte mich, daß diese Träume, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil wahr, oder Vorbilder der Wahrheit sein möchten. Und was ich mir auch immer selbst über die Nichtigkeit der Träume

sagen mochte, oder von Andern sagen hörte, so konnte ich mich doch niemals ganz darüber beruhigen, bis ich Nachrichten von ihm erfahren hatte, die ich mir durch die schlauesten und berechnetsten Mittel immer bald zu verschaffen wußte.

So brachte ich die Tage und Nächte mit Erwartung zu. Und als nun die Zeit der versprochenen Rückkehr näher kam, schien es mir rathsam, ein fröhlicheres Leben zu beginnen, damit meine Reize, durch den Kummer verbleicht, zurückkehren und ich ihm nicht durch mein verändertes Aussehen mißfallen möchte. Dies zu bewirken, ward mir nicht schwer, denn mit dem Kummer vertraut, ließ die Gewohnheit mich ihn mit leichter Mühe ertragen, indeß die freudige Hoffnung, den Geliebten bald wieder zu sehen, täglich mehr in mir wuchs, und mich mit ungewohnter Fröhlichkeit durchdrang. Nun begann ich alle die Festlichkeiten, an denen ich bis dahin unter dem Vorwand der schlechten Jahreszeit nur wenig Antheil genommen hatte, von Neuem zu besuchen; und kaum athmete meine Seele, so lange vom größten Leid gedrückt, wieder frei und entfaltete ein leichtes, fröhliches Leben, als auch mein Aeußeres bald reizender als jemals erschien. Und dem Ritter gleich, der zum nahen Kampf die Stärke und Festigkeit seiner Waffen prüft, musterte auch ich die geliebten Gewänder und den köstlichen Schmuck, und verschönerte, wo es nöthig war, damit ich lieblicher erscheinen möchte bei seiner Rückkehr, der ich arme Getäuschte vergeblich entgegensah.

So wie meine Umgebungen eine andere Gestalt annahmen, veränderten sich auch meine Gedanken. Jetzt dachte ich nicht mehr daran, daß ich ihn beim Abschiede nicht gesehen hatte; die traurige Vorbedeutung des stampfenden Fußes, die von ihm erlittenen Kränkungen, all die Schmerzen, die tödtliche Eifersucht, Alles war aus dem Gemüth verschwunden. Nur noch acht Tage, da sollte er zurückkehren! Da sprach ich in

der Freude meines Herzens: Jetzt dünkt es meinem Freund unerträglich, länger von mir entfernt zu sein; er fühlt, daß die versprochene Zeit nun nahe ist, und rüstet sich zur Abreise. In diesem Augenblicke vielleicht sagt er dem alten Vater Lebewohl und begibt sich auf den Weg. Wie süß waren mir diese Vorstellungen; wie gerne spielte ich mit diesen Bildern, und sann oft lange und ernstlich nach, unter welcher Gestalt ich mich ihm wohl am gefälligsten zeigen sollte. Ach! wie oft dachte ich! Wie will ich ihn bei seiner Rückkehr viel tausendmal umarmen! und die Flut meiner Küsse wird jedes Wort verschlingen, das von seinen Lippen fließen will; ja hundertfach will ich ihm alle jene Küsse zurückgeben, die er beim Abschied unerwiedert auf mein blasses kaltes Angesicht drückte. Oft auch zweifelte ich in meinen Gedanken, ob ich wohl mein heftiges Verlangen, ihn zu umarmen, würde bezähmen können, wenn ich ihn zum erstenmal vor Zeugen sähe. Ach! dafür wußten die Götter Rath und auf eine mir nur allzu schmerzliche Weise! Wenn ich damals in meinem Zimmer war, glaubte ich, so oft Jemand zu mir hereintrat, er komme, um mir Nachricht zu bringen, Panfilo sei zurückgekehrt! Wenn ich irgendwo Stimmen hörte, so verschlang ich die Worte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, denn immer dachte ich, jedes Wort müsse auf seine Rückkehr Bezug haben. Wohl hundertmal, glaube ich, stand ich von meinem Sitze auf, lief an's Fenster und schaute emsig, gleichsam als hätte ich nach andern Dingen zu sehen, die Straße auf und ab; dann sagte ich: Ist es denn möglich, daß Panfilo nun zurückgekehrt sei, und jetzt zu dir kommen könnte? Und wenn ich dann meine Hoffnung leer und nichtig gefunden hatte, kehrte ich verwirrt und beschämt ins Innere meines Zimmers zurück. Auch gab ich vor, daß er bei seiner Rückkehr meinem Gemahle etwas zu übergeben habe, und unter diesem Vorwand fragte ich oft

und ließ oft fragen, ob er angekommen sei und wann er erwartet würde. Aber niemals kam mir eine erfreuliche Antwort zurück, sondern stets wie von Einem, der niemals mehr wiederkehren wird, wie auch geschehen ist. Und so blieb ich schmerzvoll und verlassen wie zuvor.

Auf solche Weise erreichte ich nicht nur unter unendlichen Sorgen den so heiß ersehnten, so schmerzlich erwarteten Zeitpunkt, sondern überschritt ihn sogar um viele Tage. Im Kampf mit mir selbst, ob ich den Geliebten tadeln dürfe, oder nicht, entfloh schon ein Theil meiner fröhlichen Gedanken, denen ich mich vielleicht allzu sorglos hingegeben hatte. Neue, nie gedachte Vorstellungen fingen an, meinen Geist zu erfüllen. Ich zermarterte mein Gehirn, was wohl der Grund seines längeren Verweilens wäre, oder sein könne; und indem ich dies überlegte, fand ich so mannigfaltige Entschuldigungen für ihn, als er selbst nur immer hätte finden können und noch mehr. Deßhalb sagte ich in Gedanken: O! Fiammetta, wie magst du nur denken, daß dein Geliebter zögern würde, zu kommen, wenn er nicht dazu gezwungen wäre? Oft verhindern unvorhergesehene Geschäfte Jemand, so daß es nicht möglich ist, das Künftige so genau vorherzubestimmen, als Andere glauben mögen. Und allerdings fühlen wir die Pflichten gegen die Gegenwärtigen und ihre Ansprüche an uns weit mehr, als die gegen die Entfernten. Ich weiß ganz gewiß, daß er mich über Alles liebt, daß er jetzt an die Bitterkeit meines Lebens denkt, herzlich mich bemitleidet, und, von Liebe gestachelt, schon oft hat zu mir reisen wollen. Aber mit Thränen und Bitten hat dann der alte Vater das Ziel verlängert, mit gewaltsamer Liebe hat er ihn gegen seinen Willen zurückgehalten. O! gewiß er wird kommen, sobald er immer kann. Diese Betrachtungen und Entschuldigungen reizten mich bald zu neuen, ernsteren Gedanken. Wer weiß, dachte ich, ob er,

nach meinem Wiedersehen begieriger, als er sollte, nicht dem bestimmten Zeitpunkt hat zuvorkommen wollen, alle kindliche Pflicht bei Seite gesetzt, und jedes Hinderniß überwunden hat? Wer weiß, ob er nicht, ohne die Ruhe des stürmischen Meeres abzuwarten, die furchtsamen Schiffer so lange verhöhnt hat, bis sie, muthig aus Gelddurst, ihn in irgend ein leichtes Fahrzeug aufgenommen haben, wo er vielleicht ein Raub der zornigen Winde und Wellen geworden ist? Ach! nicht mehr bedurfte es ja, um einst die unglückliche Hero ihres Leanders zu berauben! Oder wer kann auch wissen, ob er nicht, durch Zufall an irgend eine unwirthliche Küste verschlagen, den Tod durch Hunger oder irgend ein reißendes Thier gefunden hat? Oder ob er nicht, aus Vergeßlichkeit der Andern zurückgeblieben, gleich dem Achämenides, ein Schiff erwartet, das ihn aufnimmt? Wer kennt nicht die Gefahren einer Seereise? Vielleicht von Feindeshand, oder von Seeräubern ergriffen, schmachtet er jetzt im Kerker, mit Ketten belastet, umsonst nach Freiheit. Alle diese Dinge sind möglich, und geschahen schon oft in der Welt. Wollte ich mir nun die Reise zu Land sicherer denken, so kamen mir auch hier gleich tausend Zufälle in den Sinn, die ihn zurückhalten konnten. Mein Geist verfiel schnell auf das Allerschrecklichste, weil er eine desto größere Rechtfertigung zu finden hoffte, je ernster er die Sache nahm. Und so sprach er wiederum: Siehst du nicht, wie die Sonne, brennender als gewöhnlich, schon den Schnee auf den hohen Gebirgen schmilzt, daß die Gewässer mit schäumenden Wellen wild und verheerend herabstürzen? Wenn er sich in eines derselben, begierig, seinen Weg fortzusetzen, hinein wagt und die Wellen Roß und Reiter mit sich wegreißen! Nicht zum ersten Mal üben die Gewässer ihre Tücke gegen den Wanderer, nicht zum ersten Mal verschlingen sie Menschen und Thiere. Ist er auch dieser Gefahr entgangen, kann er dann nicht in die

Hände von Räubern gefallen, von ihnen beraubt und gefangen gehalten sein? Oder vielleicht auf dem Wege erkrankt, wird er wider Willen zurückgehalten, bis er nach wiedererlangter Gesundheit schleunigst in meine Arme eilt.

Ach! wenn solche Bilder meine Seele erfüllten, so schüttelte kalter Schweiß meine Glieder und ich flehte in der Angst meines Herzens die Götter an, solches Unglück von ihm zu wenden. Ja, ich weinte oft so heftig, als wäre er in einem von diesen erträumten Uebeln umgekommen, und rief: Wehe mir! von welch traurigen Ereignissen sind diese unseligen Bilder die Vorboten? Gott verhüte, daß keines derselben in Erfüllung gehe! Lieber mag er fern von mir weilen, lieber nie zurückkehren, als um meinetwillen sich Gefahren preisgeben, wovon der Gedanke schon meine Seele mit Schauer erfüllt. Gesetzt auch, daß ein solcher Unglücksfall möglich wäre, so könnte doch gewiß der Tod eines so ausgezeichneten Mannes nicht verborgen bleiben. Wäre nur das Geringste der von mir erträumten schrecklichen Dinge geschehen, gewiß hätte es die Fama schon tausendfach verkündet. Gewiß, weit eher darf ich glauben, daß er entweder in Bekümmerniß, gleich mir, gezwungen verweilen muß und demnächst zurückkehren wird, oder daß er, wenn er nicht selbst kommen kann, mir bald zu meiner Beruhigung in einem Schreiben den Grund seines Zögerns meldet.

So gelang es mir wirklich, eine Zeitlang jene traurigen Gedanken aus meiner Seele zu verbannen. Ich bot alle meine Kräfte auf, um die Hoffnung, die mir entfliehende, zu fesseln. Ich rief mir unsere lange bewährte Liebe und Gegenliebe, unsere gelobte Treue, die zu Zeugen angerufenen Götter, und die zahllosen Thränen ins Gedächtniß zurück und folgerte aus all diesen der Liebe geheiligten Dingen die Unmöglichkeit einer Täuschung. Aber verhüten konnte ich doch nicht, daß die ge-

waltsam zurückgehaltene Hoffnung nicht den sonst gehegten Gedanken wiederum Raum gab. Mit langsamen Schritten kehrten sie zurück, strebten nach ihrer vormaligen Herrschaft, frischten das Andenken jener traurigen Vorbedeutungen und Besorgnisse wieder auf und verdrängten allmählig doch die Hoffnung aus meinem Herzen. Ach! sie hatte mich beinahe schon gänzlich verlassen und jene allmächtigen ihre Stelle eingenommen, als ich es erst zu bemerken anfing. Am meisten aber verwundete mich die Eifersucht, da abermals mehrere Tage mir ohne Panfilo's Rückkehr hingingen. Ach! diese stachelte mich mehr, als ich selbst wollte! Als wüßte sie um seine geheimsten Verhältnisse, verwarf sie alle Entschuldigungen, welche ich bisher für ihn ersonnen hatte, und reizte mich oft von Neuem zu Klagen, die ich kurz zuvor verdammt hatte. Ha! rief sie, wie so thöricht bist du! wie vermöchte die Liebe zum Vater oder irgend sonst ein Geschäft oder Vergnügen ihn zurückzuhalten, wenn er dich wirklich so liebte, wie er gesagt? Weißt du nicht, daß Liebe Alles besiegt? Eine neue Leidenschaft hat ihn entzündet und dich vergessen lassen. Jene Liebe, mächtiger, weil sie neu ist, hält ihn jetzt an jenem Orte zurück, wie sonst die deinige ihn hier fesselte. Jene Frauen, wie du schon sagtest, in jeder Hinsicht für die Liebe geschaffen, werden nicht zögern, die Leidenschaft dessen zu entflammen, der so sehr würdig ist, geliebt zu sein. Glaubst du, andere Frauen hätten nicht Augen, seine Liebenswürdigkeit zu sehen, gleich dir; seien nicht Kennerinnen, wie du es bist? O, sie sind es, zweifle nicht! Oder auch, wähnst du, daß ihm nur ein Weib gefallen könne? Ja, könnte er dich sehen, dann würde es ihm schwer sein, eine Andere zu lieben, und seine Treue wäre gesichert, so aber bist du fern, und schon viele Monden sind vorübergegangen, seit er dich nicht mehr sah. Du solltest doch wissen, daß kein irdisches Glück

ewig dauert. So, wie du ihn entzückt, wie er dich liebgewonnen, so ist es möglich, daß jetzt eine Andere sein Herz besitzt, daß er, der vorigen Liebe entfremdet, eine Andere vergöttert, wie einst dich. Das Neue reizt mit stärkerer Gewalt, als das längst Gewohnte, und immer fühlt sich das Herz mit größerer Innigkeit nach dem ungewissen Gute gezogen; auch ist nichts Irdisches so süß und so entzückend, daß es bei langer Gewohnheit nicht übersättigte. Und wer sollte nicht lieber einer neuen Geliebten in der Heimath huldigen, als der alten, im fernen, fremden Lande? Auch hat er dich vielleicht nicht mit so heftiger Leidenschaft geliebt, als er vorgab; nicht seine Thränen, nicht seine Betheuerungen sind glaubwürdige Zeugen so großer, ächter Liebe, mit welcher du dich von ihm geliebt wähntest. Ach! wie oft habe ich Männer Tage lang weinen und beim Abschiede bittere Thränen vergießen sehen, Vieles versprechen und mit Schwüren bekräftigen hören, und war gewiß, daß sie Alles treu halten zu können vermeinten; und doch verlöschte bald ein neuer Eindruck alle Schwüre aus ihrem Herzen. Thränen, Schwüre und Verheißungen der Männer, sind sie wohl etwas Anderes, als ein neues Handgeld auf die künftige Täuschung der Weiber? Und sind sie nicht in diesen Künsten gewöhnlich Meister, ehe sie lieben? Ihr unstetes Herz zieht sie zu solchem Beginnen, und Keiner wird zu finden sein, der nicht jeden Monat lieber zehnmal mit seiner Geliebten wechseln wollte, als zehn Tage Einer getreu sein. Immer glauben sie, neue Sitten, neue Formen zu finden, und brüsten sich damit, von Vielen geliebt worden zu sein. Was hoffst du also? Was lässest du dich nichtigerweise von einem eitlen Glauben verführen? Es steht nicht in deiner Macht, das Unabänderliche zu ändern; höre auf, ihn zu lieben, und zeige, daß du ihn mit derselben Kunst betrügst, womit er dich betrogen hat. Dies und noch mehr flüsterte mir die Eifersucht

zu, und fachte mit ihrem giftigen Stachel so wilden Zorn in mir an, der, vereint mit dem stillglimmenden Feuer liebenden Verlangens, mein ganzes Gemüth entzündete und mich mit der Wuth eines Rasenden erfüllte. Ach! Nicht eher verlöschte dieses lodernde Feuer in mir, bis Ströme von Thränen aus meinen Augen geflossen waren und die bedrängte Brust in langen, schweren Seufzern erleichtert hatten; dann erst verwarf ich, mich beruhigend, Alles, was jener prophetische Geist zu mir gesprochen hatte, und rief, gleichsam mit Gewalt, die schon entflohene Hoffnung wieder mit eitlen Gründen in mein Herz zurück. Auf solche Weise erlangte ich die entflohene Fröhlichkeit wieder, oft hoffend, oft verzweifelnd, stets aber eifrigst bemüht, zu erfahren, was aus dem geworden sei, der immer nicht kam.

Viertes Kapitel,

in welchem Fiammetta erzählt, daß das Gerücht zu ihren Ohren gelangt sei, Panfilo habe eine Frau genommen, und wie sie an seiner Rückkehr verzweifelnd ein schmerzliches Leben geführt.

Leicht waren bis dahin meine Schmerzen und süß meine Seufzer in Vergleich mit denen, zu deren Schilderung die traurige Feder sich jetzt bereitet, träg dem Laufe der eilenden Gedanken folgend. Und gewiß, wohl erwogen, scheinen die bis jetzt erduldeten Qualen eher die Leiden eines jungen müssigen Weibes, als einer Verzweifelnden zu sein; aber das Folgende wird Euch von anderer Art erscheinen. Darum fasset Muth, laßt Euch durch meine Worte nicht so sehr schrecken, daß Ihr, wenn das Vergangene Euch schon hart genug scheint, das noch Härtere, was ich jetzt erzählen werde, nicht mehr zu hören begehret. Und wenn ich Euch zur Mitempfindung meiner

Schmerzen aufmuntere, so geschieht es weniger um Euer Mitleid auf mich zu lenken, als um Euch die Schlechtigkeit dessen, der sie alle verschuldet hat, recht lebhaft vor Augen zu stellen, damit Ihr vorsichtiger werdet und Euch hütet, den Männern zu trauen. So bezahle ich vielleicht meine Schuld durch meinen Rath, und was mir zum Verderben ward, wird Euch zum Heil sein.

Ich blieb also, mit den geschilderten Vorstellungen beschäftigt, bis endlich, da mehr als ein Monat über die bestimmte Zeit verflossen war, eines Tages folgende Nachricht von dem Geliebten zu mir gelangte. Mit frommem Herzen war ich hingegangen, einige heilige Klosterfrauen zu besuchen, damit sie vielleicht durch ihre reinen Gebete Gott bewegen möchten, mir den Geliebten wieder zu geben, oder sein Bild aus meiner Seele zu bannen, damit ich endlich den verlorenen Frieden wieder erlangen möge. Als ich nun bei diesen Frauen, deren Gespräche eben so vernünftig als bescheiden und anmuthig, und die durch Verwandtschaft und lange Freundschaft fest mit mir verbunden waren, noch verweilte, kam ein Handelsmann dahin, der, wie einst Ulysses und Diomed der Deidamia, den Schwestern verschiedene köstliche Waaren zeigte. Er war, wie ich an seiner Sprache erkannte, und er selbst auf die Fragen einer der Schwestern bejahte, aus der Heimath meines Panfilo. Als nun einige seiner Waaren für den verlangten Preis genommen, die andern zurückgegeben waren, entspannen sich zwischen ihm und den Klosterfrauen mancherlei heitere Gespräche. Eine der Schwestern, jung, von hoher Schönheit, von edler Herkunft und Sitten, und eben dieselbe, welche ihn schon vorher gefragt hatte, wer er sei und woher, machte die Frage an ihn, ob er wohl seinen Landsmann Panfilo jemals gekannt habe? O, wie kam diese Frage dem Drange meines Herzens entgegen, wie feurig dankte ich ihr

insgeheim dafür, und wie gespannt war mein Ohr, die Antwort zu vernehmen. Ohne Zögern erwiederte der Kaufmann: Wer möchte wohl besser ihn kennen, als ich? Worauf die junge Dame, vor Begierde brennend, mehr von ihm zu erfahren, weiter fragte: aber was ist denn jetzt aus ihm geworden? O, sagte der Kaufmann, es ist schon geraume Zeit, seit ihn sein Vater, dem er von allen Kindern allein übrig geblieben ist, wieder in das väterliche Haus zurückberufen hat. Wie lange ist es, fuhr die Schwester fort, daß Du die letzten Nachrichten von ihm hast? Seit meiner Abreise, vor noch nicht vierzehn Tagen, erwiederte Jener, habe ich nichts mehr von ihm gehört. Und wie ging es ihm damals? fragte die Nonne weiter, worauf der Kaufmann erwiederte: Sehr wohl! denn gerade an dem Tage meiner Abreise sah ich noch mit großer Festlichkeit in seinem Hause die Ankunft einer wunderschönen jungen Dame feiern, welche, so viel ich erfahren konnte, ganz kürzlich mit ihm verheirathet worden war. Während der Kaufmann dies sagte, heftete ich meine Blicke, so bitter seine Worte mich auch im Herzen verwundeten, fest auf das Gesicht der fragenden Jungfrau; denn mit großer Verwunderung hatte ich schon lange nachgedacht, aus welchen Gründen sie wohl so eifrig nach den genauesten Umständen eines Mannes fragen möchte, den, wie ich glaubte, außer mir kaum ein Weib kannte. Und kaum hatte die Nachricht, daß Panfilo verheirathet sei, ihr Ohr berührt, so sah ich sie die Augen niederschlagen, eine hohe Röthe in ihr Gesicht steigen und das Wort auf ihren Lippen ersterben. Ja, ich konnte deutlich sehen, daß sie nur mit größter Mühe die Thränen, welche schon ihre Augen füllten, zurückhielt. Mich selbst aber überfiel bei dieser Nachricht ein unermeßlicher Schmerz, den jedoch plötzlich ein anderer nicht minder gewaltiger verdrängte, und kaum vermochte ich es über mich, daß ich die Jungfrau über ihre Leidenschaft nicht

streng tadelte. Ich war empört, daß sie so sichtbar ihre Liebe zu Pansilo kund gab, und fürchtete beinahe, daß sie, gleich mir, rechtmäßige Ursache haben möchte, sich über das Gesagte zu betrüben. Doch hielt ich mich zurück und verbarg mit der peinlichsten Anstrengung das geängstete Herz unter einer unveränderten Miene, weit bereiter, meinen Thränen den Lauf zu lassen, als weiter zu hören. Aber die Jungfrau, welche vielleicht mit gleicher Anstrengung ihren Schmerz in sich verschloß, nahm eine heitere, unbefangene Miene an und ließ sich die vorige Erzählung von Neuem bestätigen; aber je mehr sie fragte, desto mehr fand sie die Antworten ihren, sowie meinen Wünschen entgegen. Darauf ward der Kaufmann entlassen und sie, unter einer ausgelassenen Munterkeit ihre Traurigkeit verbergend, hielt mich mit mannigfaltigen Gesprächen weit länger zurück, als ich wünschte. Endlich trennten wir uns. Mit zorn- und angsterfüllter Seele, zitternd, gleich dem lybischen Löwen, wenn er die Jäger in ihrem Hinterhalte entdeckt hat, bald das Angesicht glühend, bald todtenbleich, jetzt mit schleichendem Schritt, und jetzt rascher dahineilend, als der weiblichen Zucht geziemt, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Und nun, da es mir vergönnt war, meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, vergoß ich bittere, schmerzliche Thränen. Lange weinte ich, bis zuletzt der unendliche Thränenstrom einen Theil des Schmerzes hinwegnahm und ich der Sprache wieder mächtig ward. Da begann ich mit schwacher Stimme: „Jetzt, o unglückselige Fiammetta, jetzt weißt du ja, warum dein Pansilo nicht zurückkehrt, jetzt weißt du die Ursache seines Zögerns, die du so lange zu wissen wünschtest! Was bedarf es noch mehr? Was fragst du noch weiter? Ist dieses nicht genug: Pansilo gehört nicht mehr dir an! Gib sie nun auf, die Wünsche, ihn wieder zu haben, löse die gefesselte Hoffnung, bändige die gewaltige Liebe und lasse die thörichten Gedanken,

Vertraue nun den Vorzeichen und deiner ahnungsvollen Seele und fange an, den Betrug der Männer zu erkennen. Du bist nun auf jenen Punkt gekommen, auf den Alle kommen, die allzu leicht trauen.“ Durch diese Worte entzündete sich mein Zorn von Neuem, ich bezwang meine Thränen und brach in folgende lästernde Worte aus: „O, ihr Götter! wohin wendet ihr jetzt eure Augen? Wo weilen eure Blitze? Warum fallen sie nicht auf den ruchlosen Verächter eurer Macht? O! wo sind sie? Wer hat mehr verdient, von ihnen getroffen zu werden? Warum, allzu langmüthiger Zeus, schleuderst du sie jetzt nicht auf den treulosen Mann, damit die Andern an seinem Beispiel erkennen, daß du nicht ungestraft fälschlich zum Zeugen angerufen wirst! Du leuchtender Phöbus, wo sind jetzt deine Pfeile, die du mit Unrecht gegen Python wandtest? Willst du diesen verschonen, der dich so hinterlistig zum Zeugen seiner Täuschung anrief? Ihn beraube nun deines strahlenden Lichtes und sei ihm nicht minder feindlich gesinnt, als du es einst dem armen Oedip warst! O! alle ihr andern, Götter und Göttinnen, und du, o Amor, dessen Macht der Falsche verhöhnt, warum zögert ihr jetzt, euern Zorn und eure Gewalt zu verkünden und Himmel und Erde gegen den Treulosen zu bewegen, der straflos eurer Macht spottet! Weit geringere Verbrechen reizten schon euern Zorn und schienen euch reif zu minder gerechter Rache? Warum zaudert ihr also jetzt? Es gibt keine Rache, die in eurer Gewalt steht, welche er nicht verdient hätte. O! ich Elende, warum ist es nicht möglich, daß ihr, gleich mir, die Qualen seiner Täuschung empfindet, um auch, wie ich, die Lust zur Strafe zu fühlen. Jetzt, o ihr Götter, sendet ihm einige jener Gefahren, oder alle, vor denen ich sonst erzitterte, tödtet ihn, auf welche Weise euch immer gefällt, damit ich in einem Augenblick zum letztenmal den höchsten Schmerz durch ihn finde, damit ein Augenblick

euch und mich zugleich räche! Gebt nicht zu, daß ich allein die Strafe seiner Verbrechen trage, und daß er, der euch und mich verhöhnet, nun ruhig in den Armen der neuen Geliebten schwelge."

Nach diesen Ergießungen meines Herzens wendete ich mich, heftig angegriffen, aber nicht minder zornig, an Panfilo: „O, Panfilo, sprach ich, endlich wird mir die Ursache deines Zögerns klar, endlich erkenne ich deine Täuschungen und sehe, welche Pflicht es ist, die dich zurückhält. Während du auf Hymens Altären opferst, verzehre ich mich, durch deine Schwüre und mich selbst betrogen, in Thränen, in Kummer bis zum Tod, und die Jahre, die ich um deinetwillen zu verlängern wünschte, werden nun durch dich bald abgekürzt und geendet sein. Nichtswürdiger, zu meiner Qual erschaffen, mit welchen Gesinnungen hast du die neue Geliebte erkoren? Hattest du den Vorsatz, sie zu täuschen, gleich mir? Mit welchen Augen betrachtetest du sie? Waren es dieselben, welche mich arme Leichtgläubige besiegten? Welche Treue hast du ihr gelobt, war es jene, die du mir verpfändet? Bedachtest du nicht, daß das einmal verpfändete Wort nicht wieder verpfändet werden kann? Welche Götter hast du zu Zeugen des neuen Bundes angerufen? Die, welche Zeugen deines Meineides waren? Wehe mir Unglücklichen, welche verbotene Brunst hat deine Seele so entzündet, daß du, der du doch fühltest, daß du mein warst, dich einer Andern ergeben hast! Um welcher Schuld willen verdiene ich so feindliches Geschick? Wohin ist so bald jene flüchtige Liebe geflohen? Ach, wie so hart bedrückt dies traurige Schicksal die Bekümmerte! Ist es möglich, daß du das mit deiner Rechten gelobte Versprechen, die zu Zeugen angerufenen Götter, bei denen du zurückzukehren schwurest, alle deine Schmeichelreden, deine heuchlerischen Thränen, vergessen hast, um mit der neuen Geliebten fröhliche

Tage zu verleben? O! wer hätte wohl jemals glauben können, daß unter deinen Reden Falschheit sich berge, daß Arglist deine Thränen hervorlocke? Ich gewiß niemals, denn treu, wie du dem Scheine nach sprachst, so treu empfing ich deine Worte und Thränen als Wahrheit. Und wenn du vielleicht erwiederst, jene Thränen und Schwüre seien wahrhaft, jene Gelübde der Treue redlich gewesen, so glaube ich es. Welche Entschuldigungen aber kannst du finden, daß du das, was du so gewissenhaft versprachst, so schlecht erfülltest? Wirst du antworten, daß die Liebenswürdigkeit deiner neuen Gebieterin so groß war, daß sie dich Alles vergessen ließ? Wie ungenügend ist diese Entschuldigung, wie laut verkündet sie den Wankelmuth deiner Seele! Und überdies, kann sie mich befriedigen? Gewiß nicht. O, Bösewicht! war die heiße Liebe, welche ich für dich fühlte und gegen meinen Willen noch jetzt fühle, dir nicht genug bekannt? Gewiß, sie war es, und so weißt du auch, daß weit weniger Arglist nöthig war, mich zu täuschen. Du aber, damit nur deine Verschmitztheit in hellerem Lichte sich zeige, wolltest in deinen Worten alle Kunst erschöpfen. Fühlst du jetzt nicht, wie wenig ruhmvoll es ist, ein junges Herz betrogen zu haben, das dir gänzlich vertraute? Ach! meine Einfalt verdiente bessere Treue, als du zu geben vermochtest? Ich glaubte an dich, wie an die Götter, bei denen du schwurst, und die ich nun anflehe, daß sie es den größten Ruhm deines Lebens sein lassen möchten, ein Weib betrogen zu haben, das dich mehr liebte, als sich selbst! O Panfilo! sage mir, habe ich jemals etwas gethan, wodurch ich verdiente, mit so ausgesuchter Arglist von dir hintergangen zu werden? Habe ich jemals etwas anderes gegen dich verbrochen, als daß ich dich abgöttisch liebte und darüber jeder andern Pflicht vergaß? Und diese Verbrechen, verdienten sie denn gerade von dir so harte Züchtigung? Doch es ist

wahr, einer Schuld bin ich mir bewußt, durch die ich den Zorn der Götter mit Recht auf mich gezogen habe: es war die, daß ich dich unseligen, jeder heiligen Pflicht vergessenden Mann in mein Bett aufnahm; daß ich dir verstattete, in meinen Armen zu ruhen. Und doch, wie die allwissenden Götter mir bezeugen können, warst du weit strafbarer, als ich. Ihnen ist es bekannt, wie du mich in stiller Nacht schlafend überraschtest, wie ein Mensch, der des Betrugs gewohnt ist; wie du mich zuerst umarmtest und meine Scham verletztest, während ich in Schlaf versenkt lag. Was hätte ich thun sollen? Sollte ich schreien und durch mein Geschrei mir ewige Schande und dir, den ich mehr als mich selbst liebte, den Tod zuziehen? Ich wehrte mich, Gott weiß es, mit allen Kräften, aber sie waren zu schwach, um dir zu widerstehen, du siegtest und genoßest deinen Raub. Wehe mir, daß die Götter nicht den Tag, welcher dieser Stunde vorherging, meinen letzten sein ließen, damit ich in unentweihter Zucht gestorben wäre! Ach! welche Schmerzen, wie so bittere Qualen zerreißen meine Seele, indeß du, voll freudigen Muths, bei der jungen Braut verweilest, und zu ihrer Belustigung vielleicht ihr deine vorigen Liebeshändel erzählen, mich ihr weit strafbarer schildern, meine Schönheit und Sittlichkeit verkleinern wirst! Alle jene Vorzüge, die du sonst lobpreisend über die aller Frauen zu erheben pflegtest, wirst du jetzt verächtlich nennen, nur einzig ihre Schönheit und edle Sitten preisen, und Alles, was ich, von zu großer Liebe zu dir getrieben, mit einfachem Herzen für dich gethan, wirst du ihr nun als die Herzensgenüsse einer wilden, üppigen Lust darstellen! Aber vergiß nicht, deiner lügenhaften Schilderung auch die Erzählung deiner eigenen Täuschungen beizufügen. Erzähle ihr, wie du mich Unglückliche verlassen, nachdem ich dich so hoch verehrt und geliebt habe, damit deine Undankbarkeit klar vor den Augen

deiner Zuhörerin erscheinen möge. Auch vergiß nicht zu erzählen, wie viele edle Männer sich einst um meine Liebe bewarben, auf wie sinnreiche Art sie mir ihre Zuneigung kund thaten und wie sie meine Thüre mit Blumen bekränzten. Erzähle, wie der Ruf ihrer Thaten mich doch nie deiner falschen Liebe entreißen konnte, und wie dagegen du mich für ein kaum von dir gekanntes Weib hingibst. Und dann, wenn sie nicht arglos ist, wie ich es war, wird sie argwöhnisch gegen deine Küsse sein und sich vor jenen Täuschungen hüten, gegen welche ich mich nicht sicher zu stellen wußte. Sie bitte ich, so mit dir zu verfahren, wie Atreus Gattin mit ihm, oder Danaus Töchter mit ihren neun Männern, oder Clytemnestra mit Agamemnon, oder zum mindesten wie ich selbst gegen meinen Gemahl verfuhr, der keine solche Kränkung verdiente; ja solches Unglück möge sie dir bereiten, daß ich gezwungen werde, deinem Schmerze Thränen zu weihen, wie ich sie jetzt voll Mitleid meinem eigenen Jammer weine. Und, wenn die Götter mitleidig auf die Leiden der Sterblichen niederblicken, so flehe ich sie an, dieses bald an dir zu erfüllen."

So heftig ich auch von diesen Betrachtungen gepeinigt wurde, und so oft auch der Gedanke an solche Kränkungen mir wiederkehrte, so schmerzte mich doch auf der andern Seite die leidenschaftliche Unruhe, welche ich an jener Klosterschwester wahrgenommen hatte, nicht weniger, und die Erinnerung daran bereitete mir bitteren Gram. „Warum, o warum, rief ich oft mit Thränen, schmerzt mich, o Panfilo, deine Entfernung, und daß du dich einer neuen Liebe ergeben? Weiß ich denn nicht, daß du selbst da, als du noch bei mir warst, nicht mir allein, sondern einer Andern angehörtest? O! ruchloser Mann, wie vielfach war deine Liebe getheilt und fähig, sich zu theilen! Leicht kann ich nun voraussetzen, daß, so wie jene Jungfrau und ich, und jene dritte,

deiner Liebe theilhaftig wurden, noch viele andere es waren, während ich mich im ausschließlichen Besitz derselben wähnte. Und so geschieht es, daß, indem ich nur meine eigene Sache zu führen glaubte, ich die Angelegenheiten Anderer verfocht. Und ist es nicht möglich, daß vielleicht eine andere, der Gunst der Götter würdigere Rache mich verwünscht hat, so daß ich jetzt durch ihr Gebet elend und schmerzvoll bin? Aber wer sie auch sei, sie verzeihe mir, die ich unwissend gegen sie sündigte, und gewiß verdient meine Unwissenheit Verzeihung. Du aber, mit welchen Ausflüchten kannst du deine Unthaten beschönigen? Wie warst du gewissenlos genug, sie auszuüben? Welche Liebe, welche Zärtlichkeit konnte dich dabei leiten? Oft habe ich gehört, das Herz könne nur e i n e n Gegenstand auf einmal lieben, du aber zeigst, daß für dich diese Regel nicht gültig sei. Du liebtest mich heftig, oder heucheltest mir wenigstens Liebe. Hast du denn Allen, oder nur jener Einzigen, welche das, was du verborgen, so schlecht zu verhehlen wußte, dieselbe Treue, dieselben Schwüre, dieselben Thränen geweihet wie mir? Thatest du das, so kannst du beruhigt sein, du bist Keiner verpflichtet, denn das, was man ohne Unterschied Allen hingibt, scheint mir keiner Einzigen gegeben zu sein. Wehe! kann es möglich sein, daß der, der so Vielen das Herz raubte, von Keiner besiegt ward? Narzissus, der von Vielen geliebte, und gegen Alle gleich Unempfindliche, ward zuletzt in seine eigene Gestalt verliebt, Atalante, die Schnellfüßige, besiegte, unerbittlich und streng, alle ihre Liebhaber, bis endlich Hippomenes, durch meisterhafte List, sie mit ihrem eigenen Willen überwand. Aber warum führe ich die Beispiele der Alten an? Ward nicht ich selbst, deren Herz noch Keiner bewegte, von dir bezwungen? Du allein also, unter Allen, hast nicht besiegt werden können? Ich kann dies nicht glauben, und bin gewiß, daß du besiegt worden bist, und

wenn du es bist, von wem es auch sei, warum kehrst du zu ihr, die so große Gewalt über dich hatte, nicht wieder zurück? Willst du aber nicht zu ihr, noch zu mir zurückkehren, so eile doch zu jener Jungfrau, deren Liebe stärker war, als die Klugheit. Und wenn ich elend sein soll, weil ich es deiner Meinung nach verdient habe, so laß doch meine Schuld Andern nicht verderblich werden; kehre zu ihnen zurück und halte ihnen das gegebene Versprechen, eher als mir; nicht möchte ich, daß so Viele, wie ich glaube, vergeblich auf die von dir verheißene Rückkehr harrten. Vermag die dir nahe Geliebte mehr, als so viele entfernte? Jene ist jetzt dein Eigenthum; sie kann, wenn sie auch wollte, nicht aufhören, es zu sein. Sie also kannst du mit Sicherheit verlassen, sie bleibt dir gewiß; hieher aber eile, damit deine Gegenwart dir die erhält, die sich noch von dir losreißen können."

Nachdem sich oft mein Leid in solch eitle Klagen ergossen, die weder das Ohr der Götter, noch das des Geliebten erreichten, gab ich oft plötzlich meinen Gedanken eine andere Richtung und rief: „Warum, o Unselige, wünschest du, daß Panfilo zurückkehre? Glaubst du das in der Nähe mit mehr Geduld ertragen zu können, was in der Ferne dir unerträglich scheint? Du begehrst dein eigenes Unglück, und wenn du jetzt, da er fern ist, Zweifel hegst, ob er dich liebe oder nicht, könntest du, wäre er zurückgekehrt, die Gewißheit ertragen, daß er nicht für dich, sondern für eine Andere lebe? Er bleibe also, und lasse dir durch seine Entfernung noch den Zweifel an seiner Liebe, statt daß seine Nähe dir die Gewißheit seines Verlustes verkünde! So sei denn zufrieden, daß du nicht allein solche Qualen erduldest, und schöpfe, wie alle Unglücklichen, Trost daraus, Gefährten deines Unglücks zu haben."

Es würde mir schwer sein, fühlende Herzen, euch zu

schildern, mit wie brennendem Zorn, mit wie bitteren Thränen und beklommenem Herzen ich mich täglich solchen und ähnlichen Gedanken hinzugeben pflegte. Aber wie die Zeit selbst das Härteste und Schwerste lindert, so begann auch mein Schmerz, nachdem ich viele Tage auf solche Weise verlebt hatte, sich zu mildern. Und je mehr der Kummer aus meiner Seele wich, um so mehr fachten sich wieder glühende Liebe und schwankende Hoffnung in ihr an, und verdrängten so nach und nach die schmerzlichen Gefühle, so daß endlich wieder ein Wunsch in meinem Herzen wohnte, der, meinen Panfilo wieder zu besitzen. Ja, je schwächer die Hoffnung ward, ihn jemals wieder zu sehen, um so größer, unüberwindlicher ward meine Sehnsucht nach ihm. Und wie die Flamme, vom Winde gewirbelt, wächst und in höherer Glut auflodert, so gewinnt auch die Liebe, durch entgegengesetzte Gedanken bewegt, neue Kraft und eine unüberwindliche Gewalt. Bald empfand ich Reue über die vorigen Gedanken und gedachte schamvoll, als hätte mich Jemand gehört, jedes Wortes, das der Zorn mir eingegeben. Ich machte mir selbst Vorwürfe, daß mein Gemüth den Stürmen der Leidenschaft so sehr unterlegen und die Stimme der Wahrheit nicht mehr zu hören fähig gewesen. Doch die Flammen der Leidenschaft erkalten schnell, und der Irrthum zeigt sich bald in vollem Lichte. Und so sprach auch ich bei ruhiger gewordenem Gemüthe: „O, thörichtes Herz, was beunruhigst du dich so? Wie mögen ungewisse Vermuthungen deinen flammenden Zorn entzünden? Gesetzt auch, daß die Worte des Kaufmanns nicht logen — was sie dennoch vielleicht thaten — daß er wirklich verheirathet sei, ist denn dies so etwas Außerordentliches, Unerhörtes, daß du deßhalb alle Hoffnung aufgeben solltest? Oft gebietet die Nothwendigkeit, daß Söhne in solchen Dingen ihren Vätern gefällig sind. Wenn nun sein Vater es von ihm verlangte, unter welchem

Vorwand konnte er seine Bitte verweigern? Und glauben darfst du auch, daß nicht alle Männer, die Gattinnen nehmen, sie gleich andern Frauen lieben. Der allzufreie Umgang in der Ehe läßt die Liebe der Männer gar bald erkalten, wenn ihnen auch anfänglich die Gattin höchst liebenswürdig erschien, und weißt du denn, ob es bei dieser der Fall war? Vielleicht ward Panfilo wider Willen ihr Gatte, vielleicht liebt er dich immer noch mehr, als sie, bei der er gezwungen verweilt; und sollte sie ihm jetzt auch gefallen, so darfst du doch hoffen, daß sie ihm bald langweilig erscheinen wird. Und gewiß, du darfst weder seine Treue in Zweifel ziehen, noch seine Schwüre meineidig schelten, denn er wird sie in dem Augenblicke erfüllen, wo er wieder in dein Zimmer tritt, darum flehe zu den Göttern, daß Amor, der mächtiger ist, als Schwur und gelobte Treue, ihn zwinge, zu dir zurückzukehren.

Und warum hast du aus der Verwirrung jener Klosterschwester so viel Argwohn gegen ihn geschöpft? Bedenke, wie viele edle Jünglinge dich unerhört lieben, die gewiß heftig erschrecken würden, wenn sie vernähmen, daß deine Liebe Panfilo gehört. So darfst du es also auch für möglich halten, daß Viele ihn lieben und über seinen Verlust sich betrüben würden, gleich dir, obwohl aus ganz verschiedenen Gründen." Auf solche Weise betrog ich mich gleichsam selbst, um zu meinen ersten Hoffnungen zurückzukehren und von dem, was ich kurz zuvor mit vielen Verwünschungen erbeten hatte, inbrünstig das Gegentheil zu erflehen.

Doch war diese neuzurückgekehrte Hoffnung nicht mächtig genug, mich der Freude wieder zu schenken, vielmehr sahen Andere nur allzuwohl, wie ewige Unruhe mein Gemüth und Angesicht beherrschte, und wie ich selbst nicht wußte, was ich wünsche und solle. Alles, was mich sonst so emsig beschäftigt hatte, zerstreute mich nicht mehr. Im ersten Ausbruche meines

Zorns hatte ich die Diamanten, die mir zur Erinnerung verflossener Tage gedient hatten, weggeworfen, seine Briefe verbrannt, und viele andere Sachen verdorben und vernichtet. Den Himmel und die Gestirne zu betrachten, gewährte mir keine Freude mehr, denn jetzt wohnten Zweifel an seiner Rückkehr in der Seele, wo sonst nur die froheste Gewißheit lebte. Die Freude an Erzählungen war gleichfalls vorüber; auch hätte die Jahreszeit, welche die Nächte bedeutend verkürzt hatte, es nicht mehr gestattet. Ach! diese Nächte brachte ich meistens ohne Schlaf, weinend oder nachsinnend hin. Und schlief ich zuweilen, so umschwebten mich verschiedenartige Träume, bald in lieblichen zärtlichen Bildern, bald in unendlich traurigen mich umgaukelnd. Festlichkeiten und Tempel waren mir öde und langweilig, und nur selten, wenn ich nicht umhin konnte, besuchte ich sie. Mein von Neuem erblaßtes Gesicht verbreitete Melancholie über mein ganzes Haus, und gab Stoff zu mancherlei Gerüchten über meine Person. So in ewiger Erwartung, ohne deutlichen Grund derselben, blieb ich traurig und tiefsinnig, wie zuvor.

Meine schwankenden Gedanken überließen mich den ganzen Tag der Ungewißheit, ob ich mich betrüben oder freuen sollte; die Nacht brachte ich in Kummer und Weinen hin. Doch einst, da ich, allein in meinem Zimmer, meinen kummervollen Gedanken nachgehangen, durchdrang eine bessere Eingebung meine Seele, und ich richtete meine Gebete an die Göttin der Liebe: „O! du höchste, einzige Schönheit des Himmels! Göttliche Venus! du, deren Bild mir einst, als meine Leiden begannen, festlich in diesem Gemache erschienen, verleihe meinem Schmerze jetzt Trost, und um deiner beseligenden Liebe zu Adonis willen, lindere meine endlosen Qualen! Siehe, wie oft schon das furchtbare Bild des Todes vor meine Augen getreten ist. Siehe, ob mein redlicher Glaube so viele Leiden verdient hat,

als ich nun dulden muß. Unbekannt mit deinen Pfeilen, unterwarf ich mein junges, unerfahrenes Herz bei dem ersten Wink ohne Widerrede deinem Willen. Du weißt, wie viel Glück mir von dir verheißen und, ich gestehe es, zum Theil auch wirklich geworden ist; aber wenn du willst, daß ich diese Qualen, die du mir jetzt auflegst, zu jenem verheißenen Liebesglück rechnen soll, so müßte im Himmel und auf Erden eine neue Welt, eine andere Ordnung der Dinge sich gestalten. Ist es aber wirklich ein Unglück, wie ich es zu empfinden glaube, so laß, o huldreiche Göttin! das verheißene Glück nun erscheinen, damit deine heiligen Worte nicht, wie die der sterblichen Menschen, der Lüge bezüchtigt werden. Sende deinen Sohn mit seinen Pfeilen und deiner Fackel zu meinem Geliebten, der jetzt ferne von mir weilt, und dessen Herz, meines Anblicks beraubt, vielleicht für mich erkaltet ist, oder für eine Andere glüht; fache die vorige Glut von Neuem so heftig in ihm an, daß ihn nichts abhalten möge, zu mir zurückzukehren, damit ich neuen Muth gewinne und nicht unter so schwerem Leid erliege! O, erhabene Göttin der Schönheit, laß meine Worte zu deinen Ohren gelangen, und wenn du in ihm nicht die vorige Glut wieder entflammen willst, so reiße aus meinem Herzen deine Pfeile, damit ich, gleich ihm, frei von meinen Qualen, meine Tage in Ruhe verleben möge!

So betete ich, und obgleich ich keinen Erfolg meiner Gebete sah, glaubte ich doch immer noch an deren Erfüllung, und diese Hoffnung linderte einigermaßen meine Pein. „O Panfilo, rief ich oft, wo weilst du jetzt? Ach, was magst du wohl jetzt thun? findet die verschwiegene Nacht auch dich jetzt ohne Schlaf und bitter weinend, wie mich? oder hält dich vielleicht die jugendliche Braut in ihren Armen? oder ruhst du, von weichem, süßem Schlaf umfangen, nicht von der leisesten Erinnerung an mich gestört? Wehe! wie kann doch

Amor nach so verschiedenen Gesetzen zwei Liebende beherrschen, von denen jedes glühend liebt, wie ich und vielleicht auch wie du. Ich weiß es nicht, aber wenn dieselben Gedanken dich, wie mich, erfüllen, welche Kerker, welche Fesseln halten dich, daß du sie nicht zerbrichst und zu mir zurückkehrst? Mich, gewiß, würde nichts abhalten, in deine Arme zu eilen, wenn es, da ich ein Weib bin, ohne Schmach und Gefährte geschehen könnte. Aber was für Ursachen, was für Hindernisse dir auch in den Weg getreten sein mögen, jetzt müssen sie alle beseitigt sein; auch dein Vater kann wohl jetzt an deinem Anblick sich genug erlabt haben, jener Vater, dessen Tod ich schon so oftmals erflehte, und der, wie ich fest glaube, die Ursache deines Bleibens, oder doch gewiß die unserer Trennung ist. Aber leider schienen meine Gebete um seinen Tod nur sein Leben zu verlängern, so unhold sind mir die Götter, so wenig erhören sie meine Bitten. Ach! ist deine Liebe so groß, wie ich sie einst kannte, so besiege den Willen der Götter und eile zu mir! Bedenkst du nicht, wie viele Stunden ich einsam verseufze, die ich, wärest du hier, in deiner Gesellschaft, wie sonst, verbrächte? Gedenke der mannigfaltigen Freuden, die wir vereint genoßen, und belebt die Erinnerung an dieselben deine Seele, so bin ich gewiß, daß kein anderes Weib dich mir zu rauben vermag. Und mehr, als alles Andere, ist es dieser Glaube, der mir jene Nachricht von der neuen Braut falsch erscheinen läßt, oder mir doch das feste Vertrauen gibt, ich dürfe, wenn sie auch wahr wäre, gleichwohl nicht fürchten, dich auf lange entbehren zu müssen. So kehre denn wieder, und wenn die Wonne der Liebe nicht genug Gewalt über dich übt, so führe dich die ernste Pflicht, mich, die dich über Alles liebt, vom schmählichen Tode zu retten, zu mir zurück. Ach, wenn du jetzt zurückkehrtest, kaum glaube ich, daß du mich wieder erkennen würdest, so hat mich

die Sehnsucht nach dir entstellt. Aber ein Augenblick des Wiedersehens, ein einziger Blick in dein Antlitz, würde mir bald wiedergeben, was trostlose Thränen mir genommen haben, und bald würde jene frühere Fiammetta zurückgekehrt sein. Ach komme, komme, mein Herz ruft nach dir! laß die Jugend nicht hinwelken, die für dich allein blüht! Ach! wenn du kämest, welchen Zügel würde ich meiner Freude anzulegen vermögen, daß sie sich nicht laut der ganzen Welt verkündete! und doch müßte ich mit Recht besorgen, daß unsere so lang verborgene Liebe alsdann plötzlich vor Aller Augen entschleiert stünde. Aber kämest du nur, um zu sehen, ob gewandte List und Kunst dem Glücklichen eben so hülfreich sind, als dem Bedrängten. Ach! wärest du nur erst hier, und könnte es nicht anders sein, so möchte doch unser Geheimniß wissen, wer immer wollte, denn gewiß, ich wüßte für Alles Rath, ich vermöchte Alles zu ertragen, nur deine Entfernung nicht. So sprach ich, und gleich, als könnte er meine Worte vernommen haben, sprang ich plötzlich auf und lief an's Fenster, mich selbst mit dem Wahne bethörend, als hörte ich leise an meine Thüre pochen, wie er sonst zu thun pflegte. O, hätten die unerhörten Liebhaber dieses gewußt, wie oft hätte ich vielleicht von ihnen betrogen werden können, wenn einer von ihnen, kühn und lebhaft, sich mir als Panfilo angekündet hätte. Aber vergebens ward das Fenster geöffnet und mit forschendem Blick nach der Thüre geschaut. Wider Willen machten meine Augen mir die Selbsttäuschung gewisser und wandelten die kurze trügerische Fröhlichkeit schnell in schweren Kummer um. Und gleich einem Schiff mit zerbrochenen Masten, das, durch die wüthende Gewalt der Winde in's offene Meer hinausgetrieben, endlich ein Raub der schäumenden Wogen wird, kehrte auch ich nach gewohnter Weise zu den Thränen zurück, um mich in ihre bitteren Ströme zu tauchen. Dann

wollte ich gewaltsam meinem Herzen einige Ruhe schenken, und, indem ich die Augen schloß, den Schlaf herbeirufen. Ich redete ihn mit folgenden Worten an:

O Schlaf! lieblichste Ruhe der Natur, ächter Friede der Herzen, du, den jede Sorge als ihren Feind flieht, komme zu mir, um mit deiner Süßigkeit die bittern Schmerzen meiner Brust zu verscheuchen. O du, der die müden Glieder wiederum stärkt und zu neuer Arbeit und Mühe geschickt macht, warum kommst du nicht? Allen andern Wesen gibst du Ruhe, warum nicht auch mir, die ihrer mehr als alle andern bedarf? O, wende dich weg von den Augen junger, fröhlicher Schönen, die im Genusse glücklicher Liebe dich fliehen und hassen! Kehre bei mir ein, die einsam und verlassen die nächtlichen Stunden vertrauert. O, du Bezähmer der Schmerzen, du bessere Hälfte des Menschenlebens, komme, mich zu trösten und fliehe mich nur dann, wenn Panfilo einst wieder mit seinen süßen Worten meine Seele erquickt. O, du müder Bruder des bitteren Todes, der Trug mit Wahrheit seltsam vermischt, komm und senke dich auf meine matten Augenlider, du, der einst die hundert, des Wachens gewöhnte Augen des Argus schloß, ach, eile jetzt diese zu schließen, die sich so sehr nach dir sehnen. Gefährte der Nacht, du, der mit gleicher Huld den erhabenen König, wie den niedern Sklaven besucht, senke dich auf meine Brust und erfrische die sinkenden Kräfte! Süßer Schlaf, du, der das todfürchtende Menschengeschlecht sich an seine lange Dauer gewöhnen lehrt, ergreife mich mit deiner Kraft und verjage die Sorgen, in denen meine Seele sich nutzlos verzehrt. Und erbarmungsvoller, als die andern Götter, zu denen ich flehte, gewährte er mir zuweilen die erbetene Gunst. Aber zögernd und schweigend, als käme er wider Willen, senkte er sich auf mein Haupt, das, seiner so bedürftig, ihn willig aufnahm und sich gänzlich ihm überließ.

Doch auch mit dem Schlaf kehrte nicht immer der ersehnte Friede in meiner Brust ein und, statt Gedanken und Thränen, verbreiteten furchtbare Traumgesichte ihre Schrecken über meinen Geist. In Plutos finsterer Wohnung ist keine Furie, die sich mir nicht unter mancherlei schrecklichen Gestalten gezeigt, und mich mit tausend Uebeln bedroht hätte. Oft zerriß ihr scheußlicher Anblick die zarten Bande des Schlafs, und ich fühlte mich froh darüber, nur um von ihrem Anschauen befreit zu sein. Mit einem Wort, seit der unglückseligen Nachricht von Panfilo's Verheirathung verflossen wenig Nächte, wo mich der Schlummer wie sonst erquickt, und mir, wie er ehedem pflegte, meinen Geliebten froh und lieblich hätte erscheinen lassen.

Mehr als alles Andere schmerzte mich aber, und schmerzt mich noch heute dieses, daß mein theurer Gatte meine Thränen und meinen Jammer bemerkte, ohne die Quelle desselben zu errathen. Und als er sah, wie die Blüthe meines Angesichts schwand, die klaren leuchtenden Augen von einem tiefen Purpurkreis umschattet, in ihre Höhlen sich einschlossen, wunderte er sich oft, woher dieses kommen möge. Ja, als er wahrnahm, wie ich Eßlust und Ruhe verloren hatte, fragte er mich zuweilen, was wohl die Ursache davon sei? Ich gab ihm zur Antwort, das Uebel liege im Magen, welcher, ich wisse selbst nicht wie und wodurch, verdorben, und die Ursache dieser entstellenden Magerkeit sei. Ach! wie vertraute er redlich meinen Worten und glaubte mir Alles! Er ließ mir eine Menge Heilmittel bereiten, die ich gebrauchte, nicht sowohl, weil ich mir Heilung von ihnen versprach, als vielmehr, um ihn zufrieden zu stellen. Kann wohl irgend ein Heilmittel für den Körper der Seele Genesung bringen? Ich glaube, keines. Ja, weit eher ist es möglich, daß die geheilte Seele auch den Körper stärke und erfrische. Für mein

Uebel gab es nur **ein** Mittel, und dies war zu weit entfernt, um wirksam zu sein.

Als aber der getäuschte Gatte nun sah, daß alle Heilmittel vergebens angewandt wurden, war er, zärtlicher für mich besorgt, als er sollte, auf tausenderlei Weise bemüht, meine Melancholie zu verbannen und die verlorene Heiterkeit zurückzurufen. Doch vergebens waren seine Bemühungen. Mehrmals sagte er zu mir: „Du weißt, meine Liebe, daß nicht weit von dem anmuthigen Berge Falerno, mitten in dem alten Cuma und Pozzuolo, an den Ufern des Meeres, die angenehme Stadt Bajä liegt, deren Klima und Lage macht, daß sie zu den schönsten und anmuthigsten Gegenden der Welt gezählt werden kann. Die schönsten Gebirge, mit verschiedenem Gehölz und Reben bedeckt, umgeben sie, und ihre reizenden Thäler sind mit jagdbaren Thieren angefüllt. Nicht weit davon liegt eine große Ebene, die zur Falkenjagd sehr geeignet ist. Auch sind die Inseln Pitacusa und Nisida nicht fern, die einen Ueberfluß von Kaninchen haben, und auf welchen sich das Grabmal des großen Misenos, das in das Reich des Pluto führt, befindet. Dort sind auch die Orakel der Cumanischen Sybille, der See Averno, und das Theater, der gemeinsame Platz der alten Spiele, die Teiche und der Berg Barbaro, eitle und mühsame Werke des tyrannischen Nero. Alle diese Denkmäler der ältesten Zeiten, die für die späteren Generationen so neu sind, bieten nicht geringe Veranlassung dar, hinzureisen, um sie zu bewundern. Und überdies ist dort noch eine unendliche Anzahl Bäder, die alle Uebel zu heilen vermögen und die vereint mit dem dort weit milderen Himmel uns Veranlassung geben, sie zu besuchen. Dort lebt man nie, ohne sich mit edlen Frauen und Rittern in Festlichkeit und Freude zu ergötzen. Darum also, weil dein Magen in keinem gesunden Zustande und dein Gemüth, so viel ich

beurtheilen kann, von einer schweren Melancholie bedrückt ist, wünsche ich, daß du zu beider Genesung mir dorthin folgest, und ich bin gewiß, daß diese Reise nicht ohne Nutzen für uns sein wird." Als ich dieses hörte, fiel mir sogleich ein, daß während unserer Abwesenheit der theure Geliebte zurückkehren könne, und ich ihn auf diese Weise nicht sehen würde, und dieser Gedanke verzögerte lange meine Antwort. Aber als ich sah, wie sehr mein Gemahl es wünschte, und da ich hoffte, daß jener, wenn er käme, mir gewiß dorthin folgen würde, antwortete ich: ich sei bereit seinem Willen zu folgen, und wir reisten ab.

O, welch' falsches Heilmittel ersann mein Gemahl für meine Schmerzen! Wenn dort auch die Leiden des Körpers geheilt werden, geschieht es doch höchst selten, daß Einer, der mit gesundem Gemüthe dahin kam, dasselbe unverletzt zurückbringt, viel weniger aber, daß ein krankes Gemüth daselbst Genesung hoffen dürfte. Und gewiß, dies ist nicht unglaublich, an einem Orte, so nahe den Meereswellen, aus deren Schooß einst die neugeborene Venus stieg, und in jener Jahreszeit, die vor allen andern so geschickt zu ihrem Dienste ist, nämlich dem Frühlinge. Wohl darf ich sagen, daß ich dort mehrere Beispiele gesehen, wie selbst die ehrbarsten Frauen die weibliche Zucht ein wenig bei Seite setzten und sich in jeder Hinsicht mit mehr Freiheit zu betragen schienen, als an jedem andern Orte. Solche Meinung hege nicht ich allein, sondern theile sie mit allen denen, die jemals diesen Ort gekannt haben. Hier wird der größte Theil des Tages müßig hingebracht, oder höchstens mit verliebten Gesprächen entweder der Frauen unter sich, oder in Gesellschaft der Männer. Nur die köstlichsten Speisen reizen hier den Gaumen, und die edelsten Weine vermögen in jeder Brust nicht nur die schlummernde Lebensflamme zu entzünden, sondern selbst die erloschene neu

anzufachen. Auch wird Jeder, der es erfahren, die unbeschreibliche Wirksamkeit jener Bäder auf den Körper wohl kennen. Dort erglänzen die Ufer des Meeres, die anmuthigen Weinberge, die Gärten und jede Stelle von schimmernden Festen, neuen Spielen, reizenden Tänzen, und Alles ertönt vom Klang unzähliger Instrumente und von verliebten Gesängen, die von Frauen, wie Männern gedichtet und gesungen werden. Hüte sich also, wer da kann, vor der Gewalt Cupido's, der hier, als in der Hauptstadt seines weiten Reiches, von Erde und Himmel begünstigt, leichter und glorreicher, als irgend anderswo, seine Macht übt und verherrlicht. An einen solchen Ort führte mich jetzt mein Gemahl, um mich von meiner Liebe zu heilen. Aber kaum waren wir dort angelangt, als Amor auch gegen mich verfuhr, wie gegen alle Anderen, und mein Gemüth zwar nicht erst bezwang, da es schon ganz sein Eigenthum war, aber es von Neuem mit solchem Feuer durchglühte, daß alle früheren Flammen dagegen zu verschwinden schienen. Und dieses bewirkten nicht allein die hier angeführten Ursachen, sondern mächtiger, als Alles, die Erinnerung, daß ich mehr denn einmal hier in Panfilo's Begleitung gewesen, und so wuchsen Liebe und Leid zugleich in meiner zerrissenen Brust, als ich mich nun allein, ohne ihn, an demselben Orte wieder fand. Hier sah ich keinen grünen Berg, kein reizendes Thal, das ich nicht schon einst, von ihm und Andern begleitet, durchstrichen hatte. Hier hatten wir die Netze getragen, die munteren Jagdhunde geführt, dort dem flüchtigen Wild Fallstricke gestellt und es erlegt. Und so sah ich nichts, was nicht Zeuge unserer gemeinsamen Fröhlichkeit gewesen wäre. Ach, kein Ufer, kein Fels, keine kleine, einsame Insel erblickte ich, ohne mir sagen zu müssen: Hier war ich mit Panfilo! Hier sprach er diese Worte, dort vergnügten wir uns mit jenem! So konnte ich keinen Gegen-

stand betrachten, der mir nicht eine mächtige Erinnerung an ihn geworden wäre, und mein Verlangen, ihn nur wieder zu sehen und in die verflossenen Zeiten zurückkehren zu können, brennender angefacht hätte.

Weil es meinem Gemahle gefiel, begannen wir nun, an den Freuden dieses Ortes Theil zu nehmen. Oft schon verließen wir das Lager, ehe noch der Tag in seiner Klarheit erschienen war, bestiegen die muthigen Rosse und streiften zuweilen mit Hunden, zuweilen mit den Falken auf der Faust, oft auch mit beiden, in die benachbarten Gegenden, welche zu jeder Art von Jagd geeignet waren. Hier verfolgten wir bald im schattigen Wald, bald auf freiem Felde mit emsiger Eile unsere Beute, aber der Anblick so verschiedener fröhlichen Jagdscenen, die jedes Herz mit neuem heiterem Muthe erfüllten, vermochte in meiner Brust den herben Schmerz nur wenig zu lindern. So oft ich den schönen Flug oder den edeln Lauf eines Thieres sah, mußte ich unwillkürlich sagen: O, Pansilo, wärest du doch jetzt hier, dich an diesem Anblick zu erfreuen wie sonst! Ach, bei solcher Erinnerung wachte der verborgene Schmerz, den Thätigkeit und Zerstreuung ein wenig eingewiegt hatten, mit erneuerter Kraft wieder in meiner Brust auf, und gab mir die kalte Empfindungslosigkeit einer Bildsäule. Wie oft entsanken in solchen Augenblicken Bogen und Pfeile meiner Hand, da doch sonst in dieser Kunst, so wie in der, Netze zu stellen und Hunde loszulassen, keine von Dianens Nymphen mehr Meisterin war, als ich. So verfehlte ich auch, mehr denn einmal, als hätte ich alle Besinnung verloren, den Falken loszulassen, wann eine Beute in der Nähe war, bis er selbst von meiner Hand in die Höhe schoß; so wenig kümmerte mich jetzt das, was ich sonst mit Eifer und Freude getrieben hatte. Waren nun Thäler und Berge, und weite Ebenen von uns durchstrichen, so kehrten

wir mit Beute beladen nach Hause zurück, wo uns fast immer fröhliche Feste mancherlei Art erwarteten. Oft wurde die Tafel auf den weichen Sand des Meeresufers unter hohe Felsen, die sich weit über das Meer hin erstreckten und den angenehmsten Schatten verbreiteten, gestellt, und wir nahmen in zahlreicher Gesellschaft von Frauen und Männern unser Mahl ein. Und noch ehe wir aufgestanden waren, erklang der Schall verschiedener Instrumente; dann erhoben sich die Männer und Frauen zum Tanze, an dem ich selbst zuweilen gezwungen Theil nehmen mußte. Doch nur kurze Zeit wohnte ich demselben bei, da meine Seele nicht zu solchem Vergnügen gestimmt, meine Kräfte zu schwach dazu waren. Dann schlich ich mich in den Hintergrund, zu den ausgebreiteten Teppichen, wo ich mich mit einigen Anderen still niedersetzte, den sanften Tönen der Musik lauschte und zugleich wehmüthige Gedanken an Panfilo nährte. Und wenn ich mich ganz diesen Harmonien hingab, die mit süßen Klängen in meine Seele drangen, dann übertönte oft ein schreiender Mißlaut in meinem Innern Fest und Geräusch. Ach! die lieblichen Töne riefen den schlummernden Geist der Liebe wieder ins Leben zurück und führten vor mein Gemüth jene fröhlichen Zeiten, in welchen ich in Gegenwart meines Geliebten, von Lobsprüchen überhäuft, liebliche Töne aus diesen Instrumenten hervorzurufen pflegte. Aber jetzt, da ich ihn hier nicht mehr erblickte, würde ich ihnen gerne traurige Seufzer weinend entlockt haben, wenn es die Schicklichkeit gestattet hätte. Auf gleiche Weise pflegten auch die verschiedenen Gesänge, die Andere dort sangen, auf mich zu wirken, und hatte zuweilen ein Lied auf meine Leiden Bezug, so hörte ich es mit aufmerksamem Ohre an und wünschte es zu erlernen, damit ich in der Folge auf eine anständige und geheime Weise mich vor Jedermann zuweilen

beklagen könne, und mit fremden Worten die Geschichte meines eigenen Unglücks zu schildern wisse.

Hatte nun der Tanz, sich in vielfachen Ringen und Kreisen wendend, die jungen Frauen endlich ermüdet, so kamen sie alle, sich zu setzen, und dann sammelten sich die frohen, anmuthigen Männer von selbst um uns, und bildeten gleichsam einen Kranz. Niemals sah ich hier oder anderswo einen Kreis, der mich nicht an jenen Tag gemahnt hätte, an dem ich Panfilo zum erstenmal gesehen, wie er hinter den Andern stand und mich mit seinem Blick gefangen nahm; und immer erhob ich die Augen und schaute unter ihnen umher, gleich als hoffte ich ihn auch jetzt in gleicher Stellung wieder zu finden. So umherschauend bemerkte ich zuweilen Einige, die mit sehr verständlichen Blicken liebendes Verlangen aussprachen, und, durch die vergangene Zeit in solcher Sprache bewandert, beobachtete ich sie mit ängstlich forschendem Auge. Leicht erkannte ich, welche liebten und welche scherzten, und bald fand ich die Einen lobenswerth und bald die Andern. Dann sagte ich wohl zuweilen zu mir selbst: Wäre es nicht besser für mich gewesen, wenn ich es gleich diesen gemacht, und, wie sie, unter Scherz und Lachen mir die Freiheit des Herzens erhalten hätte. Doch bald verdammte ich diesen Gedanken und rief: Nein! welche Schmerzen ich auch immer erdulden muß, so bin ich doch zufrieden, treu geliebt zu haben. Dann wandte ich mich mit den Augen und Gedanken wiederum zu den fröhlichen, anmuthigen Geberden der jungen Liebhaber, und der Anblick derer, die ich als wahre, eifrig liebende erkannte, gewährte mir gleichsam einigen Trost, ich achtete sie bei mir selbst deßwegen höher, und wenn ich sie lange mit voller, ganzer Seele beobachtet hatte, sagte ich leise zu mir selbst: O! glückselig ihr, die ihr nicht, gleich mir, des Anblicks eures zweiten Selbst beraubt seid, ach! so wie euch jetzt zu Muth

ist, pflegte es auch mir einst zu sein. Möge eure Glückseligkeit lange währen, damit ich allein den Sterblichen ein Beispiel des Jammers bleibe, auf daß, wenn Amor durch den bitteren Schmerz über den Geliebten das Ziel meiner Tage beflügelt, mir wenigstens, wie einst der Dido, die Unsterblichkeit eines traurigen Nachruhms zu Theil werde! Und von Neuem begann ich die verschiedenen Gruppen um mich her aufmerksam zu beobachten. O! wie oft sah ich an jenem Orte Männer unruhig mit ihren Blicken überall umherschweifen, und wenn sie ihre Gebieterinnen nicht fanden, Fest und laute Fröhlichkeit verschmähend, still und schwermüthig hinwegschleichen. Ihr Anblick zwang mir mitten in meinem Leiden ein Lächeln ab, obgleich nur matt, denn ich war erfreut, Unglücksgefährten zu sehen, deren Gefühle ich durch meine eigenen nur allzuwohl kannte.

Dies also war die ganze Wirkung, welche die milden Bäder, die wilde Jagd, und die mit tausend Festlichkeiten und Glanz erfüllten Meeresufer auf mein trauerndes Gemüth gehabt hatten. Und da mein blaßes Aussehen, die ewigen Seufzer und die verlorene Eßlust und Schlaf dem getäuschten Gemahl und den Aerzten genugsam zeigten, daß mein Uebel unheilbar sei, und daß sie mein Leben verloren geben müßten, so kehrten wir wiederum nach der Stadt zurück. Aber als auch hier die Jahreszeit mancherlei frohe Festlichkeiten herbeiführte, wurden mir dadurch nur neue Qualen bereitet. Hier geschah es mehr als einmal, daß junge Bräute mich bald als Verwandte und Freundin, bald als Nachbarin ganz besonders einluden, ihre Hochzeitfeier mit zu begehen, und mehrmals nöthigte mich mein Gemahl mit freundlicher Gewalt, daran Theil zu nehmen, in Hoffnung, meine ewige Melancholie zu zerstreuen. An solchen Tagen mußte ich dann die lange ungebraucht gelassenen schimmernden Kleider und den reichen

Schmuck wieder hervorsuchen, und die vernachlässigten Locken, deren wallendes Gold, vormals von Allen gepriesen, jetzt der Asche gleich geworden war, so gut ich konnte, festlich zieren. Und wenn dann die Erinnerung mächtig in meine Seele drang, wie sie einst den Einzigen mehr als jede andere Schönheit zu entzücken pflegten, dann fühlte sich das gequälte Herz von einer neuen Schwermuth gebeugt. Ja, ich erinnere mich, daß ich mich selbst zuweilen gänzlich vergaß und endlich durch meine Dienerinnen, wie aus tiefem Schlafe erweckt, erst nach langer Pause den herabgefallenen Kamm wieder aufnahm, um das vergessene Geschäft zu vollenden. Wollte ich hierauf, wie junge Frauen zu thun pflegen, meinen Spiegel zu Rathe ziehen, und gab er mir mein Bild so schrecklich wieder, so glaubte ich, vor deren Blicken die frühere Gestalt noch stand, nicht mein Bild, sondern das irgend einer höllischen Furie in ihm zu erblicken, und wandte erschrocken meine Augen weg. Wenn ich nun äußerlich in so herbem Gegensatze mit den Empfindungen meiner Seele geschmückt war, und mit Andern zu fröhlichen Festen ging, ach, so waren sie nur Andern fröhlich, denn mir war seit Panfilo's Abreise, wie der weiß, dem Nichts verborgen ist, das Wort Freude fremd geblieben, für mich war Nichts da gewesen, das mir nicht Ursache neuer Trauer geworden wäre. War ich nun an den zu dem Hochzeitfeste bestimmten Ort gelangt, so erschien ich, so verschieden auch Ort, Zeit und Umstände sein mochten, immer auf dieselbe Weise: erlogene Heiterkeit im Gesichte, im Herzen die tiefste Trauer. Denn meine Seele schöpfte aus Allem, was mir auch immer begegnen mochte, Freudiges oder Trauriges, nur neue Nahrung für ihren Schmerz. Waren wir nun an dem Versammlungsorte angelangt und von den Andern ehrenvoll empfangen worden, so pflegten meine Blicke allenthalben herumzuschweifen, nicht beflissen, den mannigfaltigen Schmuck zu sehen, der

überall umher glänzte, sondern vielmehr in der Selbsttäuschung, ich könnte hier vielleicht den Geliebten erblicken, wie ich sonst ihn an solchen Orten gesehen hatte. Und sah ich ihn nun nicht, so schien mir mein Unglück gewisser, als vormals, und gleichsam übermannt, setzte ich mich still unter die Andern und vermied die Ehrenbezeigungen, die mir jetzt gleichgültig waren ohne ihn, um dessenwillen allein sie mir vormals werth gewesen waren. Und wenn dann die Neuvermählten angekommen und die festlichen Tafeln hinweggenommen waren, und bald von der Stimme eines feierlichen Gesanges begleitet, bald nach dem Schall verschiedener Instrumente der Tänze mannigfaltige Form begann, und von dem Jubel hochzeitlicher Feier jeder Winkel des Hauses erklang, dann mischte auch ich mich zuweilen in die bunten Kreise, um gefällig und nicht stolz zu erscheinen; doch bald setzte ich mich wieder, um meinen traurigen Gedanken nachzuhängen. Ich erinnerte mich, wie feierlich und herrlich einst jenes Fest gewesen, das, diesem ähnlich, mir zu Ehren gefeiert ward, und wie ich damals, einfach und frei, die allgemeinen Huldigungen empfing. Und wenn ich nun jene Zeiten bei mir selbst mit den gegenwärtigen verglich, dann übermannte mich der Schmerz, und mich befiel das heftigste Verlangen, in lautes Weinen auszubrechen, wenn der Ort es erlaubt hätte. Sah ich dann, wie die Männer und Frauen sich zusammen erfreuten, so traten mir schnell jene Bilder vor die Seele, wie ich einst bei ähnlichen Gelegenheiten mit Panfilo gethan, wie er auf mancherlei Weise, meisterlich geübt in solchem Spiel, mich angeschaut, und frohe Liebeskünste getrieben; und dann schmerzte es mich mehr, ihn nicht mehr zu sehen, als nicht mehr Königin eines solchen Festes zu sein. Dann lauschte ich den Liebestönen der Gesänge und seufzte, weil auch sie nur vom Vergangenen sprachen, und mit unendlichem Unmuth das Ende des Festes herbeiwünschend, brachte

ich, mit mir selbst unzufrieden, angstvoll die Zeit hin. Gleichwohl beobachtete ich Alles um mich her, und wenn nun die Menge der Männer sich um die sitzenden Frauen versammelte, um sich an ihrem Anblick zu ergötzen, dann nahm ich ganz bestimmt mehrere von ihnen, oder fast alle wahr, die mich ansahen, und bei meinem Anblick, unter sich, leise mancherlei Bemerkungen machten, aber nicht leise genug, daß nicht, sei es durch Einbildung oder Gehör, ein großer Theil ihrer heimlichen Reden zu meinen Ohren gedrungen wäre. Ach, sagten sie unter einander, betrachte einmal diese junge Frau, der an Schönheit keine andere unserer Stadt gleichkam, und sehe nun, was jetzt aus ihr geworden, bemerkst du wohl, wie ihr ganzes Wesen versunken und theilnahmlos zu sein scheint? Was mag wohl die Ursache davon sein? Und nachdem sie dieses gesagt hatten, betrachteten sie mich mit sanftem, herzlichem Wesen, und entfernten sich voll zarten Mitleids, um mich mir selbst zu überlassen, gleich als wollten sie mich durch ihre Blicke nicht beschämen. Und wiederum fragten Andere: Weißt du nicht, ob diese Frau krank gewesen ist? Und dann antworteten sie sich, sie muß es wohl gewesen sein, weil sie so mager und farblos geworden ist, wie Schade ist es doch um ihre sonstige Schönheit! Aber auch Andere gab es, welche tiefere Einsichten in die Natur meiner Leiden hatten und unter sich sagten: die ungewöhnliche Blässe dieser jungen Frau zeugt von einem liebeglühenden Herzen, denn keine Krankheit ist so verzehrend, als allzu heftige Liebe. Gewiß liebt sie, und wenn dem so ist, wie grausam muß der Mann sein, der ihr eine Qual verursacht, die im Stande ist, sie also zu entstellen. Ach! wenn ich solche Worte hörte, war es mir nicht möglich, einen Seufzer zu ersticken, indem ich mich von Andern mehr bemitleidet sah, als von dem, dessen Pflicht es gewesen wäre; und nach diesem Seufzer flehte ich voll Demuth zu den Göttern,

diese Mitleidigen zu segnen. Auch erinnere ich mich sehr genau, daß meine Sittsamkeit bei jenen, welche so sprachen, in so großem Ansehen stand, daß sie mich entschuldigten und sagten: Verhüte Gott, daß man diese Frau von der Liebe beherrscht glaube, sie ist züchtiger, als irgend eine andere, und hat sich nie für dieselbe empfänglich gezeigt. Von allen Liebhabern konnte sich nie einer mit Wahrheit ihrer Liebe rühmen. Und Liebe ist wahrhaftig keine Leidenschaft, die sich lange verhehlen läßt. Ach, sagte ich dann bei mir selbst, wie weit sind sie doch von der Wahrheit entfernt, und weil ich nicht, gleich einer Thörin, meine Liebe den Augen und Zungen der Männer Preis gebe, halten sie mich aller Liebe unfähig. Oft auch sah ich an solchen Orten edle Männer mir nahen, von stattlicher Gestalt und anmuthigem Wesen, welche vormals sehr oft durch Blicke und auf mancherlei Weise meine Augen zu verführen, und mich für ihre Wünsche zu gewinnen gesucht hatten. Diese, wenn sie eine Zeitlang mein entstelltes Wesen betrachtet hatten, entfernten sich, wahrscheinlich sehr zufrieden, daß ich vormals ihre Liebe nicht erhört hatte, und sagten: Dahin ist der Glanz und die Schönheit dieser Frau! Warum sollte ich Euch es verhehlen, zarte Frauen, da wohl alle hierin gleich mir empfinden, daß, obgleich mein Panfilo nicht gegenwärtig war, um dessenwillen mir meine Schönheit theuer gewesen, ich doch mit unendlichem Schmerz hörte, daß ich dieselbe verloren. Außer diesen kleinen Vorfällen erinnere ich mich auch noch an solchen Festen oft in Gesellschaft von Frauen gewesen zu sein, die über die Liebe sprachen. Und wenn ich hier mit großer Aufmerksamkeit von Anderer Liebesangelegenheiten hörte, so ward ich doch bald überzeugt, daß keine Liebe so heftig, so verschwiegen und so schmerzvoll gewesen war, als die meinige, obgleich die Anzahl der Glücklichern und Unwürdigern groß genug war. Und auf solche

Weise brachte ich bald mit Anhören, bald mit Anschauen dessen, was um mich her vorging, die flüchtige Zeit hin.

Hatten nun die Frauen eine Zeitlang geruht, so luden sie mich oft ein, wenn sie zum Tanze gingen, ihnen zu folgen. Aber vergebens! Ja, wenn ich die jungen Frauen und Männer leicht dahin eilen sah, das Herz von jedem andern Gedanken leer, nur auf den Tanz gerichtet, theils um sich als Meister in dieser anmuthigen Kunst zu zeigen, theils von Cytherens Flammen zum Tanze getrieben, und ich beinahe allein zurückblieb, dann betrachtete ich mit neidvollem, feindseligem Herzen die neuen Bewegungen, in welchen viele Frauen sich jetzt zeigten. Und gewiß, oft tadelte ich sie, indem ich doch nichts mehr wünschte, als mich wo möglich ebenso zu benehmen, wenn Panfilo gegenwärtig gewesen wäre, er, dessen Bild, so oft es in meine Seele zurückkehrte und kehrt, immer der Schöpfer einer neuen Melancholie war, und ist. — Er, welcher, wie die Götter wissen, der großen Liebe nicht werth ist, die ich für ihn gefühlt habe und noch fühle.

Hatte ich nun diesen Tänzen lange Zeit mit schwerem Herzen zugesehen, und waren sie mir endlich höchst langweilig geworden, so entfernte ich mich unter irgend einem Vorwande aus der Menge, und voll Sehnsucht, den brennenden Schmerz wo möglich auszuweinen, suchte ich mir auf eine schickliche Weise einen einsamen Ort. Hier, wo ich den Thränen freien Lauf ließ, fanden die thörichten Augen für die eingesogenen Eitelkeiten ihren Lohn. Aber diese Thränen floßen nicht ohne einige Worte voll blitzenden Zorns, und mein elendes Geschick tief erkennend und fühlend, erinnere ich mich, oft gegen das Schicksal meinen Grimm in folgenden Worten ausgegossen zu haben:

O Fortuna! furchtbare Feindin jedes Glücklichen, und der Elenden einzige Hoffnung, Umwälzerin von Königreichen,

Lenkerin aller irdischen Dinge! Deine Hand erhebt und erniedrigt, wie deine Laune gebeut. Um Jedem Alles zu sein, begeisterst du ihn bald durch das Eine und zernichtest ihn durch das Andere; du beladest nach verliehener Seligkeit das Herz mit neuen schweren Qualen, damit die Sterblichen, sich in ewiger Hülflosigkeit fühlend, immer nach dir rufen und auf den Altären deiner blinden Gottheit opfern. Du aber, blind und taub, und die Klagen der Unglücklichen nicht achtend, ergötzest dich mit deinen Auserwählten. Lachend und schmeichelnd umarmen sie dich mit vollem Herzen, bis sie zuletzt durch einen unerwarteten Schlag von dir zerschmettert werden, und dann mit tiefem Schmerz erkennen, wie schnell du deine Launen wechseln kannst. Ach! ich Unselige, bin unter diesen Letzten, und weiß nicht, durch welche Schuld ich deinen Unwillen auf mich geladen habe, oder was mir in deinen Augen geschadet! Wehe mir! wer den Göttern vertraut, und mit leichtgläubiger Seele sich der Freude hingibt, der spiegle sich an mir, die ich aus einer freien stolzen Frau herabgesunken, und von meinem Geliebten verschmäht und verachtet bin! Nie gabst du, o Fortuna, ein so vollständiges und meisterhaftes Bild deines Wechsels, um jedes gesunde Gemüth zu warnen, als durch mich! Ich ward von dir, o Wankelmüthige, in der Welt mit einem Ueberfluß aller Güter empfangen, wenn anders, wie ich glaube, Adel und Reichthümer Güter zu nennen sind; ja, was noch mehr, du ließest mich hierin immer zunehmen, und niemals hast du in dieser Hinsicht deine Hand von mir abgezogen. Es ist wahr, daß ich diese Güter unausgesetzt besessen, daß ich sie als vergänglich betrachtet, und, gegen die natürliche Anlage der Frauen, stets den freigebigsten Gebrauch davon gemacht habe. Aber noch unbekannt war es mir, daß du auch eine Geberin der Leidenschaft seiest, und ich wußte nicht, daß du so großen Einfluß in Amors Reichen hättest, bis ich

durch deinen Willen plötzlich von Liebe entzündet ward, entzündet für den Mann, den nur du allein, und Niemand Anders, mir zu solcher Zeit vor die Augen stellte, da ich von dem Gefühl der Liebe am allerfernsten zu sein glaubte. Kaum aber fühltest du, daß mein Herz mit unauflöslichen Banden gefesselt sei, so versuchtest du, Wankelmüthige, schon, auf mancherlei Weise mir Leiden zu verursachen. Mehr als einmal gabst du meinen Nachbarn mancherlei eitle und verderbliche Anschläge ein, mehr als einmal regtest du die Augen auf, damit unsere Liebe kund werde. Und ich weiß gewiß, daß sehr oft auf dein Geheiß schändliche, gehässige Worte von dem Geliebten mir zu Ohren kamen; so wie ihm von mir Worte, die, wenn sie geglaubt worden wären, nothwendig hätten Haß erzeugen müssen. Aber niemals hatten sie den von dir beabsichtigten Erfolg; denn, wenn du gleich, als eine Göttin, die äußern Begebenheiten nach Gefallen lenkest, so hast du über die Eigenschaften des Gemüths doch keine Gewalt. Und so hat dich unser Wille in dieser Hinsicht jedesmal besiegt.

Was gewinnt aber, wer sich dir widersetzt? Du hast tausend Mittel und Wege, deinen Feinden zu schaden, und was du nicht auf geradem Wege vermagst, das weißt du durch Umwege zu erreichen. Da du in unsere Herzen nicht den Keim der Feindschaft werfen konntest, suchtest du auf andere Weise uns bitteren Schmerz und schwere Leiden zu bereiten. Gleich feindselig meinem Geliebten, wie mir, wußtest du durch weite Räume ihn von mir zu trennen. Nie konnte ich ahnen, daß in solcher Ferne, durch Meer und Fluß, durch Berg und Thal von mir getrennt, die Quelle meines Unglücks entspringen sollte. Dein Werk war es! Ich glaubte es nie, aber es ist so. So zweifle ich nun auch nicht, daß er, obgleich so weit von mir entfernt, mich noch eben so innig liebt, wie ich ihn, der mir über Alles theuer ist. Doch wozu nützt

es uns, da der Erfolg unserer Liebe in nichts von Feindschaft sich unterscheidet! Unser Gefühl hat nichts vermocht gegen deine feindselige Gewalt. Mit meinem Geliebten hast du mir Freude und Lebenslust genommen. Vorüber sind die Feste, der Glanz und Schimmer, Schönheit und Jugendmuth, und nichts ist mir geblieben, als Thränen und Schmerz. Aber die Liebe zu ihm aus meinem Herzen zu reißen, das vermagst du nicht.

Wenn ich auch in jugendlichem Muth mich gegen deine Gottheit verging, so hätte mein Alter mich entschuldigen sollen. Wolltest du aber dennoch mich strafbar finden, warum rächst du dich an meinem Herzen, warum grief'st du in das dir fremde Gebiet der Liebe ein? Du gabst mir prachtvolle Paläste, weite Fluren, zahllose Heerden — Güter aller Art. Warum verwüstete sie dein Zorn nicht durch Feuer oder Wasser, durch Raub und tödtliche Krankheit? Alle diese Güter hast du mir gelassen, die so wenig mein bekümmertes Herz zu trösten vermögen, als weiland Bacchus Gabe des Midas Hunger zu stillen vermochte, und das Einzige, das mir mehr werth war, als alle Schätze der Welt, hast du mir geraubt.

Verflucht seien jene Pfeile der Liebe, die selbst Phöbus verwunden, und nur an deiner Marmorbrust abprallen! Hätten sie jemals dich verwundet, so wie sie jetzt mich durchbohren, so würdest du vielleicht schonender gegen Liebende verfahren. Sieh' mich an — reich, edelgeboren, mächtig, wie ich bin, ist doch die Elendeste meines Landes jetzt glücklicher, als ich. Jetzt, wo jedes Wesen sich erfreut und festlich schmückt, weine ich — ich allein — und nicht erst seit heute, nein, schon so lange, daß endlich dein Zorn befriedigt sein sollte. Doch Alles will ich dir verzeihen, wenn du mir nur den geraubten Geliebten in meine Arme zurückführst. Ist aber dein Zorn noch nicht besänftigt, so nimm mir Alles, was ich besitze, für meine Liebe aber habe Erbarmen. Dann will ich dir — die

Götter seien mir Zeuge! — in irgend einem deiner Tempel mein reich geschmücktes Bildniß aufhängen, mit der Umschrift: „Dies ist Fiammetta, welche Fortuna aus dem Abgrund des Jammers errettet und auf den Gipfel der Wonne geführt hat. Dann werden Alle, die es sehen, dich preisen.“

In solchen und ähnlichen Reden äußerte ich meinen Schmerz und meine Sehnsucht, und immer ergoß ich mich zuletzt in bittere Thränen. Wie ist es doch möglich, daß das Herz eines jugendlich zarten Weibes so vielen Kummer zu ertragen vermag!

Oft in heißen Sommertagen durchschnitt ich, mit andern Frauen, in pfeilschneller Barke die Meereswellen, und unter Spiel und Gesang flog unser leichter Nachen den von der Natur gebildeten Grotten zu, um dort, von frischem Seewind umweht, Kühlung zu suchen. Die Glut meines Körpers zu lindern, fehlte es mir nicht an den ausgesuchtesten Mitteln, aber das Feuer in meinem Busen zu löschen, vermochte ich nicht.

So schwärmten wir von Grotte zu Grotte, vergnügten uns nach Laune und Lust, gesellten uns bald zu der einen, bald zu der andern Gesellschaft von Männern und Frauen, von denen jeder schattige Fleck des Ufers gefüllt war. Wie entzückend und belebend ist ein solches Vergnügen für ein gesundes Gemüth! Hier sah man schneeweiße, zierlich gedeckte Tafeln, deren bloßer Anblick schon den leckersten Gaumen wieder reizen mußte; dort ertönte der freudige Klang munterer Stimmen, oder der Wirbel des Tanzes. Weiterhin gingen blühende Jungfrauen in leichtem, seidenem Gewande, Arme und Füße nackt, tief ins Wasser, um von den Korallenriffen Seemuscheln zu lösen, während andere ihre Netze auswarfen, um Fische zu fangen. Doch warum sich mit der einzelnen Aufzählung aller dort herrschenden Genüsse abmühen, womit

man doch nie zu Ende kommen würde? Alle Gemüther fühlen sich da neu belebt, und der Anlockungen, es zu sein, sind da so viele und mächtige, daß kaum irgend ein Verlangen unerfüllt bleibt. Auch ich zeigte dort stets eine erheuchelte Fröhlichkeit, um die allgemeine Lust nicht zu stören, obgleich die alten Schmerzen meine Seele durchbohrten. Wie hart, wie schwer eine solche Verläugnung ist, weiß Jeder, der jemals an Herzenspein gelitten hat. Und um so peinlicher war mir diese Spannung, da ich unablässig daran erinnert wurde, wie ich einst meinen Geliebten hier an meiner Seite und mit Andern gesehen hatte, und wie er jetzt in so weiter Ferne von mir war, und ich ohne Hoffnung, ihn je wieder zu sehen.

Gleichwohl hatte die Sehnsucht nach ihm mir die Besinnung so sehr geraubt, daß ich, so gewiß ich auch wußte, er sei an keinem dieser Orte zu treffen, mir doch nichts desto weniger die Möglichkeit seiner Gegenwart zu beweisen suchte, und, als wären meine Träume Wirklichkeit, ihn allenthalben aufzusuchen bemüht war. Keine der unzähligen Barken, die hier, nach allen Seiten hinfliegend, am kühlen Ufer der See, wie die Sterne am klaren Firmament, glänzten, kam an, ohne daß ich die erste gewesen wäre, die mit gierigen Blicken die darin Befindlichen musterte. Kein Ton irgend eines Instrumentes erklang, obwohl ich wußte, daß er nur auf einem Meister sei, ohne daß ich mit Auge und Ohr zu erforschen suchte, wer der Spieler sei, oft von dem Wahne bethört, er, den ich suchte, könne es doch sein! Alle Ufer, alle Felsen, alle Grotten umher durchspähte ich, und keine Gesellschaft, wo sie sich auch zeigte, ließ ich unbeachtet. Wenn nun diese Hoffnungen sich eitel erwiesen, zerrißen sie mein Herz und lösten sich, gleichsam als hätten sie sich in der Höhle meines Gehirns gesammelt, in bitteren Thränen auf. So zerrann mein erheuchelter Frohsinn in Kummer und Seelenpein.

Nicht allein aber durch Festlichkeiten aller Art, oder durch das anmuthige Gestade der See, gewährt diese Stadt ihren Bewohnern, vor allen andern Städten Italiens, Freude und Genuß, sondern auch durch einen Ueberfluß mannigfaltiger Spiele gibt sie ihnen bald auf diese, bald auf jene Weise neuen Anlaß zur Ergötzung. Vor allen Dingen thut sie sich häufig hervor durch glänzende Turniere. Es ist von Alters her Gebrauch bei uns, daß nach der traurigen Zeit des Winters, wann der Frühling die Erde mit neuen Blüthen deckt, und ihr die verblichenen Reize wieder schenkt, die Edelfrauen zu den ritterlichen Spielen eingeladen werden, wo sie sich in prachtvoller Kleidung und kostbarem Schmucke versammeln. Reicher und stolzer waren wohl nicht die Schwiegertöchter des Priamus, von ihren phrygischen Frauen umgeben, wenn sie im Festgewande vor des alten Königs Thron erschienen, als die Frauen dieser Stadt, wann sie, jede auf's Schönste geschmückt, im Theater versammelt waren. Wäre irgend ein vom Dichterhauche beseelter Fremdling gekommen, und hätten sich plötzlich seinen überraschten Blicken der erhabene Anstand, die edlen Sitten und königlichen Gewänder dargestellt, er würde sie nicht für Wesen der neueren Zeit, sondern für die wirklichen, auf die Erde zurückgekehrten Besitzerinnen jener alterthümlichen Pracht gehalten haben. Diese hier wäre durch stolze Geberden und Reden der Semiramis zu vergleichen, jene in dem köstlichen Schmuck könnte für Cleopatra gelten, dort ist eine Helena an Schönheit, hier eine Dido an hoher Gestalt und königlichem Wesen. Aber warum sie unter fremden Bildern darstellen, da jede schon durch sich selbst in übermenschlicher Majestät strahlte! Und ich selbst, ich Unglückliche, bevor ich noch den Geliebten verlor, hörte oft die Männer unter einander streiten, ob ich Polyxenen oder der Cyprischen Venus zu vergleichen sei, und wenn einige von ihnen behaupteten, es sei zu viel, mich einer

Göttin zu vergleichen, erwiederten die andern, es sei zu wenig, mich in die Reihe sterblicher Frauen zu stellen.

An solch festlichem Orte, in so edler Gesellschaft, verweilt man nicht lange unbeschäftigt auf seinen Sitzen, und wenn die älteren Männer sich eine Zeitlang an dem Anblick der Jugend ergötzt haben, fassen sie die zarten Hände der Frauen, tanzen und singen mit lauter Stimme Gesänge zum Preis ihrer Liebe. Auf solche Weise, die Freude in tausenderlei Gestalten erfassend, verschwanden die glühenden Stunden des Tages, und wann Phöbus seinen Wagen abwärts lenkte und der Sonne glühende Strahlen milder wurden, dann erschienen Ausoniens edle Fürsten in einem Aufzug, der ihrer hohen Abkunft würdig war. Eine Zeitlang verweilten sie, um die Schönheit der Frauen und ihre Tänze zu betrachten und zu lobpreisen; dann entfernten sie sich mit der ganzen männlichen Jugend, Rittern und Knappen, und kehrten in kurzer Zeit in einem neuen Aufzug mit großem Gefolge zurück.

Welche Sprache hat so glänzende Beredsamkeit, so viel Reichthum auserlesener Bilder, um die edle Kleidung, den mannigfaltig prächtigen Anzug würdig beschreiben zu können, — weder Homer noch Virgil vermöchten es, obgleich sie einst in ihren Gesängen Hellas', Troja's und Rom's Sitten und Gebräuche zu beschreiben wußten. Denen nun, die solches Schauspiel nie erblickt, will ich in leichten Zügen ein mattes Bild davon entwerfen, dann wird noch offenbarer werden, wie keine Frau der alten und der neuen Zeit jemals so viele Beständigkeit im Schmerz bewiesen hat, als ich, da selbst so herrliche und mannigfaltige Gegenstände, die mir stets vor Augen waren, keinen Augenblick meinen Kummer durch Freude zu unterbrechen vermochten.

Auf schnellen Rossen, die selbst mit dem Winde zu wetteifern schienen, sahen wir die Fürsten ankommen. Ihre blü-

hende Jugend, ihre männliche Schönheit, ihr adeliges Wesen machten ihren Anblick wunderbar anmuthig für alle Zuschauer. Sie erschienen in Gewändern von Purpur oder morgenländischen Stoffen, vermischt mit goldenen oder vielfarbigen Streifen; köstliche Perlen und schimmernde Edelsteine zierten reichlich ihre Gewänder und die Rüstung ihrer Rosse. Ihre blonden Locken, über die blendend weißen Schultern herabfließend, waren mit einem goldenen Reif oder mit einem grünen Kranze geziert, der das Haar auf dem Scheitel zusammenhielt, einen leichten Schild hielten sie in der linken Hand, eine Lanze in der rechten, und so begannen sie beim Schalle toskanischer Trompeten, Einer hinter dem Andern, in langer Reihe und Alle gleich gekleidet, vor den Frauen ihre Spiele. Der erntete das höchste Lob, dem es gelang, die Spitze der Lanze am tiefsten nach dem Boden gewandt und am besten hinter dem Schilde verborgen, fest im Sattel vorüberzufliegen. An solchen stattlichen Festen und anmuthigen Spielen muß ich Unglückliche immer noch Antheil nehmen. Und wie vermag ich es ohne den bittersten Kummer, da der Anblick dieser Dinge mir ins Gedächtniß zurückruft, wie ich einst unter den bejahrten ehrwürdigen Rittern meinen Geliebten sitzen sah, weil ihm, obgleich noch jung an Jahren, seine seltenen Vorzüge diesen Ehrenplatz erwarben. Wie der junge Daniel (als er unter den Aeltesten Susanna Recht sprach), stand er in der Mitte jener ernsten mit der Toga bekleideten Ritter. Jener, voll strenger Hoheit, glich dem älteren Cato; Andere, ausgezeichnet durch edle Züge, standen in nichts dem großen Pompejus nach; wieder Andere, von hoher Gestalt und gedrungener Kraft, stellten den Cincinnatus oder den afrikanischen Scipio dar. Diese sahen dem Rennen der jungen Ritter zu, erinnerten sich ihrer eigenen Jugend und rühmten unter sich bald den Einen, bald den Andern, während der kluge Pansilo ihren Aussprüchen Beifall zollte

und die spielenden Jünglinge und tapferen Greise mit den Heroen des Alterthums verglich. Von unsern jungen Fürsten, die in ihrem Aeußern königlichen Anstand zeigten, pflegte er zu sagen, daß sie dem asiatischen Parthenopöus gleichen, der, von seiner Mutter gesendet, noch zarten Alters in prachtvollem Schmucke zu Thebens Zerstörung kam. Einen zweiten verglich er dem jugendlichen Askán, der in Virgils Gesängen verherrlicht ist; einen dritten mit Deiphöbus; den vierten, seiner Schönheit wegen, dem Ganymed. Den Männern reiferen Alters wußte er nicht minder schmeichelhafte Gleichnisse anzupassen. Ein Mann mit blondem Haar und Bart, das Haupt mit einem frischen Kranze geschmückt, in feine Stoffe gekleidet, den Mantel, von goldener Spange gehalten, über die rechte Schulter geworfen, die linke Seite mit dem Schilde bedeckt, eine leichte Lanze führend, verglich er dem trojanischen Hektor, einen andern, ebenso gekleidet, und sein Pferd mit Meisterhand führend, dem Achill, einen dritten dem Protesilaus; andere dem Pyrrhus, dem Paris oder Menelaus. Genug, er wußte in dieser langen Reihe von Rittern Agamemnon, Ajax, Ulysses, Diomed und andere Helden des Alterthums vor Augen zu führen. Und weil er diese Namen nicht nach Gutdünken vertheilte, sondern die Richtigkeit seiner Vergleichungen mit annehmlichen Gründen bewies, so war das Anhören seiner sinnvollen Reden ebenso genußreich, als der Anblick derer selbst, von welchen die Rede war. Hatte sich nun der schimmernde, fröhliche Zug zwei- bis dreimal den Zuschauern gezeigt, so begannen die Spiele. Aufrecht in den Steigbügeln stehend, mit der Spitze der leichten Lanze, welche sie Alle in gleicher Richtung trugen, fast am Boden hinstreifend, ließen die Reiter ihre Rosse pfeilschnell dahinfliegen; die Luft wiederhallte von dem Geschrei des schaulustigen Volkes, vom Geläute der Glocken und dem Schall verschiedener Instrumente. Alles jauchzte ihnen Beifall, nur ich

allein blickte und blicke traurig umher, denn meinen Gatten zwar und dessen Verwandte erblickte ich, den Geliebten aber sehe ich nicht unter der ritterlichen Schaar, denn er ist ferne.

Alles, was ich ansehe, gibt mir nur Stoff zu neuen Schmerzen, und nichts vermag mich zu erfreuen. Ist wohl im Tartarus selbst eine Seele mit solcher Pein beladen, daß kein freudiger Anblick ihr eine Ahnung von Lust zu entlocken vermöchte? Gewiß keine. Jene Bewohner der Unterwelt, von Orpheus Lied begeistert, konnten eine Zeitlang ihre Qualen vergessen; ich aber, von tausend Ergötzlichkeiten und melodischen Klängen, von schimmernden Festen umgeben, vermag nicht, meine Schmerzen auch nur etwas leichter zu fühlen, viel weniger zu vergessen. Und wenn ich auch an solchen Festen unter erheuchelter Heiterkeit die innere Qual verbarg, was half es mir, da die Nacht, die mich allein fand, mich jeden am Tage zurückgehaltenen Seufzer durch tausendfältige Thränen büßen ließ! Dies Alles erweckte in mir ernste Gedanken und ließ mich die Nichtigkeit irdischer Freuden erkennen. So oft ich von einem solchen Feste heimkehrte, eiferte ich gegen den weltlichen Schein. O, glücklich und froh ist, wer in einsamem Dorf, in der freien Natur, schuldlos wohnt! Dem einfachen Landmann, der an nichts denkt, als wie er dem Wild Fallstricke, oder den Vögeln Schlingen legen will, kann kein schwerer Kummer die Seele verwunden, und wenn harte Arbeit seinen Körper abgespannt hat, streckt er sich auf den frischen Rasen hin und ersetzt durch Schlaf die verlorenen Kräfte. Das grüne Ufer des klaren Baches oder den Schatten des Hochwaldes wählt er zum Ruheplatz, da hört er das süße Gezwitscher der Vögel, die flüsternden, vom Zephyr gewiegten Zweige, melodisch zu seinen Ohren dringen. Warum, o Fortuna, hast du mich zu einer Lebensbahn berufen, in der deine reichen Gaben durch beigefügten Kummer so schwer aufgewogen werden? Was

frommt mir der Paläste Pracht, des Lagers Reichthum, der Verwandtschaft Glanz, wenn die angstvolle Seele in fernen Gegenden nach dem Heißgeliebten herumirrt und den ermüdeten Gliedern keine Ruhe vergönnt? Wie süß und erquickend ist es doch, mit ungetrübtem Gemüth am Ufer schäumender Ströme wandeln, auf weichem Rasen kühlen Schlummer finden, den der eilende Waldbach mit sanft murmelnden Tönen unterhält! Dieser unbeneidete Schlummer, der auf den armen Dorfbewohner freiwillig herabsinkt, wie weit wünschenswerther ist er, als jener, der erst durch künstliche Mittel herbeigelockt und durch die Sorgen der Städte oder den Lärm einer zahlreichen Familie bald unterbrochen wird! Fühlt er Hunger, so bricht er die Früchte des nächsten Baumes; die der Erde von selbst entsprießenden Kräuter und Muscheln geben ihm Nahrung, und seinen Durst löscht er aus der klaren Quelle. Warum mühen sich die Weltleute ab, und belasten sich mit Sorgen, da doch die Natur Alles hervorbringt, was zum Unterhalt der Menschen nöthig ist! Wir überladen den Magen mit einer Unzahl von Speisen, und nehmen nicht wahr, wie oft in ihnen der Grund verborgen liegt, durch welchen unsere Säfte verdorben werden; wir überfüllen uns mit köstlichen Getränken, die aus goldenen Pokalen uns entgegenschimmern, und saugen so ein verderbliches Gift ein, das unsere Leidenschaften aufregt, die uns dann zu Dingen treiben, welche durch Worte oder Handlungen eines Manchen Leben beflecken und elend machen, oder ihm gar einen schimpflichen Tod bereiten. Der Einsame dagegen findet in den Satyrn, Faunen, Dryaden, Najaden und Nymphen eine unschuldige Gesellschaft. Er weiß nicht, wer Venus ist, noch kennt er ihr vielgestaltetes Söhnlein, und wenn er sie kennt, so empfindet er ihre Flamme nur roh und ohne den Stachel des Liebreizes. Wollte Gott, auch ich hätte sie niemals anders kennen lernen, auch ich hätte in einfach kind-

licher Sitte mein Leben hingebracht! Dann wäre dieser unheilbare Schmerz, den ich jetzt dulden muß, fern von mir geblieben! meine Seele, gleich meinem Ruf gesund und fleckenlos, würde sich nicht sehnen, an den weltlichen Herrlichkeiten, die dem flüchtigen Rauche gleichen, Theil zu nehmen, noch würde sie bei ihnen diese Pein empfinden, welche sie jetzt fühlt. Jener Glückliche hält die hohen Mauern, die wohlverwahrten Häuser, die festen Schlösser, die zahlreiche Verwandtschaft, die weichen Betten, die schimmernden Gewänder, die schnellfüßigen Rosse und hundert andere Dinge, die uns um den besten Theil des Lebens betrügen, keiner Bemühung werth. Er, von keinem verderbten Menschen gesucht, bringt sein Leben in schuldloser Einsamkeit zu; er sucht nicht ungewisse Ruhe in hohen Palästen; Luft, Licht und Nahrung genügt ihm, und so wandelt er unter den Augen des Himmels. Leider wird in unsern Tagen dieses harmlose Leben schlecht erkannt, verachtet und als ein Uebel geflohen, da es doch, als der Hafen der Seelenruhe, von Allen gesucht werden sollte. So war das Leben jenes goldenen Weltalters, der Wiege der Menschen und Götter, frei und schuldlos, wie es nur der noch führt, der aus dem Lärm der Städte in die einsame Wildniß flieht. Glücklich die Welt, hätte Jupiter nie den Saturn vom Throne gestürzt, und mit ihm die einfältigen Sitten der ersten Menschen. Wer ihnen treu geblieben ist, wird niemals versucht von der Liebeswuth, welche Venus entflammt; er wohnt auf den Gipfeln der Berge, wohin der Arm des Despotismus nicht reicht, ist keinem wetterwendischen Volke, keinem treulosen Haufen, keinem verpestenden Neid, nicht Fortunas zerbrechlicher Gunst ausgesetzt, auf die ich nur allzusehr vertraute. Der niedere Stand erfreut sich ungestörter Ruhe, und das Höchste im menschlichen Leben ist, das Leben ertragen zu können ohne die Größe. Wer an der Spitze der Staaten steht, oder

zu stehen wünscht, der hascht nach der eitlen Ehre der vergänglichen Güter der Welt und opfert Alles — Ruhe und Gewissen — seinem Ehrgeiz. Wer aber in einsamer Hütte wohnt, der kennt nicht das Gift des blassen Neides, nicht den vielgestalteten Haß, nicht die unheilbare Liebe, nicht die Verbrechen des gemischten Volks der Städte; er zittert nicht vor jedem Gerücht, hascht nicht nach Heuchelworten, um in ihren Netzen treuherzige Menschen zu bestricken, während jener Mann des Weltglücks nie ohne Furcht lebt und vor demselben Schwerte erbebt, das er an seiner eigenen Seite trägt. O, wie glücklich ist die Armuth, die, auf den Boden hingestreckt, in Sicherheit ihr einfaches Mahl verzehrt! Selten oder nie kehren große Verbrechen in kleiner Hütte ein. In jenem Kindesalter der Menschheit gab es kein Gold, und kein Markstein bezeichnete die Gränze des Eigenthums. Damals durchkreuzten die Menschen noch nicht das Meer als kühne Schiffer, sie kannten nur ihre eigenen Ufer, keine steilen Bollwerke, keine tiefen Gräben, keine himmelhohe mit Thürmen prangende Mauern umgürteten ihre Städte; noch war das Eisen nicht zu Waffen geschmiedet, noch gab es keine Balliste, die, schwere Steine schleudernd, Mauern stürzte und verschlossene Thore brach. Wenn je zuweilen eine kleine Fehde die Menschen entzweite, kämpfte der nackte Arm mit Steinen und Baumästen. Damals war die leichte Lanze noch nicht mit eiserner Spitze bewaffnet; das scharfe Schwert umgürtete keine Hüfte; kein Federbusch wehte vom leuchtenden Helm.

Mehr und besser aber als Alles dieses — Amor war noch nicht geboren, und so konnten die keuschen Herzen, die von ihm gepeinigt werden, seit er gefiedert die Welt durchfliegt, ruhig schlagen. Warum ließ mich der Himmel nicht in einer Welt geboren werden, die, sorglos und mit Wenigem zufrieden, nur einfache Fröhlichkeit kannte! Und wenn von allem Guten aus jener Unschuldswelt mir nur das einzige geblieben

wäre, daß ich niemals die Liebespein gekannt, niemals so schwere Seufzer verhaucht hätte, so wäre ich schon darum glücklicher zu preisen, als in der Zeit, wo ich lebe, umgeben von Vergnügen, Schmuck und Festen.

Warum mußte doch in der Menschenbrust dieser rasende Golddurst erwachen! Er war die Mutter der Laster, und die in Ueppigkeit versunkenen Gemüther brachen die ursprünglichen Gesetze der Natur, die so heilsam und leicht zu befolgen waren. Dann kam die Herrschaft mit ihren blutigen Verbrechen. Der Schwache ward die Beute des Starken. Gewalt war Gesetz.

Sardanapal erschien, durch ihn ward die schon von Semiramis ihrer Heiligkeit entkleidete Venus noch tiefer herabgewürdigt; auch der Ceres und dem Bacchus gab er neue Formen. Dann kam der kriegerische Mars, erfindungsreich in den tausenderlei Formen tödtlicher Waffen. Seitdem sind alle Länder mit Blut getränkt und selbst die Wellen des Meeres davon geröthet worden. Das Verbrechen ward nun einheimisch in den Wohnungen der Menschen, und bald gab es keine Ruchlosigkeit mehr, die nicht Nachahmer gefunden hätte. Der Bruder mordete den Bruder, der Sohn den Vater, der Vater den Sohn, der Gatte fiel durch die Hand der Gattin, und der eigenen Kinder unschuldiges Blut wurde mehr als einmal von ruchlosen Müttern vergossen. Und so hat Reichthum den Geiz, die Hoffahrt, den Neid, die Ueppigkeit und jedes andere Laster in seinem Gefolge geführt. Mit Allem diesem kam die Quelle jeglichen Uebels und aller Verbrechen in die Welt — die Wuth ungeregelter Liebe, durch welche die Gemüther entzündet, zahllose Städte gefallen, blutige Schlachten geliefert worden sind, und unter deren Joch noch jetzt so Viele seufzen. Ich selbst bin ein lebendes Beispiel ihrer Tücke, ihrer Schmerzen und Grausamkeit, und von ihr beherrscht, vermag ich mein Gemüth keinem andern Gegenstande zuzuwenden.

Wenn ich nun Alles dieses bei mir selbst überdenke, mich vor Gott strafbar und meine Büßung gerecht finde, so mildert sich meine Pein durch die Erinnerung an die weit größern Verbrechen, welche von Andern vor mir verübt worden sind, und die mich fast als schuldlos erscheinen lassen. Die Betrachtung der Leiden Anderer, obgleich sie schwerlich den meinigen verglichen werden können, lehrt mich, daß ich nicht die erste und die einzige Unglückliche bin, und stärkt mich, meinen eigenen Schmerz zu tragen, dem ein Ziel zu setzen, sei es durch meinen Tod oder des Geliebten Rückkehr, ich täglich von Gott erflehe. So geringen Trost hat mir das Glück bei meinem großen Kummer gelassen. Aber dieser Trost stillt meine Schmerzen nicht, sondern trocknet nur zuweilen die Quelle meiner Thränen. Ein Lächeln der Fröhlichkeit schenkt er mir nie, und ich sehe dort nur meine eigenen Leiden geschildert.

Da ich vormals unter die ausgezeichnetsten Schönheiten meiner Vaterstadt gehörte, pflegte ich bei keinem der kirchlichen Feste zu fehlen. Kehrten sie nun wieder, so erinnerten mich meine Dienerinnen stets daran, und auch jetzt noch, der alten Ordnung gemäß, legen sie mir meinen Diamantenschmuck in Bereitschaft und sprechen zu mir: „Auf, Gebieterin, und schmücke dich! Die Kirchenfeier beginnt, und nur du fehlst zu ihrer Verherrlichung!"

Dann kehrte ich mich oft voll Ingrimm um, dem gereizten Eber gleich, der sich gegen die verfolgenden Hunde umwendet, und rief ihnen aus gequältem Herzen mit barscher Stimme zu: „Fort von mir, verächtliches Gesinde, fort mit diesem Schmuck! Das einfachste Gewand reicht hin, meine kraftlosen Glieder zu decken, und keine von euch rufe mir wieder Kirchenfeier und Feste ins Gedächtniß zurück, wenn anders meine Gunst euch lieb ist!"

Wie oft wurde mir dann hinterbracht, daß viele Edle,

mehr um meiner da ansichtig zu werden, als aus Andacht die Kirche besucht, und wenn sie mich nicht fanden, unbefriedigt zurückkehrend, gesagt hätten: Ohne mich sei das Fest keine Festlichkeit. Doch war ich bisweilen genöthigt, mit andern Edelfrauen dahin zu gehen, und dann erschien ich in ganz einfacher Alltagskleidung und suchte nicht, wie vor dem, in den ersten Reihen zu schimmern. Demüthig lehnte ich die sonst so ersehnten Huldigungen von mir ab und setzte mich unter die übrigen Frauen auf die unbemerktesten Sitze. Und hier, meinen Schmerz möglichst verhehlend, brachte ich die Zeit mit Anhörung dieser und jener Gespräche hin.

Hier vernahm ich oft ganz in meiner Nähe die Worte: „Wie ist doch diese Frau, sonst die erste Zierde unserer Stadt, auf einmal so demüthig geworden? Welcher fromme Geist hat sich über sie ergossen? Wo ist ihr reicher Schmuck, ihr edler Anstand, ihre ausgezeichnete Schönheit geblieben?" Alles dieses, so hätte ich gerne auf diese Fragen geantwortet, Alles dieses, und mehr noch, was köstlicher ist, hat der Geliebte bei seiner Abreise mit sich fortgenommen.

Auch die Frauen umringten mich neugierig an solchen Orten, und mit Ruhe heuchelndem Angesicht mußte ich ihre Fragen beantworten. Eine derselben verwundete mein Herz mit folgender Rede: „O Fiammetta, wie setzest du doch mich und die andern Frauen in so endloses Erstaunen, denn wir können nicht begreifen, warum du deine kostbaren Kleider, den schimmernden Schmuck und andere deiner Jugend geziemende Dinge so ganz vernachlässigt hast? Wenn du auch noch eine Jungfrau wärest, dürftest du doch in so armseligem Aufzuge nicht öffentlich erscheinen. Sei vernünftig und thue, was deinem Alter ziemt! Betrachte uns, wie wir, obgleich älter als du, kunstvoll in edle Stoffe gekleidet sind! Auf gleiche Weise geschmückt mußt auch du dich zeigen."

Dieser und den andern Frauen, die auf meine Erklärung gespannt waren, gab ich dann mit demüthigem Wesen folgende Antwort: „In dieses Gotteshaus kommt man, entweder um Gott zu gefallen, oder den Menschen. Wer, um Gott zu gefallen, kommt, bedarf keines weltlichen Schmucks, sondern nur eines tugendhaften Gemüths — ein härenes Gewand, den Körper zu bedecken, genügt ihm. Will man aber den Menschen gefallen, deren großer Haufe vom falschen Scheine geblendet ist und den innern Menschen nach dem äußern beurtheilt, so thut man wohl daran, seinen Körper zu schmücken. Mir aber liegt diese Sorge nicht am Herzen, denn, meine frühere Eitelkeit beweinend, verlange ich nichts, als dem Auge Gottes zu gefallen, wenn ich auch den Menschen mißfällig erscheine."

Bei diesen Worten preßte ein inneres Gefühl Thränen aus meinen Augen, die in Strömen sich über mein bleiches Angesicht ergossen, und ich sagte in meinem Innern: „Allsehender Gott des Himmels, rechne mir die Unwahrheiten, die ich sage, nicht als Sünde an, denn nicht die Lust, zu täuschen, gibt sie mir ein, sondern die Nothwendigkeit, meines Kummers Grund zu verhehlen! Die Lüge ist mir ja selbst die bitterste Pein, und es kostet mich Mühe, sie hervorzubringen." Und für meine Gleißnerei erntete ich noch fromme Thränen ein, die Umstehenden priesen mich, daß ich aus einer Weltfrau eine Heilige geworden. So angenehm hielten sie mich vor den Augen Gottes, daß ich den Allmächtigen um jede Gabe, welche es auch sei, nie vergeblich bitten würde.

O, trügerische Welt, wie viel mehr vermögen in dir täuschende Gesichter, als redliche Seelen, wenn die Handlungen verborgen sind! Ich, die größte Sünderin, die ich den Schmerz über eine unrechtmäßige Liebe unter dem Schleier ehrbarer Worte verbarg, werde als heilig verehrt, aber Gott

weiß, daß ich, könnte es ohne Gefahr geschehen, mit der Stimme der Wahrheit der ganzen Welt den Grund meiner Traurigkeit enthüllen würde, so aber kann es nicht sein.

Hatte ich nun die Fragen der Einen beantwortet und kaum meine Thränen getrocknet, so begann eine Andere: „O Fiammetta, wohin floh der liebliche Reiz deines Angesichtes? Wohin der Glanz deiner blühenden Wangen? Was ist die Ursache deiner Blässe? Kaum gewahrt man jene Augen, die jetzt mit rothen Kreisen umgeben sind, sonst aber wie Morgensterne glänzten? Die goldenen Haare, sonst mit meisterhafter Hand geordnet, warum hängen sie jetzt verwirrt, aufgelöst und ohne Ordnung um dein Haupt? O sprich, denn du machst uns unaufhörlich erstaunen.“ Mit kurzen Worten erwiederte ich hierauf: „Längst ist anerkannt, daß die Schönheit eine hinfällige Blume ist, die von Tag zu Tag abnimmt, und daß diejenigen, die auf sie vertrauen, sich tödtlich getäuscht finden. Derjenige, der mich auf kurze Zeit damit beschenkte, hat sie mir genommen und kann sie mir wieder geben, wenn es anders sein Wille ist.“ Als ich dieses gesagt hatte, konnte ich die Thränen nicht länger zurückhalten. In meinen Mantel gehüllt, floßen sie reichlich, und ich klagte also bei mir selbst:

„O Schönheit! gefährliches Gut der Sterblichen, das schneller kommt und enteilt, als die lieblichen Blumen des Frühlings, ausgestreut auf lächelnder Aue, schneller, als der Blätterschmuck der Bäume, den der Frühling hervorruft, und der von dem brennenden Athem des Sommers vernichtet dahinsinkt. Und werden auch einige von der heißen Jahreszeit verschont, so müssen doch alle im Herbste dahinsterben. So auch du, o Schönheit; tausend Zufälle lauern, um dich in deiner Blüthe zu vernichten, und wenn auch die Jugend dir getreu bleibt, so führt doch das reifere Alter dich unerbittlich

hinweg. O Schönheit, du flüchtiges Gut, das gleich der dahinfliehenden Welle nie wieder zu seiner Quelle zurückkehrt! Welcher Weise sollte auf solch zerbrechliches Gut wohl sein Vertrauen setzen? Wehe mir! wie warst du mir theuer, wie mit Sorgfalt von mir gepflegt, aber jetzt verwünsche ich dich! Du, erste Quelle meiner Leiden, besiegtest zuerst das Herz des theuern Geliebten, aber wehe, du hattest nicht Macht, ihn mir zurückzuhalten, noch den Verlorenen wieder zu bringen. Wärest du nicht gewesen, so hätte ich den leichtfertigen Augen Panfilo's nicht gefallen, und dann hätte auch er sich nicht beflissen, die meinigen zu blenden, und hätte er nicht gefallen, wie er gefiel, so hätte ich diese Qualen nicht, und so bist also du einziger Grund und einzige Ursache aller meiner Leiden. O glückselig die, welche ohne dich die Reinheit ländlicher Sitten bewahren! mit keuschem Herzen bleiben sie den heiligen Gesetzen treu, und können ohne den Stachel grausamer Leidenschaften mit freier Seele ihre Tage verleben, du aber bist Ursache, daß uns alle die beunruhigen, die uns sehen, und bringst uns mit Gewalt dahin, das zu verletzen, was uns das Theuerste sein sollte. O seliger, ewigen Ruhmes würdiger Spurina! Du kanntest deine Neigungen und zerstörtest deßhalb mit strenger Hand in dem Frühling des Lebens der Schönheit Blume, weil es dir mehr galt, deiner tugendhaften Handlungen wegen von den Weisen geliebt zu sein, als durch deine Schönheit einer lüsternen Jugend zu gefallen. Ach, wäre auch ich deinem Beispiele gefolgt, so würden alle diese Schmerzen, diese Gedanken und Thränen fern von mir, und das jetzt durch die Vergangenheit schuldige Leben würde in seiner ersten Reinheit geblieben sein." Hier unterbrachen mich die andern Frauen, indem sie meine übermäßigen Thränen also tadelten: „O Fiammetta, was soll das heißen? Verzweifelst du an der Barmherzigkeit Gottes? Glaubst du, er sei nicht gnädig genug, dir deine kleinen Ver-

gehungen auch ohne so viele Thränen zu vergeben? Ein solches Beginnen heißt ja eher den Tod suchen, als Vergebung. Erhebe dich, trockne deine Thränen und merke auf die heiligen Gebräuche unserer Priester, womit sie den Göttern dienen."

Bei diesen Worten erhob ich mein Haupt und trocknete meine Thränen. Aber ich schaute nicht im Kreise umher, wie ich sonst wohl zu thun pflegte, um meinen Panfilo zu sehen oder um das Urtheil der Umstehenden über mich in ihren Blicken zu lesen, sondern betete vielmehr zu dem gewendet, der zum Heil Aller sich selbst dahin gegeben, mit inniger Seele, für Panfilo und seine Rückkehr in folgenden Worten: „O! erhabenster Beherrscher des höchsten Himmels, Heil der Welt, setze doch endlich meinen Leiden ein Ziel und endige meine Qualen. Sieh, wie mir kein Tag ohne Angst vergeht, und immer das Ende eines Uebels Ursprung eines andern wird. Ich hielt mich einst für glücklich, denn ich kannte mein Elend nicht und brachte mit der eitlen Sorge, meine Jugend zu schmücken, die doch bereits allzusehr von der Natur begünstigt war, meine Tage hin, und beleidigte dich unwissend. Zur Büßung unterwarfst du mich der unauflöslichen Liebe und erfülltest mein Gemüth mit Kummer. Und zuletzt hast du ihn, den ich mehr als mich selbst liebe, von mir getrennt und mich dadurch mit Gefahren umgeben, die unaufhörlich meinem Leben drohen. Ach, wenn der Elenden Klage zu dir dringt, so neige dein mitleidiges Ohr zu meinen Bitten, gedenke der vielen Beleidigungen nicht, die ich gegen dich begangen habe, sondern blicke auf das wenige Gute — wenn ich jemals welches vollbrachte! — Was ich begehre, ist dir so leicht zu erfüllen und kann mich so unendlich glücklich machen. Was ich suche, ist nur einzig und allein, daß mir Panfilo wiedergegeben werde. Ach, ich erkenne nur allzuwohl, o gerechtester Richter, wie unrecht diese Bitte vor dir ist; aber vor deiner Gerechtigkeit selbst ist es besser, das

kleinere Uebel vor dem größeren zu wählen. Dir, dem nichts verborgen, ist kund, daß keine Macht der Welt das Bild des Geliebten und der Vergangenheit aus meiner Seele zu reißen vermag, daß die Erinnerung daran meine Brust mit solch heftigen Schmerzen erfüllt, welchen zu entrinnen ich oft schon bereit war, mir den Tod zu geben, und daß nur der Gedanke an dich meine frevelnde Hand zurückhielt. Wenn es nun ein geringeres Uebel ist, den Geliebten zu besitzen, wie ehemals, als durch nagenden Kummer Leib und Seele zu tödten, ach, so kehre er zurück und werde wieder mein. O, laß dir doch die lebenden Sünder, die sich noch zu dir wenden können, theurer sein, als die todten, die keine Hoffnung zur Erlösung mehr haben, und lasse lieber einen Theil deiner Geschöpfe verloren gehen, als alle! Und kann mir dieses nicht bewilligt werden, o, so gewähre mir, was das letzte Ziel jedes Uebels ist, ehe ich, vom Uebermaß der Schmerzen bezwungen, mit raschem Entschluß mir es selbst erwähle!

Möge mein Flehen zu deinem Thron dringen, und wenn es dich nicht rühren kann, und unter den Seligen einer ist, der einst hienieden die Flamme der Liebe gleich mir empfand, so lege er für mich Fürbitte bei Gott ein, damit ich Gnade finden möge, um erst fröhlich auf der Erde und dann am Ende meiner Tage selig dort oben bei euch zu leben, und damit ich zuvor allen Sündern zeigen möge, wie geziemend es ist, wenn ein Sünder dem andern verzeiht und ihm hülfreich die Hand reicht!" Als ich diese Worte gesagt hatte, legte ich Weihrauch und Opfer auf die Altäre, um die Götter meinem Flehen für mein und Panfilo's Wohl geneigt zu machen. Und als die heiligen Gebräuche zu Ende waren, verließ ich mit den andern Frauen den Tempel, um zu meiner traurigen Wohnung zurückzukehren.

Fünftes Kapitel.

Fiammetta schildert, wie sie bei der Nachricht, daß Panfilo nicht verheirathet sei, sondern eine andere Frau liebgewonnen habe, und deßhalb nicht zurückkehre, in die höchste Verzweiflung gerathen sei, und sich selbst habe tödten wollen.

Ihr habt nun, mitfühlende Frauen, aus meinen Erzählungen begreifen lernen, welches Leben ich bei den Stürmen der Liebe führte. Dasselbe wurde aber noch weit schlimmer, da gegen das nun Folgende Alles, was ich bisher beschrieb, noch ein Freudenleben genannt werden kann. Ich bebe noch jetzt bei der Erinnerung an das Ziel, an das es mich zuletzt führte, und an dem ich beinahe noch immer stehe, und absichtlich habe ich gezögert, an dieses Ziel zu kommen. Theils hielt mich die Scham über meine eigene Raserei zurück, theils auch die Furcht, beim Schreiben vielleicht in dieselbe zurückzufallen, und darum schilderte ich auch mit langsamer Hand und großer Weitläufigkeit alle diese minder ernsten Leiden meiner Liebe. Jetzt aber, da ich es nicht mehr umgehen kann, da die Ordnung meiner Erzählung mich zu dieser Schilderung hinführt, jetzt stehe ich zitternd an der traurigen Stelle. Du aber, heiliges Mitleid! welches die zarte Brust sanfter Jungfrauen bewohnt, regiere jetzt mit stärkerer Hand, als du bisher gethan, die Zügel, womit du sie lenkest, damit du nicht vielleicht schneller, als du solltest, vorübergleitend, mir das Gegentheil von dem, was ich suche, zu Theil werden lässest, und die Thränen der lesenden Frauen mir zur Hälfte raubest.

Schon zum zweitenmal hatte Phöbus seinen Wagen wieder nach jenem Theile des Himmels gelenkt, der einst, als sein verwegener Sohn Phaeton die Sonnenpferde regierte, in Brand gerieth, seit Panfilo mich verlassen hatte. Und ich, Elende,

hatte durch lange Uebung mich gewöhnt, die Schmerzen mit mehr Mäßigung zu ertragen. Das höchste Ziel des Unglücks schien mir erreicht, und ich glaubte nicht, daß größeres Uebel zu erdulden möglich sei, als ich erduldete, als das Schicksal, nicht zufrieden mit meinen Leiden, mir zeigen wollte, daß es noch ein weit bittereres Gift für mich aufgespart habe. Es geschah also, daß einer unserer liebsten Diener aus dem Lande Panfilo's in unser Haus zurückkehrte, wo er von Allen, besonders aber von mir, sehr freundlich aufgenommen wurde. Dieser, als er Alles, was ihm begegnet war, und was er gesehen, erzählte, und so Gutes und Böses vermischte, erinnerte sich zufällig Panfilo's. Viel rühmte er das Gute, das er von ihm empfangen, und gewährte mir durch seine Worte große Freude. Kaum konnte meine Vernunft den Willen bezähmen und mich zurückhalten, ihn zu umarmen und mit der zärtlichen Inbrunst meiner Liebe nach meinem Panfilo zu fragen. Doch bezwang ich mich und schwieg, indeß die andern Diener fragten, wie es Panfilo ergehe? Und als er Allen geantwortet hatte: es gehet ihm wohl, so fragte ich ihn mit fröhlicher Miene, was er jetzt vorhabe und ob er zurückzukehren gedenke? Auf welche Frage er mir Folgendes antwortete:

„Meine Gebieterin, warum sollte Panfilo zurückkehren? Ist doch in seinem ganzen Lande, das mehr, als jedes andere, an schönen Frauen reich ist, keine schöner, als die, welche ihn über Alles liebt, wie ich allgemein gehört habe, und die er, wie ich glaube, ebenso wieder liebt, denn sonst müßte ich ihn mit eben so viel Recht einen Thoren schelten, als ich ihn zuvor für klug gehalten."

Bei diesen Worten bewegte sich mein Herz und schlug mir, wie einst Enonen, als sie auf dem Berge Ida ihres Geliebten harrte, und die griechische Frau mit ihm in dem trojanischen Schiff daherkommen sah. Kaum vermochte ich den Ausbruch

meiner Bestürzung zu verhehlen, doch beherrschte ich mich und sagte mit erborgtem Lächeln: „Gewiß, du hast Recht. Dieses ihm verhaßte Land hätte keine seiner Tugenden würdige Gemahlin für ihn besessen, hat er sie daher dort gefunden, so thut er wohl, bei ihr zu bleiben. Aber sage mir, auf welche Art lebt er denn mit seiner jungen Gemahlin?“ Hierauf erwiederte er mir: „Er selbst hat keine Gemahlin, denn jene Dame, die vor nicht langer Zeit in sein Haus eingeführt ward, war nicht ihm, sondern seinem Vater bestimmt.“ Während er diese Worte sprach, und ich, von einer Angst befreit, zu einer noch größeren überging, fing mein trauriges Herz, bald von Schmerz, bald von Wuth gefoltert, so heftig zu pochen an, wie wenn die schnellen Flügel Prognens, bei rascherem Flug, ihre weißen Seiten schlagen, und meine zitternden Lebensgeister erbebten, gleich den Wellen des Meeres, wenn ein leichter Wind es auf seiner Oberfläche kräuselt, oder gleich den zarten Zweigen, die ein Lüftchen zitternd bewegt. Bald fühlte ich, wie alle Kräfte mich verließen, und ich eilte so schnell als möglich hinweg, um mein einsames Zimmer zu erreichen, ehe ein fremder Blick mich errathen hätte.

Hier, vor Aller Augen verborgen, sah ich mich nicht so bald allein, als zwei Bäche bitterer Thränen aus meinen Augen sich ergossen, den Quellen gleich, die unversiegbar durch die feuchten Thäler rinnen, und kaum konnte ich mich zurückhalten, meinen Jammer in lautem Klagegeschrei zu verkünden. Und als ich eben sagen wollte: O Panfilo! warum hast du mich verrathen? sank ich auf das unselige Lager hin, das mich so oft glücklich gesehen hatte, halb vollendet stockte meine Rede, der Zunge und allen Gliedern fehlte plötzlich die Kraft, einer Todten ähnlich, und auch von Vielen dafür gehalten, lag ich lange Zeit unbeweglich auf jener Stelle. Alle Kunst der Aerzte war vergebens, nichts wollte das fliehende Leben zurückrufen!

Schon wollte meine trauernde Seele mehr als einmal dem schaudernden Körper entfliehen, doch durfte sie den gequälten Leib noch nicht verlassen, sie mußte ihre Kräfte zurückrufen, und meine Augen sahen wieder das schon halb entflohene Licht. Ich richtete das Haupt empor, und sah viele Frauen über mich gebeugt, die mit zarter Hülfe, unter Thränen und Klagen, mich ganz in köstlichem Balsam gebadet hatten. Auch sah ich mannigfaltige, hülfreiche Instrumente um mich her ausgebreitet. Mit Verwunderung sah ich die Thränen dieser Frauen und Alles, was mich umgab; sobald ich aber das Vermögen zu reden wieder erlangt hatte, fragte ich nach der Ursache von Allem diesem. Da nahm eine der Frauen das Wort und sprach: „Alles, was du da siehest, ist hier, um deine fliehende Seele zurückzurufen." Nach einem tiefen Seufzer stöhnte ich mühsam die Worte hervor: „Wehe mir, wie ist euer Mitleid so grausam, wie so entgegen meinen Wünschen! Ihr glaubt mir zu nützen, und fügt mir tödtliches Leid zu, indem ihr die Seele, bereit dem elendesten Körper zu entfliehen, mit Gewalt in demselben zurückhaltet. Ach! wisset, daß nie ein Gut, weder von mir noch von Andern, je mit solcher Inbrunst begehrt ward, als das, welches mir jetzt durch euch ist entrissen worden." Mannigfache Tröstungen der Frauen folgten dieser Rede, aber alle ihre Mühe war vergeblich. Ich stellte mich, als sei ich durch ihre Worte getröstet, und ersann neue Ursachen für jenen Zufall, um durch ihre Entfernung Einsamkeit und Muße für meine Klagen zu gewinnen. Als nun die Einen hinweggegangen, die Andern verabschiedet worden waren, und ich dem Scheine nach wieder ein heiteres Ansehen zeigte, blieb ich mit meiner alten Amme und jener vertrauten Dienerin, die um mein Unglück wußte, allein. Beide reichten mir köstliche Salben und Heilmittel, denen meine Krankheit gewiß hätte weichen müssen, wäre sie nicht tödtlich gewesen.

Meine Seele lebte nur noch einzig in jenen unheilvollen Worten, die ich gehört hatte, und plötzlich fühlte ich eine tödtliche Feindschaft gegen eine von Euch, ihr Frauen, ich weiß nicht, gegen welche. Finstere Gedanken begannen in mir aufzusteigen, und der Schmerz, den die Brust nicht mehr fassen konnte, bahnte sich in folgenden Worten des Wahnsinns einen Weg:

„O! ruchloser Mann, Feind jeglicher Tugend! größter Bösewicht, den die Erde trägt! der du mich Unselige schändlich vergessen, um einer neuen Geliebten zu huldigen. Verflucht sei der Tag, an dem ich dich zuerst sah, verflucht die Stunde und der Augenblick, wo du mir zu gefallen wußtest. Verwünscht sei jene Göttin, die mir damals erschien, um mich mit süßen Worten von der rechten Bahn abzulocken! Gewiß war es nicht Venus, sondern vielmehr eine höllische Furie, die ihre Gestalt angenommen, um mich mit Wahn und Raserei zu erfüllen. O, grausamer Mann, den ich unter so vielen Edlen und Tapfern als den Besten erwählte, wo sind jetzt jene Bitten, mit denen du mich oft weinend um Rettung deines Lebens batest und schwurst, daß Leben und Tod in meinen Händen stehe? Wo sind jene frommen Augen, denen du nach Gefallen Thränen entlocken konntest? Wo ist jetzt die mir bezeugte Liebe? Wo die süßen Worte? Wo die bittern Schmerzen, die du um meinetwillen littest? Ist dies Alles deinem Gedächtniß entschwunden, oder hast du es wieder angewandt, deine neue Geliebte zu entflammen? Ach, verflucht sei jenes Mitleid, das mich bewog, vom Tode ein Leben zu befreien, das, indem es nun ein anderes Weib erfreut, mich dem finstern Tode überantwortet. Ihr lächeln nun jene Augen, die mir weinten, und das wankelmüthige Herz spendet nun ihr seine Schmeichelworte und Opfer. Wehe mir, o Panfilo! wo sind jetzt die fälschlich angerufenen Götter? Wo die ver-

sprochene Treue? Wo die überlistenden Thränen? Ach, ich sah nur redliche Wahrheit in ihnen, und doch waren sie voll deines Verraths! Alles dies, ja dich selbst hast du mir entrissen, um es in die Arme deiner neuen Geliebten zu legen! Ach, wie wehe that es mir schon, als ich hörte, daß du durch die Gesetze der Ehe einer andern Frau angehörest. Aber ich fühlte, daß deine mir gelobten Pflichten jenen nicht vorgehen durften, und da ich vernahm, daß du jenes Band nur mit Mühe, nur um des Scheines Willen trügest, litt ich geringere Pein. Jetzt aber, da ich höre, daß du durch die Gesetze der Liebe, durch welche du mein wurdest, dich mir wieder entrissen hast, um einem andern Weibe anzugehören, jetzt ist meine Marter unendlich. Jetzt erkenne ich den Grund deines Zögerns und meine Einfalt, mit der ich mich beredete, du würdest gewiß zurückkehren, wenn du nur könntest. Ach, Panfilo! war so viel Kunst wohl nöthig, um mich zu hintergehen? Warum die heiligsten Schwüre, die Verheißungen unverbrüchlicher Treue, wenn du nur auf Betrug dabei sannst? Warum verließest du mich nicht heimlich, warum nicht ohne das Versprechen, zurückzukehren? Zwar liebte ich dich, wie du wohl weißt, wie man nur lieben kann, aber ich hielt dich deßhalb nicht gefangen, und du hättest daher nach deinem Gefallen ohne all die heuchlerischen Thränen abreisen können. Hättest du dieses gethan, so hätte ich ohne Zweifel sogleich alle Hoffnung verloren, den Betrug erkannt und wäre jetzt todt oder hätte dich vergessen, und meine Qualen wären geendet, du aber wünschtest sie zu verlängern, indem du mich mit eitler Hoffnung nährtest. Ach! wie waren mir einst deine Thränen so süß, aber jetzt, da ich ihre Quellen kenne, sind sie mir unendlich bitter geworden! Ach, wenn dich die Liebe in gleichem Grade beherrschte wie mich, so begreife ich nicht, wie du dich ihr zum zweitenmal hingeben konntest! Aber was sage ich?

Du liebtest nie und fandest nur Ergötzen daran, mit den Herzen junger Weiber höhnisches Spiel zu treiben! Hättest du geliebt, wie ich glaubte, so wärest du noch mein, denn wer könnte dich wohl jemals mehr lieben, als ich? Ach! wer du auch seiest, o Weib! die du mir ihn entrissen hast, so feindlich ich dir auch gesinnt bin, so fühle ich doch, wenn ich mein eigenes Leid bedenke, Mitleid mit dir! Hüte dich vor seinen Täuschungen, denn wer einmal die heilige Scham verloren hat, der macht sich kein Gewissen daraus, immer zu betrügen. Wehe mir! verrätherischer Mann, wie viele Gebete und Opfer sandte ich nicht für dein Heil zu den Göttern, für dich, der mich für eine Andere verließ: O, ihr Götter! meine Gebete sind erhört, aber nicht zu meinem, sondern zu Anderer Frommen; mir ward der Schmerz, Andern die Freude! Sag, Verräther! war ich deinen Wünschen nicht schön genug, war mein Adel nicht des deinen werth? Gewiß, mehr als zu sehr! Wurden dir meine Reichthümer jemals verweigert, oder mir die deinigen zugetheilt? Gewiß nie! Wurde jemals in That, Wort oder Schein ein anderer Mann von mir geliebt, als du? Du wirst es noch jetzt verneinen müssen, wenn nicht anders die neue Liebe allen Sinn für Wahrheit in dir verwischt hat. Sprich also, welcher Fehler, welche gerechte Ursache, welche höhere Schönheit oder feurigere Liebe hat dich mir geraubt und einer Andern geschenkt? Gewiß keine! Denn die Götter sind meine Zeugen, daß ich nie in irgend Etwas mich gegen dich verfehlt habe, wenn nicht durch grenzenlose und unvernünftige Liebe. Und ob ich dadurch dein Betragen gegen mich verschuldet habe, weißt du am besten. O, ihr Götter! ihr gerechten Rächer unserer Vergehungen, ich flehe eure Rache an, und nicht ungerechterweise! Ich will und suche nicht den Tod desjenigen, dem ich das Leben gefristet habe, und der meinen Tod will. Ich will nichts Neues, Un-

geheures gegen ihn ersinnen, und nur darum flehe ich, daß, wenn er die neue Geliebte so liebt, wie ich ihn liebte, sie sich ihm entreiße und einem Andern schenke, wie er sich mir entrissen, und daß sie ihn allein und einsam zurücklasse, wie er mich." Nach diesen Worten warf ich mich mit ungestümer Heftigkeit auf mein Lager und verbrachte den ganzen Tag unter ähnlichen Reden und Klagen.

Als aber die Nacht, wo jeder Schmerz weit peinlicher erscheint, als bei Tage, weil die Schatten dem Unglück näher verwandt sind, als das Licht, als die Nacht gekommen war und ich an der Seite meines theuern Gatten ruhete und lange Zeit stumm und mit schmerzlichen Gedanken gewacht hatte, da traten verflossene, traurige und fröhliche Zeiten vor mein Gedächtniß, und vor Allem der Gedanke, meinen Geliebten durch die neue Liebe verloren zu haben. Mein Schmerz wuchs schnell zu einer solchen Höhe, daß ich ihn nicht länger in mir verschließen konnte, sondern unter heftigem Weinen mir in jammervollen Worten Luft machte, ohne jedoch der Ursache meines Leidens zu gedenken. Meine Klagen wurden so laut, daß mein Gemahl, der, in tiefen Schlaf versunken, neben mir ruhete, endlich davon erweckt ward und sich nach mir, die ganz in Thränen gebadet war, hinwandte, mich in seine Arme schloß und mit sanfter, gütiger Stimme zu mir sprach:

„O, mein süßes Leben! welches Leid bewegt dich in stiller Nacht zu solchen Klagen? Welches Leid hat dich schon so lange mit ewiger Melancholie und Schmerz erfüllt? Verberge mir Nichts, was dich quälen kann. Gibt es Etwas, das dein Herz begehrt, und das zu gewähren in meiner Macht steht, das ich dir nicht sogleich erfüllte? Bist du nicht allein meine Seligkeit, mein Trost? Weißt du nicht, daß ich dich über Alles in der Welt liebe? Nicht eine, nein viele Proben müssen dir dafür bürgen. Warum also weinst du?

Warum quälst du dich? Scheine ich dir vielleicht deines Adels unwürdig? Oder findest du irgend etwas Schuldvolles an mir, das ich abzulegen im Stande bin? Sage es, sprich, entdecke mir deine Wünsche: keiner, der nur im Gebiete der Möglichkeit liegt, soll unerfüllt bleiben! In deinem Aussehen, deiner Kleidung und allem deinem Thun spricht sich ein Kummer aus, der mein Leben mit Schmerz erfüllt. Und heute warst du betrübter als je. Lange glaubte ich, daß körperliches Uebelbefinden an deiner Blässe Schuld sei, jetzt aber erkenne ich unwidersprechlich, daß Seelenpein deinen Körper erschüttert und diesen Zustand herbeigeführt hat. Und darum bitte ich dich, mir die Ursache davon zu entdecken." Hierauf nahm ich mit weiblicher Gewandtheit meine Zuflucht zu einer Lüge, obgleich ich in dieser Kunst nie zuvor erfahren gewesen, und antwortete:

„O, mein Gemahl! der mir theurer ist, als die ganze übrige Welt, gewiß fehlt mir nichts, das du mir gewähren könntest, auch erkenne ich, daß du weit würdiger bist, denn ich; der Grund aber meiner vergangenen und gegenwärtigen Traurigkeit ist der Tod meines vielgeliebten Bruders, der dir bekannt ist. Der Gedanke daran preßt mir, so oft er vor meine Seele tritt, solche Klagen und Thränen aus. Auch ist es nicht sowohl der Tod, denn ich weiß ja, daß das unser Aller Loos ist, sondern die Art des Todes, die ich beweine, weil sie, wie du weißt, so unglücklich und schimpflich ist. Zudem zwingen mich die mannigfaltigen, traurigen Folgen seines Todes noch zu größerem Schmerze. Und so kann ich keinen Augenblick meine weinenden Augen schließen und mich dem Schlaf hingeben, wo nicht mein Bruder blaß, mit Todesschweiß bedeckt und blutend vor mir ersteht und mir seine schrecklichen Wunden zeigt. Und eben vorhin, als du mich weinen hörtest, hatte mir ein Traum seine Gestalt auf das

Schreckbarste gezeigt; kraftlos, zitternd stand er vor mir, und seine ängstliche, beklommene Brust schien kaum ein Wort hervorbringen zu können. Endlich jedoch stöhnte er mit höchster Anstrengung die Worte: O, theure Schwester! nimm die Schmach von mir, die mich zwingt, mit düsterer Stirne und gesenktem Blick, traurig unter den andern Schatten zu wandeln! Und ich, obgleich ich einigen Trost empfand, ihn zu sehen, ward von so heftigem Mitleid mit seinem Zustand ergriffen, daß ich schnell zusammenfuhr, und der Traum entfloh. Ich erwachte und zerfloß in Thränen, die du jetzt liebreich trocknest, und so die Schuld meines Mitleidens bezahlst. Doch die Götter wissen, daß, wenn mir Waffen geziemten, dieselben längst den Bruder gerächt hätten, damit er mit freier Stirne unter den andern Geistern einherschreiten könnte. So aber habe ich nur Thränen für sein Schicksal, und du siehst daraus, daß ich mich nicht ohne Grund so tief betrübe." — O, wie edelmüthig und mitleidig tröstete mich jetzt mein Gemahl, um eine Wunde zu heilen, die schon lange nicht mehr schmerzte! Wie erfinderisch bestrebte er sich, meine erlogenen Klagen mit wahren Trostgründen zu mildern. Nachdem er mich wiederum beruhigt glaubte, gab er sich dem Schlummer von Neuem hin, während ich, die seine Freundlichkeit nur mit desto größerem Schmerze erfüllte, den ganzen früheren Kummer empfand und leise weinend sprach:

„O, ihr furchtbaren Klüfte, von reißenden Thieren bewohnt! O Hölle! du ewiger Kerker, zum Wohnort der Verbrecher bestimmt, und wenn es irgend noch einen tiefern, verborgenern Verbannungsort gibt, so nehme er mich auf, und gebe mich Strafbare der verdienten Marter hin! O erhabener Zeus, mit Recht über mich erzürnt, sende deine Blitze und zerschmettere mich mit deinen feurigen Pfeilen! O göttliche Juno, deren heiligste Gesetze ich Verworfene verachtet, räche

dich! Ihr blutgierigen Geier, giftige Schlangen, reißende Thiere, kommt und zerfleischt diese traurigen Glieder! Ihr grausamen Rosse, die einst den unschuldigen Hippolith zertraten, tödtet mich Schuldige jetzt! O, edler Gemahl, senke mit gerechtem Zorn den Stahl in meine Brust, daß mit meinem Blut auch die schuldige Seele, die dich betrogen, entfliehe! Kein Mitleid, kein Erbarmen soll gegen mich geübt werden, weil ich die Treue gegen das heilige Band der Ehe der Liebe des fremden Mannes opferte! O, ruchloses Weib, strafbarer als jede Andere, dieser und noch größerer Qual schuldig, sag', welche Furie blendete deine sonst so keuschen Augen an dem Tage, an dem Panfilo dir gefiel? Sag', wo ließest du die schuldige Pflicht gegen die heiligen Gesetze der Ehe? Wo die Zucht, diese höchste Zierde der Frauen, an dem Tage, wo du für Panfilo deinen Gemahl verließest? Welchen Trost in deinem Elend empfängst du jetzt von deinem Geliebten? In den Armen einer Andern verscherzt er fröhlich die flüchtige Zeit, unbesorgt um deine Leiden, und mit Recht, denn du hast es verdient, wie jede andere Frau, welche die rechtmäßige Liebe leichtfertiger Leidenschaft opfert. Dein Gemahl, der gerechte Ursache hätte, dir zu zürnen, bemüht sich, dich zu trösten, während jener, der dich trösten sollte, sich nicht scheut, dich zu kränken. Ach, und ist dein Gemahl nicht schön, wie Panfilo, und übertrifft er ihn an Tugend und Adel nicht weit? Warum also ihn um eines Andern willen verlassen? Welche Verblendung, welche Selbstvergessenheit, welches Verbrechen, welche Gottlosigkeit hat dich dahin gebracht? Ach, wehe mir, daß ich es selbst nicht weiß; doch das weiß ich, daß alle Dinge, in deren Besitz wir sind, als schlecht verworfen zu werden pflegen, so kostbar sie auch immer sein mögen; und daß jene, die man mit großer Mühe erhält, so gering sie auch öfters sind, doch für höchst kostbar geachtet werden. Die allzu innige

Vereinigung mit dem Gemahl, die mir so theuer hätte sein sollen, hat mich verführt, und jetzt beweine ich mit bitteren Thränen, daß ich nicht widerstanden, da ich es vielleicht hätte thun können, ja, wozu ich gewiß wäre fähig gewesen, da mich die Götter wachend und schlafend, in der Nacht und am Morgen vor meinem Untergange gewarnt haben; aber der Wille fehlte mir. Jetzt aber, da es nicht mehr in meiner Macht steht, nicht zu lieben, wenn ich gleich wollte, jetzt erkenne ich die Schlange, die unter Blumen mir nahte, mein Herz verwundete und mit meinem Blute gesättigt davon schlich. Jetzt auch erkenne ich, was der Kranz bedeuten sollte, der damals von meinem traurigen Haupte herabfiel; aber zu spät wird mir diese Erkenntniß. Vielleicht wollten die Götter ihrem gegen mich gefaßten Zorne Genüge thun und raubten mir, die gegebenen Winke bereuend, die Erkenntniß, dieselben zu verstehen, da sie die Zeichen selbst nicht ungeschehen machen konnten, so wie einst Apollo der geliebten Cassandra die Gabe der Weissagung verlieh und ihr dann die Glaubwürdigkeit nahm. Unter solch leisen, bittern Klagen wälzte ich mich auf meinem Lager und brachte die Nacht ohne Schlaf hin, oder wenn derselbe auch je auf Augenblicke in die trauernde Brust einkehrte, so war er doch so schwach, daß auch die leiseste Regung ihn unterbrach, und zugleich doch stark genug, durch seine verworrenen Bilder wilde Kämpfe in meinem Innern zu entzünden. Und nicht nur diese Nacht ging es mir so, sondern in vielen darauf folgenden, und bald in allen. Denn wachend und schlafend empfand und empfindet meine Seele dieselbe Qual. Die nächtlichen Klagen heben jedoch die Leiden des Tages nicht auf, ja, da ich jetzt durch die meinem Gemahl erzählte Dichtung meinen Schmerz für gerechtfertigt hielt, so verbarg ich seit jener Nacht meine Thränen nicht mehr und scheute mich nicht, meinen Schmerz sogar öffentlich zu zeigen.

Als der Morgen gekommen war, trat meine getreue Amme, der kein Theil meines Leidens verborgen war, und die zuerst die Gedanken der Liebe auf meinem Gesichte entdeckt und deren traurige Folgen geahnet hatte, zu mir ein. Sie hatte mich auch jetzt, bei der Nachricht von Panfilo's Treulosigkeit, beobachtet, und eilte voll Bekümmerniß, sobald mein Gemahl das Gemach verlassen, zu mir. Als sie mich von den Aengsten der vergangenen Nacht noch ganz bleich und erschöpft auf meinem Lager liegend fand, begann sie mit mancherlei Trost meinen wilden Schmerz zu lindern, nahm mich in ihre Arme, trocknete mit bebender Hand meine Thränen und flüsterte von Zeit zu Zeit folgende Worte:

„Ueber Alles, meine Tochter, betrübt mich dein Leiden, mehr aber würde es mich betrüben, wenn ich nicht den Trost hätte, dich gewarnt zu haben. Du aber, lüsterner als weise, verschmähtest meinen Rath, um deiner Leidenschaft zu folgen, und nun sehe ich dich mit Schmerz an dem Ziele angelangt, an das solche Fehltritte immer führen. Weil nun aber Jeder, so lange er lebt, sich, wenn sein Wille gut ist, vom Wege des Bösen abkehren und zum Wege des Guten zurückwenden kann, so flehe ich dich an, die Augen deines Gemüths aus dem täuschenden Dunkel tyrannischer Leidenschaft zu erheben und ihnen das klare Licht der Wahrheit wieder zu geben! Jung, wie du bist, folgtest du lieber deiner Neigung, als der Vernunft, und weil du liebtest, strebtest du nach dem Ziel der Liebe und genoßest dadurch ein kurzes Entzücken. Ja, selbst wenn dein Geliebter in deine Arme zurückkehrte, würdest du nichts Anderes als das gewohnte Vergnügen empfinden. Heftige Begierden pflegen nach neuen Dingen zu streben, weil die Hoffnung, irgend ein verborgenes Gut zu erhaschen, das doch nicht vorhanden, die Begierde reizt und alle Beschwerden gerne ertragen läßt, da man hingegen nach schon bekannten

Dingen mit weit mehr Mäßigung verlangt; du aber, allzu heftig deinen unregelmäßigen Gelüsten nachjagend, thust das Gegentheil. Weise Menschen pflegen sich zurückzuziehen, sobald sie ihr Weg auf gefahrvolle, beschwerliche Stellen führt; sie wollen lieber, daß alle ihre Mühe, dahin zu gelangen, verloren sei, als sich durch Weiterschreiten in Gefahr des Todes zu setzen. Solchem Beispiele folge auch du, so lange du noch kannst, und setze jetzt, gemäßigter als du zu sein pflegst, die Vernunft an die Stelle der Leidenschaft, und befreie dich so aus den Gefahren, in die du durch deine Thorheit gerathen bist. Das Glück, wenn du es mit klarem Auge betrachten willst, ist dir geneigt; es hat dir den Rückweg nicht abgeschnitten, noch dich also verstrickt, daß du meine Fußstapfen nicht wieder zu finden vermöchtest, um in ihnen auf den verlassenen Pfad zurückzukehren und wiederum jene Fiammetta zu werden, die du vormals warst. Dein Ruf ist unverletzt, und Alles, was du gethan, hat ihn in der Meinung der Menschen nicht mit dem kleinsten Flecken beschmutzt, da hingegen viele andere junge Frauen durch den Verlust ihres guten Namens in zahllose Uebel gestürzt werden. Begehre daher nichts weiter, damit du nicht das verlierest, was die Glücksgöttin dir noch gelassen hat. Tröste dich und denke, du hättest Panfilo niemals gesehen, oder dein Gemahl sei Panfilo. Die Phantasie paßt sich Allem an, und gutgemeinte Einbildungen lassen sich leicht nach Gefallen formen. Nur auf diese Weise kannst du wieder froh und glücklich werden, kein anderes Mittel gibt es, als dies, und bist du wirklich so gepeinigt, als deine Worte und Geberden bezeugen, so mußt du mit ganzer Seele darnach verlangen."

Diese und ähnliche Tröstungen der alten Amme hörte ich oft mit schwerem Herzen an, ohne ein Wort darauf zu er-

wiedern, und erkannte trotz meiner Verwirrung die Wahrheit derselben, meine Gedanken jedoch waren nicht fähig, sie mit Nutzen aufzunehmen. Geängstet wandte ich mich bald hier, bald dorthin und rief, plötzlich von ungeheurem Zorn überwältigt, die Gegenwart der alten Amme nicht achtend, mit einer Stimme, ungestümer als weibliche Würde gestattet, und mit heftigerem Weinen als jemals:

„O Tisiphone, höllische Furie, o Megära und Alekto, ihr Peinigerinnen verdammter Seelen, schüttelt eure furchtbaren Locken und laßt alle eure Schlangen, von Grimm entbrannt, mit neuen Schrecknissen los! Tretet beflügelten Laufs in das gottlose Gemach des verruchten Weibes und entzündet zu ihrer Verbindung mit dem gestohlenen Geliebten die unglücksvollen Fackeln. O, ihr Bewohner alle aus Pluto's dunkelm Hause! O ihr Götter der unsterblichen stygischen Reiche, erscheint und hauchet mit euerm Wehklagen Schrecken in die Brust jener Treulosen! Du unglückweissagende Eule, singe auf ihrem unseligen Dach! und ihr Harpien gebet schreckliche Zeichen kommenden Verderbens! ihr unterirdischen Schatten, du ewiges Chaos, ihr Finsternisse, Feinde alles Lichts, kommt, umwachet das verbrecherische Haus, damit die verruchten Augen keines Lichtstrahls mehr genießen! und ihr ewigen Rächerinnen jeder Schuld, sendet euern Haß, eure Zwietracht in die wankelmüthigen Seelen, damit unversöhnliche Feindschaft sie auseinander reiße!"

Hier hielt ich mit einem tiefen Seufzer inne und fuhr dann folgendermaßen fort:

„O verabscheuungswürdiges Weib, wer du auch seiest, du besitzest jetzt den Geliebten, den ich so lange erwartet, nach dem ich vergeblich geschmachtet! du erntest den Lohn meiner Mühen, die Aussaat meiner Gebete trägt keine Früchte für mich. Ich opferte den Göttern Gebet und Weihrauch für das

Glück dessen, den du mir schändlich geraubt, und alle wurden erhört, doch zu deinem Heil! Noch weiß ich nicht, durch welche Künste du dich, statt meiner, in sein Herz eingeschlichen. Doch wie du meine Glückseligkeit vernichtet, so möge auch die deinige zerstört werden. Und wenn es ihm vielleicht nicht genehm ist, sich zum drittenmale zu verlieben, so mögen die Götter eure Liebe ebenso trennen, wie sie die der griechischen Frau und des Richters vom Ida trennten, oder die des Jünglings von Abydos und seiner klagenden Hero, oder der unglücklichen Kinder des Aeolus, indem sie das schwere Gericht über dich ergehen lassen, während er unbeschädigt bleibt. O Verrätherin! wenn du jemals sein Angesicht genau betrachtetest, konntest du glauben, daß dieser Mann ohne Geliebte sei, und wenn du dieses dachtest, wie du es denken mußtest, wie konntest du wagen, das Gut einer Andern für dich anzusprechen? Gewiß mit feindlicher Seele thatest du es, und immer werde ich dich auch darum als meine Feindin und Besitzerin meines Eigenthums verfolgen, ja mein ganzes Leben soll sich einzig und allein durch die Hoffnung deines Todes nähren, doch bitte ich, daß er nicht so leicht sei, und gleich dem Tode anderer Menschen. Unter wüthende Feinde müssest du geschleudert werden, und kein Scheiterhaufen oder Grabmal soll deinen zerfleischten Körper aufnehmen; nein, Geiern und Hunden, nach Raub begierig, wie du selbst es im Leben warst, möge er zu willkommener Speise dienen! Kein Tag, keine Nacht, keine Stunde soll vergehen, in der ich nicht Verwünschungen gegen dich ausstieße, und nie wird mein Mund aufhören, sich in dieselben zu ergießen! Ja, eher wird das Himmelsgestirn, der Bär, sich im Ocean baden und die reißende Welle der sicilianischen Charibdis unbeweglich stillstehen; eher wird das Hundegebell der Scylla schweigen, und in dem jonischen Meere reifes Korn wachsen, eher die dunkle Nacht Licht verbreiten, und das Wasser mit dem Feuer, der Tod mit dem

Leben und das Meer mit den Winden sich verbinden; ja, so lange der Ganges lau bleiben wird und der Ister kühl, so lange die Berge Eichen tragen und die Wiesen Kräuter, so lange will ich meinen Krieg mit dir führen! und diese Feindschaft wird auch der Tod nicht brechen, denn unter den Schatten will ich dir folgen und mit allen Schmähungen, die dort in meiner Macht stehen, will ich dich zu beschimpfen suchen. Und wenn du mich vielleicht überleben solltest, wie auch die Art meines Todes sei, wohin auch mein unseliger Geist gehen wird, so will ich mich gewaltsam dort losreißen und dich, gleich den delphischen Priesterinnen, wenn der Gott sie ergreift, zur Raserei treiben. Oder du wirst mich in furchtbaren Gestalten vor dich treten sehen, und oft will ich in stiller Nacht durch grauenvolle Träume dich aufschrecken. Mit einem Wort, was du auch beginnen magst, ich will stets vor deinen Blicken schweben und eingedenk deiner Beleidigung dir niemals Ruhe gönnen. So lange ich lebe, will ich dich mit der Furie quälen, die mich peinigt, und, bin ich todt, dir noch größere Qualen bereiten. Aber wehe mir, an wen richten sich meine Worte? Ich drohe dir und du machst meine Drohungen an mir wahr, indem du im Besitz meines Geliebten dich weniger um meine Drohungen kümmerst, als ein mächtiger König um die eines Sklaven. O, hätte ich jetzt die Erfindungskraft des Dädalus, oder den Wagen der Medea, wie schnell wollte ich mit Flügeln an den Schultern, oder durch die Lüfte getragen, mich an dem Orte einfinden, wo du deinen Liebesraub birgst. O mit was für Worten wollte ich, zornigen und drohenden Antlitzes, den falschen Mann und die Räuberin fremder Güter überströmen! O, mit welchem Hohn wollte ich euch euern Fehltritt vorrücken, und wenn ihr dann beide voll Scham über eure Schuld vor mir stündet, ohne Verzug zur äußersten Rache schreiten. Vor den Augen des treulosen Geliebten wollte ich meinen Zorn an dir sättigen;

zerfleischen wollte ich dein Gesicht, das ihn bezaubert hat, unheilbar verletzen deine falschen Augen, vernichten all' deine Schönheit, die du zu meinem Verderben gebrauchtest, und hätte ich dich dann in einen Zustand versetzt, daß er, welcher dir jetzt schmeichelt, dich mit Bedauern und Widerwillen sehen, und statt deines Liebhabers dein Arzt werden müßte, so würde ich leicht und fröhlich in mein trauriges Haus zurückkehren!"

Während ich diese Worte sprach, funkelten meine Augen, meine Zähne schlugen zusammen und meine Fäuste ballten sich, als wenn ich wirklich alles Das vor mir sähe und bereits einen Theil meiner erwünschten Rache vollzogen hätte; aber fast mit Weinen sagte mir die alte Amme:

„Ach meine Tochter, da du die Tyrannei des dich beherrschenden Gottes kennst, so mäßige dich selbst und halte deine Thränen zurück. Und wenn das Mitleid gegen dich selbst dich nicht dazu bewegt, so thue es um deiner Ehre willen, damit nicht aus der alten Schuld neue Schmach dir erwachse, oder schweige wenigstens, damit nicht dein Gemahl die traurige Geschichte vernehme und mit vollem Recht sich über deinen Fehltritt beklage." Kaum gedachte ich des Gatten, kaum trat das Bild der gebrochenen Treue, der verletzten Pflichten vor meine Seele, als ich, von neuem Schmerze durchdrungen, noch heftiger weinte und dann zur Amme sprach:

„Ach, du getreueste Gefährtin meiner Leiden, mein Gemahl hat wenig Ursache sich zu beklagen, denn der, welcher der Urheber meiner Schuld war, hat sie bereits aufs härteste gerächt, und so habe ich meinen wohlverdienten Lohn empfangen. Keine größere Strafe könnte mein Gemahl mir bereiten, als mein Geliebter mir schon aufgelegt, und nur durch den Tod, wenn derselbe anders so schmerzhaft ist, als man sagt, nur durch den Tod allein könnte mein Gemahl meine Strafe vergrößern. Er komme daher, mir ihn zu geben! Mir ist er nicht Pein,

sondern Freude, denn ich sehne mich nach ihm, und er wird mir von der Hand des Gatten freundlicher sein, als von meiner eigenen. Gibt er mir den Tod nicht und kommt er nicht selbst, so werde ich ihn durch mich herbei zu führen wissen, denn durch ihn hoffe ich das Ende aller Schmerzen zu erreichen. Die Hölle, die höchste Qual der Verdammten, hat in ihren brennendsten, tiefsten Schlünden keine Pein, welche der meinigen gleich ist. Tityus wird von den Alten als das stärkste Beispiel der höchsten Qual angeführt, weil Geier ihm unaufhörlich die stets frisch wachsende Leber fraßen; auch achte ich diese Qual nicht gering, doch kommt sie der meinigen nicht gleich. Ihm fraßen Geier die Leber, mir aber zernagen tausend Sorgen, schärfer als der Schnabel irgend eines Vogels, das Herz. Tantalus stirbt mitten im Wasser und unter herabhängenden Früchten vor Hunger und Durst, und so verlange auch ich, mitten unter allen Ergötzlichkeiten der Welt, mit nie gesättigter Begierde nur einzig nach meinem Geliebten, und da ich ihn nie erreichen kann, so leide ich so große Pein, wie Tantalus, ja noch größere, denn er lebt bei dem Anblick der nahen Welle und der herabhängenden Früchte noch immer der Hoffnung, sich einmal sättigen zu können; ich aber muß jetzt an dem verzweifeln, was ich zu meinem Trost gehofft hatte, und mehr liebend als je, hat er, der sich gutwillig durch fremde Gewalt zurückhalten läßt, mich ganz und gar von sich entfernt. Ja selbst der unselige Ixion, auf ewig aufs Rad geflochten, empfindet keinen Schmerz dem meinigen gleich. Ich, stets von dem wilden Streit feindlicher Schicksalsmächte umhergeschleudert, leide bei weitem größeren Schmerz, als er. Und wenn Danaus Töchter ewig mit vergeblicher Mühe das Wasser in die bodenlosen Krüge schöpfen und sie immer voll zu sehen hoffen, so ergießen sich auch aus meinem traurigen Herzen ewig verlorene Thränen durch die verweinten Augen. Warum aber bemühe ich mich,

die höllischen Strafen, eine nach der andern, aufzuzählen? Ist es nicht genug, zu wissen, daß in mir eine größere Qual wohnt, als die Verdammten einzeln oder zusammen erdulden? Wiegt nicht schon allein die Angst, mit der ich meine Schmerzen oder wenigstens die Ursache derselben verborgen halten muß, alles Andere auf? Jene dürfen ihre Schmerzen laut ausschreien und in allen Mienen und Geberden ausdrücken, und schon dadurch ist meine Qual größer, als die ihrige. Ach, wie weit heftiger tobt und verzehrt das verschlossene Feuer, als das, dessen Flammen frei auflodern können! Und welch schweres Leid ist es, keine Stimme für seine Schmerzen haben zu dürfen, Niemand sein Leid klagen zu können, sondern unter dem erlogenen Scheine eines fröhlichen Gesichts den schweren Kummer im Herzen zu verschließen! Darum würde mir der Tod nicht Schmerz, sondern Erleichterung des Schmerzes sein. Er komme denn, der theure Gatte, daß er mit einem Male sich räche und mich befreie. Er öffne mit seinem Schwert meine unglückselige Brust, daß mit dem Blute zugleich die trauernde Seele und meine Qualen hinwegströmen; er zerreiße mein Herz, das solche Gedanken gehegt und das Bild seines Feindes in sich aufgenommen, und bestrafe mich so, wie meine Schuld verdient!"

Hierauf, als die alte Amme mich schweigend in meinen stummen Schmerz vertieft sah, sagte sie mit leiser Stimme: „O theure Tochter, was hast du für seltsame Träume? wie sind deine Worte so eitel, und wie so schlimm dein Beginnen? Ich habe so lange in dieser Welt gelebt, habe viele Dinge gesehen, und die Liebesangelegenheiten vieler Frauen gekannt. Und ob ich mich gleich nicht zu deinesgleichen zählen darf, so habe ich doch nicht minder das Gift der Liebe kennen gelernt, das so schmerzlich, oder noch weit schmerzlicher wirkt bei geringem Volk, als bei den Großen; denn den Geringen sind alle Wege zu ihrem Vergnügen verschlossen, während jene durch

ihren Reichthum sich dieselben mit leichter Mühe öffnen können. Und das, was du als unmöglich und dir so schmerzlich darstellst, habe ich nie so hart, wie du sagst, schildern hören, noch selbst empfunden. Und dieser Schmerz, so heftig er auch sein mag, ist doch nicht geeignet, sich selbst darin zu verzehren, wie du es thust, noch den Tod herbeizuwünschen, den du mehr aus Wuth als in verständiger Ueberlegung herbeirufst. Wohl weiß ich, daß die Raserei des entbrannten Zornes blind und gegen Enthüllung vor den Augen der Welt gleichgültig ist; daß sie keine Schranken erträgt und dem Tode trotzt, ja in ihrer Vermessenheit sich selbst der tödtlichen Spitze des scharfen Eisens entgegenstellt. Aber wenn man diesen Zorn ein wenig kühlen läßt, so zweifle ich nicht, daß durch diese Kühlung sich die große Thorheit desselben kund thun wird. Und darum, meine Tochter, ertrage jetzt den heftigen Anfall der Wuth, und laß ihr freien Lauf. Merke nur ein wenig auf meine Worte und stärke deine Seele durch die Beispiele, die ich dir anführe. Du beklagst dich, wenn ich anders deine Worte recht begriffen habe, über die Abreise des Geliebten, seine gebrochene Treue und eine neue Geliebte, und bei diesen Klagen scheint keine Qual der deinigen gleichzukommen. Aber wenn du weise bist, wirst du meine Reden wohl fassen, und dieselben mit gutem Erfolg als eine heilsame Arznei betrachten. Nach den Gesetzen der Liebe sollte der Mann, den du liebst, dich ohne Zweifel mit derselben Liebe wieder lieben; thut er dieses nicht, so handelt er schlecht, keine Gewalt jedoch kann ihn zwingen, es zu thun, denn Jeder kann das Vorrecht der Freiheit nach seinem Gefallen benützen. Wenn du ihn heftig liebst, und seinetwegen unerträgliche Qualen leidest, so trägt er deßhalb keine Schuld und du hast dich nicht mit Recht über ihn zu beklagen, da du selbst die hauptsächlichste Urheberin davon bist. So mächtig Amor auch ist, und so unbezwinglich seine Gewalt sein mag, so hätte er

dir doch niemals gegen deinen Willen das Bild des Geliebten in das Gemüth eindrücken können. Dein Gefühl und die müßigen Gedanken waren die erste Veranlassung, dich zu verlieben. Hättest du nur tapfer widerstanden, so wäre dieses Alles nicht geschehen, und seiner und jedes Andern könntest du jetzt lachen, wie du sagst, daß er jetzt, unbekümmert um dich, dich verhöhne. Nun aber, da du ihm deine Freiheit ganz dahin gegeben, mußt du dich auch nothwendig ganz nach seinem Gefallen richten. Ihm gefällt es jetzt, fern von dir zu sein, und so muß es dir gleichfalls ohne den geringsten Verdruß gefallen. Wenn er dir mit Thränen unverletzte Treue gelobte, so that er nichts Neues, sondern nur, was seit den ältesten Zeiten die Liebhaber zu thun pflegen. Das sind ja die Sitten, die an Amors Hofe üblich sind. Aber wenn er dir sein Gelübde nicht gehalten hat, so gibt es keinen Richter, der Recht darüber spricht, und es läßt sich nicht mehr darüber sagen, als: er hat schlecht gehandelt; weiter aber muß man sich mit dem Gedanken beruhigen, daß ihm dasselbe widerfahren müsse, wenn das Glück sich gegen ihn wenden würde. Auch ist er keineswegs der Erste, der so verfährt, noch du die Erste, der solches begegnet. Jason reisete von Lemnos ab, verließ Hypsipilen, und wurde in Thessalien der Gemahl der Medea. Paris ließ Oenonen in den Wäldern des Ida, und eilte nach Troja zu Helenen. Theseus ging nach Athen zu Phädra und verließ Ariadnen in Creta, und gleichwohl tödteten sich die verlassenen Geliebten deßhalb nicht, sondern verjagten die unnützen Gedanken und vergaßen die falschen Liebhaber. Ich wiederhole dir, du darfst nicht über Amors Bosheit klagen, er hat dir kein Leid zugefügt, als so viel du von ihm hast haben wollen. Ohne Absicht und Berechnung gebraucht er Bogen und Pfeil, und bekümmert sich nicht, was er damit stiftet, wie wir täglich sehen. Ist es seine Schuld, wenn man sich nicht gegen

seine Pfeile waffnet, oder die empfangene Wunde muthwillig nährt? Und so hat also Keiner bei dem, was geschieht, über ihn, sondern nur über sich selbst zu klagen. Amor ist ein weichliches, blindes, nacktes Kind, das fliegend herumschweift, ohne zu wissen, wohin, und alle Klagen über ihn sind nur unnütze Worte. Und so hat vielleicht auch die neue Gebieterin, welche deinen Geliebten gefangen hält, oder von ihm gefangen worden ist, und gegen die du so schreckliche Drohungen ausstößest, selbst nicht durch eigene Schuld, sondern von ihm verführt, so gehandelt. So wie du seinen Bitten nicht hast widerstehen können, so hat vielleicht auch sie, eben so leicht empfänglich als du selbst, ihn nicht ohne Rührung anhören können. Da er, wie du sagst, weinen kann, wann er will, so weißt du ja, welch eine unwiderstehliche Gewalt die Thränen haben, wenn sie mit Schönheit vereint sind. Und gesetzt auch, daß jene Dame ihn durch Worte und Geberden mit einem Liebesnetz umsponnen hat, ist es nicht heut zu Tage in der ganzen Welt Gebrauch, daß Jeder nur seinen Vortheil sucht, und wenn er ihn gefunden, denselben festzuhalten strebt? Die gute Dame war vielleicht nicht minder klug in solchen Dingen, als du, und da sie ihn sehr liebenswürdig fand, hat sie ihn für sich behalten. Und was hält dich denn ab, mit einem Andern ein Gleiches zu thun? Zwar würde ich dieses nicht loben, wenn du jedoch nicht anders kannst, und ohne Liebe nicht zu leben weißt, so entsage jenem und wähle unter der Unzahl von Männern einen aus, der deiner würdiger ist. Die neue Liebe wird sein Bild dann eben so leicht aus deinem Gemüth verdrängen, als die neue Geliebte dein Andenken in ihm verwischt hat. Glaube nur, Jupiter lächelt über die gebrochenen Schwüre und Gelübde der Liebenden. Und wer Andern thut, wie ihm selbst geschehen ist, thut nicht Unrecht, denn die ganze Welt verfährt nach diesem Grundsatz. Einem Ungetreuen ge-

treu zu sein, wird für Thorheit geachtet, aber Falschheit mit Falschheit vergelten, ist weise. So tröstete sich Medea, als Jason sie verlassen hatte, mit Aegeus, und die von Theseus betrogene Ariadne ward die Braut des Bacchus, und ihre Thränen verwandelten sich in Fröhlichkeit. Ertrage denn also deine Leiden geduldiger, weil du dich eigentlich weniger über Andere, als über dich selbst zu beklagen hast, und hast du nur erst den Willen, deinen Gram zu verjagen, so werden sich bald Mittel dazu finden. Bedenke auch, daß Andere noch weit härtere Leiden gehabt, die doch endlich vorübergegangen sind. Wie Viele liebten nicht noch heftiger, als du, wurden getrennt und mußten sich dennoch dem Willen des Schicksals fügen. Erforsche die Geschichte Dejanirens, die für Jole von Herkules, der Phyllis, die von Demophon, und der Penelope, die von Ulysses um Circens willen verlassen wurde. Alle diese Leiden jener Heroen des Alterthums waren weit tiefer, als die deinigen, und dennoch hatten sie Geduld, dieselben zu ertragen. Da du nun weder die Erste, noch die Einzige bist, die solches Leid erduldet, so ermanne dich, denn Alles, wobei der Mensch Gefährten hat, kann nie so unerträglich und schwer sein, wie du es schilderst. So erfrische denn dein Gemüth, fasse neuen Muth, verjage die alten Sorgen und trachte, daß deinem Gemahl diese Dinge nicht zu Ohren kommen, denn wenn er auch, wie du sagst, dir nichts als das Leben nehmen kann, so muß doch der Mensch, da er nur einmal stirbt, darauf denken, wie dieses auf die bestmöglichste Art geschehe. Bedenke einmal, wenn du den Tod auf die Weise fändest, die du verlangst, mit welcher Ehrlosigkeit und ewiger Schmach würde dann dein Andenken unter den Menschen befleckt sein! Wir müssen alle irdischen Dinge als vergänglich betrachten lernen; Keiner soll der Zukunft fest vertrauen, wenn es ihm wohl und glücklich geht; aber Keiner soll auch im Unglück verzweifeln,

daß sich dasselbe nicht zum Guten kehre. Clotho verwirrt die irdischen Dinge, sie verhindert, daß Fortuna beständig ist, und dreht unaufhörlich das Rad des Schicksals. Keinem ist es noch gelungen, sich die Götter so geneigt zu machen, daß sie ihm für die Zukunft Bürgschaft geleistet hätten. Die Götter zerstören, durch die Sünde gereizt, voll Zorn unsere Werke, und Fortuna hilft den Starken und verläßt die Verzagten. Jetzt ist es Zeit, zu zeigen, ob Tugend in dir ist, denn wenn man sie gleich zu jeder Zeit in sich erhalten kann, so wird sie doch oft durch die Widerwärtigkeiten ganz verhüllt. Auch ist es eine Eigenschaft der Hoffnung, daß sie in sehr traurigen Fällen stumm ist, und uns keinen Ausweg zeigt. Denn wer nur Etwas hoffen kann, der verzweifelt an Nichts. Wir Alle sind dem Fatum unterworfen, und wir können, glaube mir, mit aller Sorge nichts an den Dingen ändern, welche es vorschreibt. Alles, was wir Sterbliche thun oder leiden, ist größtentheils vom Himmel über uns verhängt. Lachesis spinnt an ihrem Rocken unsern Lebensfaden nach abgemessenen Gesetzen und führt alle Dinge auf vorgeschriebenen Wegen zum Ziele: dein erster Tag bestimmt deinen letzten. Es ist uns nicht vergönnt, den einmal festgesetzten Schlüssen eine andere Wendung zu geben. Vor der unbeweglichen Ordnung der Dinge zu zittern, hat schon Vielen geschadet, und Vielen auch, sie nicht gefürchtet zu haben, denn während sie noch vor ihrem Schicksal zagen, hat sie dasselbe bereits ereilt. Darum laß die Schmerzen, die du mit Willen erwählt hast, lebe fröhlich, hoffe auf die Götter und thue Gutes. Schon oft gelangte der Mensch, wenn er am fernsten von aller Glückseligkeit zu sein schien, mit ahnungslosem Schritt wieder zu derselben zurück. Wie viele Schiffe, die in stolzer Sicherheit die offene See durchliefen, strandeten ganz nahe beim Eintritt in den sichern Hafen; wohingegen andere, an deren Rettung schon Jeder verzweifelte, endlich

wohlbehalten zurückkehrten. Auch sah ich schon Bäume, die Jupiters Blitz entzündet hatte, und die dennoch nach wenigen Tagen mit neuem Blätterschmucke prangten, während andere, die mit der größten Sorgfalt gepflegt wurden, verdorrten und starben. Das Geschick, das dir so vieles Leid bereitet hat, kennt auch, wenn du nur dein Leben mit Hoffnung nährst, eben so viele Wege, dich mit Freude zu erquicken."

Mit solchen Worten suchte die kluge Alte mehr denn einmal meinen Schmerz und Kummer zu verjagen, was doch nur allein dem Tode vorbehalten war. Aber wenige ihrer Worte, oder keines, rührten mein bewegtes Gemüth, und der größte Theil derselben verlor sich fruchtlos in den Lüften. Mein Leiden aber erfüllte von Tag zu Tag immer mehr die trauernde Seele. Wenn ich in solcher Gemüthsstimmung ohne Ruhe auf dem reichgeschmückten Lager lag, kreuzten sich mannigfaltige wunderliche Gedanken ohne Ordnung in meinem Geiste. Schreckliche Dinge werde ich erwähnen müssen, von denen man nicht glauben könnte, daß ein Weib sie gedacht, wenn uns nicht die Vergangenheit Beispiele ähnlicher, oder noch ärgerer Dinge aufzuweisen hätte. Im innersten Herzen von einem unendlichen Schmerz überwältigt, voll des verzweifelnden Gefühls, von meinem Geliebten entfernt zu sein, hielt ich folgendes Selbstgespräch:

„Siehst du nun, daß du eben so viel Ursache hast, diese Welt zu verlassen, als einst Dido, und daß dich Panfilo eben so sehr und noch weit mehr dazu veranlaßt, als dort Aeneas. Sein Wille ist es, daß ich diese Erde verlasse und neue Regionen suche. Und ich, die ich nun einmal seine Sklavin bin, will thun, was ihm gefällt, und dann mit einemmal auf eine würdige Weise meinem Geliebten, der begangenen Schuld und dem beleidigten Gatten Genüge thun. Und wenn dem aus des Leibes Kerker erlösten Geist in der neuen Welt einige

Freiheit vergönnt ist, so will ich unverzüglich zu ihm hineilen, damit da, wo der Körper nicht verweilen konnte, die Seele an seiner Statt lebe. Ich will also sterben, und diesen grausamen Dienst kann ich am schicklichsten mir selbst erzeigen. Denn keine fremde Hand könnte so grausam sein, daß sie mir den verdienten Tod würdig bereitete. Darum erwähle ich ohne Verzug den Tod, und so dunkel auch sein Bild vor meinem Geiste ersteht, so ist mir doch die Erwartung desselben weit erfreulicher, als das jammervolle Leben."

Da ich nun endlich diesen festen Entschluß gefaßt hatte, begann ich bei mir selbst zu überlegen, welche unter den tausend verschiedenen Todesarten wohl für mich die beste sei. Zuerst gedachte ich des Stahls, dessen Spitze schon manches Leben durchschnitten hat, dann fiel mir der Tod von Byblis und Amata ein, auf welche Weise auch ich mein Leben endigen konnte. Da mir aber mein Ruf mehr am Herzen lag, als ich selbst, und ich mehr die Art des Todes als den Tod fürchtete, so schien mir der eine schimpflich und der andere nach der Meinung der Welt zu grausam, und ich verwarf beide. Jetzt überlegte ich, ob ich es nicht wie die Saguntiner und Abydeer machen wollte, welche, die Ersten den Carthaginensischen Hannibal und die Andern Philipp von Macedonien fürchtend, all ihre Güter und sich selbst von den Flammen verzehren ließen. Kaum aber gedachte ich, daß auf diese Weise mein theurer, unschuldiger Gatte großen Verlust erleiden würde, so verwarf ich auch dieses, wie ich die vorigen Todesarten verworfen hatte. Nun kamen mir die Gifttränke in den Sinn, durch welche einst Sokrates, Sophonisbe, Hannibal und viele Andere sich ihre letzte Stunde herbeigerufen hatten, und dieses Mittel schien mir vor allen am angemessensten. Bald aber überlegte ich, daß eine lange Zeit hingehen würde, ehe ich mir den Besitz desselben verschaffen könnte, und da ich der

Festigkeit meines Entschlusses nicht genug vertraute, beschloß ich wiederum, auf andere Mittel zu sinnen. Die glühenden Kohlen der Porcia fielen mir ein, aber ich verwarf sie, weil ich leicht eine Störung bei dieser Todesart befürchten konnte. Auch gedachte ich des Todes der Ino, des Melikertes und Erysichthons, aber bei der ersten Art bedurfte ich zu viel Raum, bei der zweiten zu viel Zeit, und bei der letzten bedachte ich, wie lange der Körper sich durch Schmerz allein noch nähren könne. Aber außer diesen allen fiel mir der Tod des Perdix ein, der von seinem Lehrmeister aus Eifersucht von einer hohen Mauer herabgeworfen ward, und dieser Tod allein schien mir der schicklichste, weil ich da unfehlbar und frei von aller Schande zu sterben hoffte. Ich sagte bei mir selbst: Von dem Gipfel meines Hauses will ich mich herabstürzen, und wenn der Körper hundertfach zerschmettert, die unglückliche Seele den traurigen Göttern zusendet, wird Niemand bei dieser Todesart den rasenden Vorsatz des Selbstmords mir Schuld geben. Jedes wird einen Zufall darin zu sehen glauben, mir fromme Thränen weinen, und der feindlichen Glücksgöttin meinetwegen fluchen. Mit diesen Ueberlegungen beschäftigte sich meine Seele und vertiefte sich gerne in ihnen; denn ich gedachte mir selbst den größten Dienst zu erzeigen, wenn ich die größte Grausamkeit gegen mich verübte.

Schon war dieser Gedanke fest in mir geworden, und ich erwartete nur den Augenblick der Ausführung, als plötzlich ein schneidender Frost meine Gebeine durchdrang, banges Zittern mich befiel und ich folgende Worte zu vernehmen glaubte: O Unselige! was gedenkst du zu thun? willst du aus Zorn und Herzeleid dich vernichten? Bedenke, wenn dich jetzt eine schwere Krankheit an die Pforten des Todes führte, würdest du nicht aus allen Kräften noch das Leben festzuhalten streben, damit du wenigstens nur einmal noch im Leben deinen

Geliebten wiedersehen könntest? Wähnst du, wann du todt bist, ihn wieder zu sehen? Keine seiner Thränen wird dich wieder ins Leben rufen können. Was half es der Phyllis, daß sie ihres Geliebten verzögerte Rückkehr nicht erwarten konnte? Als blühender Baum fühlte sie seine Rückkehr ohne das mindeste Entzücken, anstatt, wenn sie seine Heimkehr erwartet hätte, sie ihn als fühlendes Weib mit unendlicher Lust würde bewillkommt haben. Lebe also! denn einmal wird er zurückkehren, und ob liebend, oder hassend, so wirst du ihn dennoch lieben, ihm zu begegnen suchen und vielleicht sein Herz zu rühren wissen. Ihn hat ja keine Eiche, keine Höhle, kein harter Felsen erzeugt, noch ein Tiger, oder ein anderes grausames Thier ihn gesäugt; auch ist sein Herz nicht von Stahl oder Diamant geformt, daß er keiner mitleidigen, milden Regung fähig wäre. Aber könnte er dennoch bei deinem Anblicke hart und unerbittlich sein, so wird alsdann der Tod dir um so leichter werden. Länger als ein Jahr hast du jetzt dein trauriges Leben ohne ihn ertragen, versuche es nun noch ein zweites Jahr auszuhalten. Noch nie hat der Tod einen gemieden, der ihn eifrig suchte, eben so schnell und weit schicklicher als jetzt wird er auch dann auf deinen Wunsch herbeieilen. Auch darfst du hoffen, wie grausam und feindlich er immer gegen dich gesinnt sein möge, daß er deinem Tod einige Thränen weihen werde. Nimm also deinen allzu raschen Entschluß zurück, denn wo der Entschluß schnell und kurz ist, ist die Reue desto länger. Dein Vorhaben ist gar nicht von der Art, daß nicht Reue folgen könnte, und wenn sie folgt, wird sie nie wieder von dir weichen.

Diese Vorstellungen hielten meine Seele eine Zeitlang über ihr finsteres Vorhaben in Zweifel. Aber die höllische Furie fiel mich von Neuem mit ihren giftigen Schlangen an, bis sie jedes Widerstreben besiegte, und ich mich schweigend

dem Gedanken hingab, mein Vorhaben dennoch ins Werk zu setzen. Mit sanften Worten und erlogener Ruhe auf dem traurigen Angesichte bemühte ich mich nun, die treue Amme, welche bekümmert still geschwiegen, über meinen wahren Zustand zu täuschen, damit sie mich verlassen möchte. Deßhalb sagte ich zu ihr: Du siehst nun, theure Mutter, wie deine wahrhaften Reden in meiner Brust zu guten Früchten gereift sind. Doch bitte ich dich, damit die rasende Verblendung gänzlich aus meiner verirrten Seele weiche, verlaß mich jetzt und gönne mir einige Stunden ruhigen Schlummers, nach dem mich sehr verlangt. Sie aber, die Wohlerfahrene, gleichsam als erriethe sie meine Gedanken, lobte zwar meine Lust zum Schlaf und entfernte sich, meinem Befehl zufolge, ein wenig von mir; das Zimmer aber wollte sie auf keine Weise verlassen. Und um ihr keinen Argwohn gegen mein Vorhaben einzuflößen, ertrug ich, obwohl mit Unlust, ihr Dableiben, da ich immer hoffte, daß sie, sobald sie mich ruhig sähe, weggehen werde. Ich verbarg also unter tiefer Ruhe meine trugsinnenden Gedanken, und mit äußerlich gelassener Miene sagte ich in dieser Stunde, die meine letzte sein sollte, zu mir selbst: O, arme Fiammetta! elender als je ein Weib es war, sieh, nun ist er da der letzte Tag deines Lebens; denn sobald du dich von dem Gipfel deines Palastes herabgeworfen hast, und die Seele aus dem zerschmetterten Körper gewichen ist, werden all deine Thränen, Seufzer, Angst und Wünsche ein Ende haben und ein Augenblick dich und deinen Panfilo von dem Gelübde der Treue entbinden. Heute noch wird die Kriegsfahne der Liebe, zu der du geschworen, deinen Körper mit schimpflichen Wunden bedecken, aber auch heute noch wird dein Geist den Geliebten sehen. Heute wirst du erfahren, für wen er dich verlassen, noch heute wirst du ihn zwingen, Erbarmen mit dir zu haben. Heute wird die Ausübung deiner Rache

an deiner tödtlichen Feindin beginnen. Ihr aber, o Götter! wenn ihr in unsterblicher Brust noch einiges Mitleid hegt, o, so seid huldreich gegen meine letzten Bitten, und gebt, daß in den Augen der Welt keine Schmach meinen Tod treffe, und wenn irgend eine Schuld auf mir lastet, so nehmt auch meine freiwillige Büßung gnädig an. Vergönnt mir zu sterben mit dem Geheimniß meiner Liebe, vergönnt mir den Trost, daß ich ohne Schande zu den Todten hinabgehen dürfe! Gebt auch, daß mein theurer Gatte mit Geduld meinen Tod ertragen möge! Ach! hätte ich seine Liebe so getreu bewahrt, wie ich gesollt, so könnte ich noch lange ohne solche Bitten an euch in Freuden leben. Aber als ein Weib wußte ich das empfangene Gute nicht zu würdigen, und gleich den andern, habe auch ich das Schlechtere gewählt und gebe mir nun selbst diesen Lohn dafür. O Atropos! du, die mit unfehlbarem Streich jedes irdische Leben durchschneidet, dich flehe ich demüthigst an, leite mit deiner Hand den fallenden Körper und laß die geängstete Seele schnell aus dem Gespinnst deiner Schwester Lachesis entfliehen. Und dich, o Minos! welcher die Seele empfangen wird, dich flehe ich um der Liebe willen, die dich selbst einst entflammte, um meines Blutes willen, welches ich dir jetzt willig darbiete, leite sie gütig an den Ort, welchen deine Nachsicht ihr bestimmte, und bereite ihr keine so strenge Buße, daß die vorigen Leiden leicht dagegen geachtet werden müßten! So redete ich leise mit mir selbst, als im nämlichen Augenblicke Tysiphone mit schrecklichem Antlitz und drohendem unverständlichem Gemurmel vor meine Augen trat und mich mit der Vorstellung weit größerer Qualen, als die erlittenen, ängstete. Bald aber sprach die Furie mit deutlicherem Tone die Worte: Nichts kann schwer sein, was nur einmal empfunden wird, und entzündete mit diesen Worten die Seele mit einem noch brennenderen Verlangen nach dem Tode. Und

da ich sah, daß die alte Amme immer nicht von dannen wich und da ich befürchtete, daß ein zu langes Zögern meinen Vorsatz verrathen, oder ein Zufall die Ausführung verhindern könnte, so breitete ich meine Arme über mein Lager, und es gleichsam mit zärtlicher Umarmung zum letztenmal an mein Herz drückend, sagte ich weinend:

„O Lager! du müssest im Schutze der Götter bleiben, und ich rufe sie an, daß sie dich deiner künftigen Besitzerin freudenvoller werden lassen, als du mir es gewesen!" Und als ich jetzt die Blicke in dem Gemache, das ich nie wieder zu sehen hoffte, umherwarf, entschwand mir, von plötzlichem Schmerze ergriffen, das Licht, und zagend, von unbekanntem Entsetzen zusammengepreßt, wollte ich mich erheben, aber die bebenden Glieder versagten mir ihren Dienst und dreimal sank ich wieder auf das Angesicht nieder. Und tief in mir fühlte ich heftigen, wilden Kampf entstehen zwischen der entbrannten Seele und den furchtsamen Lebensgeistern, welche die Fliehende mit Gewalt zurückhalten wollten. Aber die Seele siegte, sie verbannte die kalte Furcht aus meinem Innern, entzündete den brennenden Schmerz und gab mir die Kräfte zurück. Die Farbe des Todes schon auf dem bleichen Angesichte, riß ich mich ungestüm empor, und gleich dem gewaltigen Stier, der, bereits vom tödtlichen Streiche getroffen, wüthend bald hier, bald dorthin läuft, sprang ich vom Lager auf den Boden. Das Bild Tysiphonens schwebte vor meinem Blick, und meiner nicht mehr mächtig, eilte ich der Furie nach, die mich nach den Stufen hinzog, welche zu dem höchsten Gipfel meines Hauses führten. Schon hatte ich mein trauriges Gemach verlassen und schaute heftig weinend mit verstörten Blicken in allen Theilen des Hauses umher, indeß ich mit schwacher gebrochener Stimme sagte: O Wohnung, die du mir so unglücklich warst, mögest du auf immer erhalten werden, und meinem Geliebten, wenn

er zurückkehrt, Kunde von meinem Fall geben! Und du, geliebter Gatte, tröste dich, und suche dir künftig auf's Neue eine weisere Fiammetta! Ihr theuern Schwestern, ihr Verwandte, und all ihr andere Freundinnen und Gespielen, ihr treuen Dienerinnen, ihr Alle sollt im Schutze der Götter bleiben! So strebten alle meine Worte und Handlungen zu einem traurigen Ziele hin, indeß die alte Amme, anfangs von Allem, was sie hörte und sah, wie von einem schweren angstvollen Traume gelähmt, plötzlich erwachte, die Spindel wegwarf, ihre altersschweren Glieder erhob, und mit lautem Geschrei mir, so gut sie konnte, zu folgen anfing. Mit lauter, heftiger Stimme rief sie mir zu: „Ach, Töchterchen, wohin läufst du? welche Furie jagt dich? sind das die Früchte des Trostes, welche, wie du sagst, meine Reden in deiner Brust erweckt haben? Wo eilst du hin? erwarte mich!" Hierauf schrie sie mit noch heftigerer Stimme:

„Ihr Leute, kommt herbei, ergreift die wahnsinnige Frau und thut ihrer Wuth Einhalt!" Doch all ihr Lärmen war vergeblich, mehr aber noch ihr schwerfälliger Lauf. Mir schien, als wären mir Flügel gewachsen, und schneller als der Wind eilte ich meinem Tode entgegen. Aber unerwartete Zufälle, welche so oft den guten wie den bösen Vorsätzen in den Weg treten, wurden die Ursache, daß ich noch unter den Lebenden bin; denn die langen Gewänder, welche ich trug, waren meinem Vorhaben entgegen, zwar konnten sie mich in meinem fliegenden Laufe nicht zurückhalten, aber sie verwickelten sich, ich weiß nicht wie, in ein zackig hervorragendes Holz und hemmten meine wilde Eile dergestalt, daß auch die heftigste Anstrengung mich nicht befreien konnte. Und so erreichte mich die Alte, während ich heftig bemüht war, mich loszuwinden. Ich aber schrie ihr, wie ich mich erinnere, mit brennendem Angesichte und lauter Stimme zu:

„O! unglückselige Alte, fliehe von hier, wenn dir dein Leben lieb ist! Du glaubst mir zu helfen und schadest mir. Laß mich das Todtenopfer vollbringen, jetzt, da ich fest dazu entschlossen bin. Denn wisse, daß der, welcher einen, der sich so heftig nach dem Tode sehnt, am Sterben hindert, nichts anderes thut, als ihn selbst morden. Du glaubst mich vom Tode zu retten, und wirst meine Mörderin, denn du gibst mir mit dem Leben nur tausendfachen Tod."

So schrie ich laut, indeß mein Herz vor Zorn pochte und meine Hände durch die wilde Hast, mit der sie mich befreien wollten, sich nur noch fester verwickelten. Da ich mich nun auf keine Weise losmachen konnte und die Amme noch immer aus allen Kräften schrie, so ward ich endlich zurückgehalten. Doch hätte ihre Kraft nichts über mich vermocht, wenn nicht inzwischen die jungen Dienerinnen auf ihr Geschrei von allen Seiten herbeigelaufen wären und mich festgehalten hätten. Doch suchte ich mich auch aus ihren Händen mit der höchsten Anstrengung zu befreien; endlich aber überwand mich ihre Ueberzahl, und sie brachten mich, auf's Höchste abgemattet, in das Zimmer zurück, das ich nie wieder zu sehen geglaubt hatte. Ach, wie oft rief ich ihnen jammernd zu:

„O, ihr schändlichen Dienerinnen, wie könnt ihr es wagen, so gewaltsam mit eurer Gebieterin zu verfahren? Welche Furie hat euch Elende verblendet? und du, verfluchte Ernährerin dieses elenden Leibes, an dem künftig alle Leiden sich erschöpfen werden, weil du dich meinem letzten Wunsche widersetzt hast, weißt du noch nicht, daß es mir eine weit größere Gunst wäre, zum Tode, als zum Leben verdammt zu sein? Laß mich denn, wenn du mich liebst, wie ich glaube, meinen traurigen Vorsatz vollziehen, und über mich selbst nach meinem Sinne verfügen; und wenn du so mitleidig bist, wie du dich zeigst, so wende dein Mitleid an, den zweifelhaften Ruf zu retten, welcher

mir nachfolgen wird. Denn in dem, was du jetzt beginnst, ist doch all deine Mühe verloren. Wähnst du, du könnest des Eisens spitzigen Zahn zerbrechen, wornach ich verlange, oder die traurige Schnur, die tödtlichen Kräuter, das Feuer aus der Welt verbannen? Was nützt nun all deine Sorge? sie verlängert noch eine kurze Zeit mein gequältes Leben, und gesellt vielleicht zu meinem verzögerten Tod, der jetzt ohne Schmach vorübergegangen wäre, Beschimpfung. Du, Elende, kannst mit all deiner Aufsicht mir den Tod nicht rauben, denn er ist an allen Orten und in allen Dingen verborgen; ja, in den Quellen des Lebens selbst ist er schon gefunden worden. So laß mich denn jetzt sterben, ehe ich, noch gequälter als ich bin, den Tod mit noch mehr Seelenpein von dir fordere."

Während ich im höchsten Jammer diese Worte sprach, blieben meine Hände nicht müßig. Mit wilder Wuth faßte ich bald die eine, bald die andere der Dienerinnen, riß hier die Flechten von dem Haupte der einen, zerkratzte dort das Angesicht der andern, daß ihr Blut in Strömen herabfloß. Ja, einer dritten riß ich selbst das armselige Gewand von den Schultern. Aber ach! weder die alte Amme, noch die gemißhandelten Dienerinnen erwiederten mir nur ein einziges Wort, sondern erfüllten weinend gegen mich ihre traurigen Pflichten. Jetzt bemühte ich mich, sie durch sanfte Worte zu verführen; aber da auch diese nichts fruchteten, begann ich mit lauter Stimme zu schreien: „O, ihr ruchlosen Hände, die ihr zur Vollbringung jegliches Bösen geschickt seid, ihr habt einst meine Schönheit gepflegt, und durch eure verderbliche Sorgfalt ward ich so, daß ich ihm, den ich über Alles liebe, begehrenswerth schien. Da nun euer Dienst so viel Unheil über mich gebracht hat, so wendet zum Lohn eure gottlose Grausamkeit gegen den eigenen Leib, zerfleischt, öffnet ihn und reißt in Strömen von Blut die wilde, unbezwingliche Seele heraus. Nehmt das

Herz, von blinder Liebe verwundet, und wenn fremde Waffen euch versagt sind, so zerreißt es, als die vornehmste Ursache aller Schmerzen, ohne Schonung mit euren Nägeln!" So bedrohte ich mich mit den Uebeln, die ich wünschte, und gebot den bereitwilligen Händen die Ausübung derselben; aber die aufmerksamen, schnellen Dienerinnen verhinderten mich daran, indem sie mir die Hände mit Zwang festhielten. Und die tiefbetrübte Amme rief mit klagender Stimme aus: „O theure Tochter, bei dieser unglückseligen Brust, die dir die erste Nahrung reichte, beschwöre ich dich, jetzt mit demüthigem Geiste einige Worte von mir zu hören! Ich will mich bemühen, dir nichts zu sagen, was dich schmerzen könnte, sondern nur das, wodurch du in den Stand gesetzt wirst, vielleicht den gerechten Zorn, der dich mit solcher Wuth entflammt, von dir zu bannen, ihn durch die Zeit zu brechen, oder ihn mit ergebenem Gemüthe willig zu ertragen. Nur das, was Ehre und Leben dir wiedergeben wird, will ich dir in dein verstörtes Andenken zurückrufen. Dir, einer durch so viele Tugenden berühmten Frau, geziemt es nicht, dem Schmerz zu unterliegen. Es ist keine Tugend, den Tod zu begehren und das Leben zu fürchten, gleich dir, aber die höchste Tugend ist es, den Uebeln kühnen Widerstand zu leisten und nicht vor ihnen zu fliehen. Wer so wie du sein günstiges Schicksal zerstört und die Güter des Lebens von sich wirft, ich weiß nicht, welche Wollust der darin finden kann, den Tod zu suchen und das Leben zu fürchten. Beides ist die Gesinnung des Feigen. Wenn du also das höchste Elend begehrest, mußt du den Tod nicht suchen, da ja er der letzte Befreier von allem Uebel ist. Verbanne diese Naserei aus deinem Gemüth, durch welche du zu gleicher Zeit den Geliebten zu besitzen und zu verlieren suchst. Glaubst du ihn wieder zu finden, wenn du dich selbst verloren hast?" Auf dieses Alles antwortete ich nichts. Ein dumpfes Gerücht dieses

Vorfalls hatte sich aber inzwischen durch den Palast und dessen Umgebung verbreitet; und wie bei dem Geheul eines Wolfes sich alle Umstehenden in einen Haufen zusammenzudrängen pflegen, so liefen die Diener von allen Seiten herbei, und fragten erschrocken, was dies zu bedeuten habe. Aber schon hatte ich allen Denen, die darum wußten, streng verboten, die Wahrheit zu sagen, und mit einer Lüge, die den schauderhaften Vorfall verhüllen mußte, wurden Alle befriedigt. Mein theurer Gatte eilte herbei; es eilten herbei die Schwestern, die geliebten Verwandten und Freunde; und ich, die Verbrecherin, ward von Allen, durch gleiche Erfindung betrogen, mit frommem Mitleid betrachtet. Ein Jeder war mit vielen Thränen bemüht, mir mein trauriges Leben wieder zurückzurufen und dann mich zu trösten. Ach, es geschah auch, daß Einige mich von irgend einer Furie besessen glaubten, und mich wie eine Rasende streng bewachten. Aber Andere, frömmeren Sinnes, erwogen meine Sanftmuth und glaubten wie es wirklich war, daß irgend ein geheimer Schmerz mich quäle; sie spotteten über die Behauptungen der Ersten und bemitleideten mich. Auf solche Weise brachte ich, von Vielen besucht, und in großer Geistesdumpfheit unter der schonenden Aufsicht der weisen Amme, meine Tage schweigend hin.

Kein Schmerz ist so glühend und heftig, der nicht endlich durch die Zeit gekühlt würde, und so fand auch ich nach einigen bewußtlosen Tagen mich selber wieder, und fühlte lebhaft, wie wahr die Worte der erfahrenen Amme waren. Mit bittern Thränen beweinte ich meine vergangene Thorheit. Aber obgleich meine Raserei sich mit der Zeit verlor, so blieb doch meine Liebe stets dieselbe; auch verließ mich nie die gewohnte Schwermuth nebst den andern traurigen Empfindungen, und unaussprechlich betrübte es mich, um einer Andern willen verlassen zu sein. Oft ging ich mit der verschwiegenen Amme

heimlich zu Rath, um irgend ein Mittel zu finden, wie ich den Geliebten wieder gewinnen könnte. Zuweilen schien es uns gut, ihm durch Briefe eine getreue, rührende Schilderung meiner traurigen Lage zu geben; ein andermal aber hielten wir es für weit wirksamer, ihm durch einen klugen Boten mit den lebendigeren Farben mündlicher Rede meine Martern schildern zu lassen. Und so alt auch die Amme war, und so gefährlich und weit der Weg, war sie doch gerne bereit, für mich die Reise zu unternehmen. Doch wenn wir genauer überlegten, sahen wir das Mißliche unserer Entwürfe ein. Denn die Briefe, so rührend sie auch sprechen mochten, konnten von uns nicht wirksam genug geachtet werden, um eine gegenwärtige und neue Leidenschaft zu verdrängen, und wir mußten sie deßhalb für vergeblich halten. Wollte ich andererseits die Amme hinsenden, so erkannte ich klar, daß sie nicht lebend zu ihm gelangen könnte; ebenso unmöglich schien es mir, mich jemanden Anderem anzuvertrauen; und so blieben unsere Anschläge fruchtlos. Nur ein Mittel schien mir noch übrig, den Geliebten jemals wieder zu gewinnen: nämlich selbst zu ihm zu reisen. Wie dies zu bewerkstelligen sei, dazu liefen mancherlei Anschläge durch meinen Kopf, welche zuletzt durch sehr triftige Gründe alle wiederum von der Amme widerlegt wurden. Lange nährte sich mein Geist mit dem Gedanken, mit irgend einer treuen Gefährtin, als Pilger verkleidet, nach seinem Lande zu wallfahrten. Aber so möglich mir auch die Ausführung schien, so erkannte ich doch die große Gefahr, die damit für meine Ehre verbunden war, weil ich wußte, wie schimpflich oft wandernde Pilgerinnen, an denen nur einige Schönheit sichtbar ist, unterwegs von Verworfenen behandelt werden; und überdies sah ich nicht ein, wie ich ohne meinen Gatten, dem ich mich so sehr verpflichtet fühlte, oder ohne seine Genehmigung, die ich doch niemals zu erhalten hoffen durfte, solche Reise

unternehmen könnte. Deßhalb verwarf ich auch diesen Gedanken bald als unausführbar und fühlte plötzlich einen neuen nicht minder feinen Plan in mir entstehen, und gewiß würde ich diesen bereits ausgeführt haben, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniß mich davon abgehalten hätte; doch hoffe ich, wenn ich am Leben bleibe, ihn noch künftig auszuführen. Ich gab nämlich vor, während meiner vorhin beschriebenen Leiden, im Fall mich Gott davon befreien würde, ein Gelübde gethan zu haben, dessen Erfüllung mich ganz natürlich durch das Land, wo mein Geliebter wohnt, geführt haben würde. Und war ich einmal dort, so konnte mir ja die Gelegenheit nicht fehlen, ihn zu sehen, und dann nicht mehr an das zu denken, was ich ursprünglich als Zweck meiner Reise angegeben hatte. Ich entdeckte meinem Gatten mein Vorhaben, und er willigte mit Freuden in meine Bitte; nur verlangte er, daß ich eine schickliche Zeit zur Vollziehung meines vorgeblichen Gelübdes abwarten sollte. Höchst schmerzlich war mir dieser Verzug, und immer fürchtete ich, daß er mir verderblich sein möchte. Deßhalb sann ich noch stets auf andere Anschläge, die ich jedoch bald alle wieder verwarf, und nur in geheimen Zauberkünsten glaubte ich noch eine Zuflucht für mich zu finden. Deßhalb, um jener furchtbaren Geister gewiß zu werden, hielt ich mit mehreren Personen, die sich solcher Künste rühmten, öftere Zusammenkünfte. Einige derselben versprachen mir meine Reise schnell zu fördern; andere des Geliebten Herz von jeder fremden Liebe zu heilen, und noch andere, mir meine ehemalige Freiheit wieder zu geben; aber wenn ich bis zur Wirkung gelangen wollte, so fand ich sie weit mehr mit Worten, als mit Thaten ausgerüstet. So ward ich mehr als einmal in meiner Hoffnung von ihnen betrogen und irre geführt; bis ich es zuletzt doch für das Beste hielt, nicht mehr an diese Dinge zu denken, sondern die Zeit zu erwarten, welche mein Gemahl zur Erfüllung meines vorgeblichen Gelübdes festgesetzt hatte.

Sechstes Kapitel,

in welchem die Dame Fiammetta erzählt, wie Einer, Panfilo genannt, aber nicht der ihrige, an den Ort ihres Aufenthaltes gekommen sei, und sie, von dieser Nachricht getäuscht, sich einer eitlen Freude hingegeben habe, bis sie zuletzt, von ihrem Irrthum überführt, in die vorige Traurigkeit zurückgefallen sei.

Ungeachtet meiner Hoffnung auf die künftige Reise dauerte mein ängstlicher Zustand doch immer fort. Und der Himmel, in seiner ewigen Bewegung die Sonne herauf und hernieder führend, zog einen Tag nach dem andern herbei, und jeder fand mich ungeschwächt in Liebe und Sorge und innig an der Hoffnung festhaltend. Schon trat die Sonne in das Zeichen des Stiers, die Tage kämpften mit den Nächten um ihr Eigenthum, und wuchsen von ihrer kleinsten Länge schnell zu der größesten an. Mit blumenbeladenen Schwingen eilte Zephir herbei und besänftigte mit lindem friedlichem Hauche des Boreas Ungestüm; die dunkeln Tage wies er in die kalten Regionen zurück, nahm von den Gipfeln der Berge den blendenden Schnee, und über die vom milden Regen getränkten und erfrischten Wiesen breitete er von Neuem seinen schönen Teppich von Blumen und Kräutern; alle Bäume, die der Winter in trauriges Grau gehüllt hatte, bedeckten sich von allen Seiten wiederum mit ihren grünen Kleidern. Schon spendete der fröhliche Frühling allenthalben seine lieblichen Reichthümer und die Erde, mit tausend bunten Blumen, Violen und Rosen gleichsam gestirnt, stritt mit dem achten Himmel um Schönheit, und auf allen Wiesen lachte Narzissus. Dryope und die unglücklichen Schwestern des Phaeton zerrissen ihr armseliges Winterkleid und bezeigten sich freudig. Von allen Seiten hörte man die süßen Stimmen fröhlicher Vögel, und vergnügt eilte Ceres

mit ihren Früchten in die offenen Felder. Auch Amor kam und schoß seine Pfeile nun doppelt feurig in die fröhlichen Gemüther. Von ihm verwundet, bemühten sich Männer und Frauen, jedes nach seiner Art geschmückt, dem geliebten Gegenstande zu gefallen. Von frohen Festen tönte jede Gegend unserer Stadt, die reicher an solchen Ergötzungen ist, als jemals das hohe Rom es war; und die Theater, von Gesängen und Lust erfüllt, luden jeden Liebenden zu süßer Fröhlichkeit ein. Die männliche Jugend belustigte sich auf schnellen Rossen in glänzenden Spielen; bald übten sie sich, von schallender Musik begleitet, in den Waffen; bald zeigten sie mit Meisterhand, wie die muthigen Rosse mit weiß beschäumtem Gebiß leicht regiert werden müssen. Die jungen Frauen, erfreut über solches Schauspiel, mit Kränzen von frischem Grün reizend geschmückt, zeigten sich ihren Geliebten bald auf dem hohen Balkon, bald an der niedern Thüre; bald durch ein neues Geschenk, bald durch Blicke und Worte gab jede dem Geliebten Versicherung ihrer Liebe. Nur ich allein verweilte, einer Einsiedlerin gleich, einsam an einsamen Orten; nur ich allein, durch die getäuschte Hoffnung auf diese fröhliche Zeit verwundet, empfand Verdruß und Trauer. Kein Frühling konnte mich erfreuen, kein Fest mir gefallen, kein Gedanke, keine Worte mich trösten. Meine Hand berührte keinen grünen Zweig, keine Blume, oder was sonst erfreuen mag, und mein Auge haftete auf keinem Gegenstande mit frohem Blick. Ja, neidisch geworden, schmerzte mich sogar der Andern Freude, und sehnsüchtig wünschte ich, daß alle Frauen von der Liebe und vom Glück so behandelt werden möchten wie ich. Ach, wie erquickend war es mir, wenn ich von jüngst geschehenen Unfällen und Leiden zweier Liebenden erzählen hörte! Aber während ich durch den Willen der Götter in dieser trostlosen Stimmung blieb, nahm das trügerische Glück, das zuweilen, um die Unglücklichen noch tiefer zu ver-

wunden, sich ihnen mitten in ihrem Elend auf einmal, gleichsam mit lachendem Antlitz, zeigt, eine andere Gestalt gegen mich an. Doch die Unglücklichen, wenn sie ihm vertrauen, sinken nach kurzer Fröhlichkeit nur in desto größeres Elend hinab. Schon waren für jeden Monat, welchen der ungetreue Geliebte auszubleiben versprochen hatte, mehr als vier verflossen, als eines Tages, da ich der gewohnten Trauer nachhing, die alte Amme mit schnellerem Schritte, als ihrem Alter eigen war, das Angesicht mit Schweiß bedeckt, in mein Gemach trat. Sie sank auf einen Sitz nieder, die Brust schlug ihr heftig und mit freudeleuchtenden Augen versuchte sie mehrmals zu reden. Aber der ängstlich pochende Puls riß jedes Wort, so oft sie zu sprechen begann, unvollendet entzwei. Ich aber rief im höchsten Erstaunen: „O, theure Amme, sprich, welche Angst hat dich also überfallen? was ist es, das du mit solcher Eile zu sagen wünschest, daß der heftige Wunsch selbst die Ausführung dir hindert? Sprich! ist es freudig oder schmerzhaft? muß ich mich bereiten, zu fliehen oder zu sterben, oder was soll ich thun? Ich weiß nicht wie und warum dein Gesicht mich mit neuer Hoffnung belebt. Aber die lange Gewohnheit, zu leiden, zwingt mich, dennoch das Schlimmere zu fürchten, denn die Unglücklichen fürchten immer. So sage nun bald, und halte mich nicht länger in Zweifel, was hat deine Schritte so beflügelt? Sage, ob der Gott der Freude oder eine Furie der Hölle dich getrieben hat?“ Hier unterbrach die Alte, kaum wieder im Stande, Luft zu schöpfen, meine Rede und sagte frohlockend: „O, süßes Töchterchen, freue dich, nichts Furchtbares habe ich dir zu sagen; verscheuche allen Schmerz und rufe die verlorene Fröhlichkeit zurück; dein Geliebter kehrt wieder!“ Dieses Wort drang in mein Herz und entzündete es mit schneller Freudigkeit; meine Augen leuchteten vor Lust, aber die gewohnte Traurigkeit trübte sie schnell wieder; mit

bitterem Zweifel und mit Thränen sagte ich: „O theure Amme, bei deinem ehrwürdigen Alter, bei deinen müden Gliedern, welche bald der ewigen Ruhe begehren, beschwöre ich dich, nicht meines Elends zu spotten. Eher werden die Flüsse zu ihren Quellen zurückkehren, eher Hesperus am klaren Mittag leuchten, und Phöbe mit ihres Bruders Glanz die Nacht erhellen, als der Undankbare zurückkehren wird. Wer weiß nicht, daß er sich jetzt in dieser fröhlichen Zeit mit einer andern Frau ergötzt, und sie mehr als jemals liebt? Zu ihr würde er zurückkehren, er möchte sein wo er wollte, nicht aber sie verlassen, um hieher zu kommen." Hier fuhr die Amme schnell fort: „O Fiammetta, mögen die Götter die Seele dieses alten Körpers zu sich aufnehmen, wenn deine alte Amme dir Lügen redet! Mit nichten geziemt es meinem Alter, irgend Jemandes auf solche Art zu spotten, am wenigsten aber deiner, die ich über Alles liebe." — „Wie aber, sagte ich, ist diese Nachricht zu deinen Ohren gekommen, woher weißt du sie? Sage es mir schnell, damit, wenn sie mir wahrscheinlich dünkt, ich mich ohne Verzug der fröhlichen Neuigkeit erfreue." Ich stand auf und trat mit schon froherem Herzen zu der Alten, als diese sagte: „Mit den Sorgen der Haushaltung beschäftigt, ging ich diesen Morgen an die Meeresufer, und als ich meine Aufträge vollzog und mit langsamem Schritt, den Rücken gegen das Meer gewandt, meine Geschäfte besorgte, rannte ein junger Mensch, der, wie ich nachher sah, aus einer Barke gesprungen war, durch die Heftigkeit des Sprungs sehr hart gegen mich. Da ich nun im höchsten Zorn gegen ihn alle Götter anrief, und mich über die empfangene Beleidigung beklagte, bat er mich mit demüthigen Worten, ihm zu verzeihen. Ich sah ihn an, und da ich aus seinem Gesichte und Anzuge ihn für einen Bewohner aus dem Lande deines Panfilo erkannte, fragte ich ihn: Jüngling, so Gott dir helfe, sage mir, kommst du aus fernen Landen? Ja,

Frau, antwortete er. Da sagte ich: woher kommst du, wenn es erlaubt ist, zu fragen? Er erwiederte, aus der Gegend von Etrurien, und zwar aus der vornehmsten Stadt des Landes, die meine Vaterstadt ist. Wie ich dies hörte und nun wußte, daß er ein Landsmann deines Panfilo sei, fragte ich, ob er diesen kenne und wie es ihm gehe, er bejahte es mir, erzählte mir viel Gutes von ihm und sagte mir noch überdies, Panfilo würde mit ihm gekommen sein, wenn nicht eine kleine Verhinderung ihn zurückgehalten hätte; aber ohne allen Zweifel würde er in wenigen Tagen hier sein. Während wir dieses zusammen gesprochen hatten, waren die Gefährten des jungen Mannes mit ihrem Gepäck gleichfalls ans Land gestiegen und er ging mit ihnen hinweg. Ich aber ließ alles Andere stehen und bin, so schnell ich konnte, und kaum glaubte ich noch so viel Athem zu haben, um es dir sagen zu können, hieher geeilt. Und darum sei nun fröhlich und verbanne deine Traurigkeit. Hier nahm ich sie mit freudetrunkenem Herzen in meine Arme, küßte ihre alte gefurchte Stirne, beschwor sie mit zweifelnder Seele mehr als einmal, und fragte immer wieder von Neuem, ob diese Nachricht wahr sei, heftig wünschend, daß sie mir nicht das Gegentheil sagen möchte, und doch zweifelnd, ob sie mich nicht betrüge. Als sie mich aber durch mehrere Schwüre der Wahrheit ihrer Aussage versichert hatte, obgleich das Ja und Nein noch immer in meinem Kopfe hin und her schwankte, begann ich, nun froh, mit folgenden Worten den Göttern zu danken:

„O höchster Jupiter, du erhabenster Beherrscher des Himmels! o leuchtender Apoll, dessen Auge nichts verborgen ist! o liebreizende Venus, die du huldreich deiner Unterthanen dich erbarmst! und du heiliges Kind, das die geliebten Pfeile versendet, seid mir gepriesen! Wahrhaftig, wer in seiner Hoffnung auf euch beharret, kann nicht untergehen! Ich erkenne,

daß durch eure Gnade allein, nicht um meiner Verdienste willen, mein Geliebter zurückkehrt. O, wie will ich nun eure Altäre, die bis jetzt von meinen Bitten bestürmt und mit bittern Thränen gebadet worden sind, mit Weihrauch und gefälligen Gaben hoch ehren! Und dir, o Glücksgöttin, die mit meinen Qualen Mitleid gehabt hat, dir will ich nun das verheißene Bildniß, ein Zeugniß deiner Wohlthaten, darbringen! Euch alle bitte ich, mit all der Demuth und Andacht, welche euch mir noch geneigter machen kann, daß ihr jeden möglichen Zufall abwendet, welcher die beabsichtigte Rückkehr meines Panfilo hindern könnte, und mir ihn so gesund und wohl, wie er nur jemals war, bald in meine Arme sendet."

Nachdem ich diese Gebete geendet hatte, begann ich frohlockend, gleich dem Vogel, der seinem Kerker entschlüpft und freudig mit den Flügeln schlägt, folgende Worte: „O du mein liebendes, lange durch Leiden entkräftetes Herz, nun laß die ängstlichen Sorgen, weil der theure Geliebte deiner gedenkt und zurückkehrt, wie er versprochen hat! Fliehe nun den Schmerz, die Furcht, die ängstliche Scheu, welche das Unglück begleiten; vergiß die vergangenen Kränkungen des Glücks, jage die Trauernebel früherer Schmerzen und jeden Schein der Unglückszeit von dir, und wende dich ganz erneut mit fröhlichem Gemüth zu dem gegenwärtigen Gut! Und die vorige Fiammetta mit dem heitern Sinne müsse nun auch allenthalben wieder im Aeußern sich kund thun!" Während ich diese jubelnden Worte zu mir sprach, ergriff ein Zweifel mein Herz, und ich weiß nicht, woher und wie mich ein plötzliches Ermatten ganz übermannte, daß der schon zur Freude geneigte Wille schnell entwich und ich mitten in meiner Rede inne hielt. Ach, daß ein Wahn vorzüglich den Unglücklichen eigen ist, der nämlich, niemals an frohe Ereignisse glauben zu können! Ihr lange trauerndes Herz gibt sich, wenn auch endlich das versöhnte

Glück zurückkehrt, nur schwach und wider Willen der Freude hin, und gleichsam träumend handeln sie, als wäre es dennoch nicht so, und ergreifen das Glück nur kraftlos. Ganz erstaunt über diese Regung, fragte ich mich selbst: „Wer hält mich denn zurück und verbietet mir die schon begonnene Fröhlichkeit? Kehrt mein Panfilo nicht wieder? Ohne allen Zweifel! Was zwingt mich denn zu Thränen? Nichts auf der Welt gibt mir ja jetzt Ursache zur Traurigkeit. Was hält mich denn nun ab, mich mit frischen Blumen und reichen Gewändern zu schmücken? Ach, ich weiß es nicht! Es ist mir verboten, mich zu freuen, und ich weiß nicht von wem.“ So stand ich, mir selbst entrückt, zwischen meinen Täuschungen; wider meinen Willen fielen Thränen aus meinen Augen, und mitten unter meinen Freudenhymnen kehrte mir die gewohnte Trauer wieder. Die lange trauernde Brust liebt zuletzt die ihr vertrauten Thränen! Es war, als wenn meine Seele, die Zukunft errathend, durch Thränen ein sichtbares Zeichen von dem, was geschehen sollte, geben wollte, und jetzt erkenne ich, wie oft den Schiffenden ein furchtbares Ungewitter bereitet wird, wenn sie bei dem stillsten Wetter unbesorgt durch die sanft schwellenden Wogen steuern. Ich aber strebte, meine traurige Ahnung zu besiegen, und sagte: „O Unselige, was für Ahnungen und Sorgen erschaffst du dir jetzt ohne Noth? Nimm mit gläubigem Gemüth das kommende Gute auf; was gewinnst du dabei, das Schlimme zu besorgen, wenn du das Glück hoffen kannst?“

Mit solchen Gründen suchte ich, so gut ich konnte, die traurigen Gedanken zu vertreiben, und mein Herz der schon begonnenen Freude ganz hinzugeben. Ich bat nun meine theure Amme, die Rückkehr des Geliebten auf das Sorgsamste zu erforschen, und fing an, meine Trauerkleider in Freudenkleider zu verwandeln, und für mich selbst Sorge zu tragen, damit mein verstörtes trauriges Aussehen nicht dem Zurückgekehrten

widerlich sein möchte. Und bald begann das bleiche Gesicht seine verlorene Farbe wieder zu gewinnen, und die ehemalige Frische und Fülle desselben kehrte zurück. Die Thränen verschwanden und mit ihnen der tiefe Purpurkreis, der rings meine Augen umschattete. Die Augen, welche ihre rechte Stelle nun wieder einnahmen, glänzten mit vollem Lichte, und die vom Weinen rauh gewordenen Wangen erhielten ihre vorige Zartheit und Fülle wieder. Mit der frühern Anmuth ringelten meine Locken sich wieder um mein Haupt, obgleich sie sich so schnell nicht wieder in Gold verwandeln konnten. Und all die werthen, köstlichen Gewänder, die so lange ungebraucht geblieben waren, verherrlichten nun ihre Gebieterin. Genug, ich erneute mich selbst und Alles, was mir gehörte, und nahm gleichsam meine erste Schönheit und Umgebung wieder an, so daß auch die benachbarten Frauen, die Verwandten und der theure Gatte darüber erstaunten und unter einander sagten: Welche höhere Eingebung hat von dieser Frau die lange Traurigkeit und Schwermuth hinweggenommen? Wie ist nun das verschwunden, was bis dahin allen Bitten und Tröstungen nicht weichen wollte? Wohl ist das mit Recht ein großes wunderbares Ereigniß zu nennen! Bei aller Verwunderung aber waren sie höchst erfreut darüber. Mein ganzes Haus, das wegen meines schweren Grams so lange öde und traurig gewesen war, kehrte mit mir zur Fröhlichkeit zurück, und so wie mein Herz sich verwandelt hatte, schienen auch alle Dinge um mich her von Neuem die Farbe der Freude zu tragen. Die Tage, welche durch die Hoffnung auf des Geliebten nahe Rückkehr mir weit länger erschienen, als gewöhnlich, gingen mir mit unerträglich langsamem Schritte vorüber; die ersten Tage nach unserer Trennung waren nicht öfter von mir gezählt worden, als diese. Wenn ich jetzt zuweilen, in mich selbst versenkt, der vorigen Trauer und schwermüthigen Gedanken gedachte, so tadelte ich mich

hart darüber, und sagte: „O, wie habe ich in der vergangenen Zeit von dem theuren Geliebten gedacht und sein Verweilen so lieblos verdammt! Wie thöricht habe ich denen vertraut, die mir sagten, daß er einem andern Weibe als mir angehöre! Verflucht sei ihre Zunge! O Gott, wie können doch Menschen mit so offenem Gesicht Lügen sagen! Aber gewiß, mir hätte es obliegen sollen, alle diese Dinge besser zu überdenken, als ich es gethan habe. Mir geziemte es, die mit so vielen Thränen und mit so großer Liebe versprochene Treue meines Geliebten gegen die leichtsinnigen Reden dieser Leute auf die Wagschale zu legen. Der Eine sah vielleicht in Panfilos Wohnung, worin er keinen andern Mann außer ihm kannte, eine Neuvermählte eingeführt werden, und ohne dabei im Geringsten an die Verliebtheit alter Gecken zu denken, hielt er sie nothwendig für Panfilos Braut, und theilte diese Vermuthung Andern als Gewißheit mit. Der Andere, welcher ihn vielleicht irgend eine schöne Frau freundlich anblicken oder mit ihr sprechen sah, da dieselbe vielleicht doch nur seine Verwandte oder eine tugendhafte Hausgenossin war, hat sie gleichfalls für seine Geliebte gehalten, und ich Thörichte habe sogleich geglaubt, was er mit einfältiger Rede mir für Wahrheit gab. O, hätte ich dieses Alles so wohl bedacht, wie viele Thränen, Seufzer und Schmerzen wären mir fern geblieben! Aber Liebende überlegen freilich nicht! Wie der fremde, wilde Geist uns treibt, so bewegen sich unsere Gemüther. Liebende glauben Alles, denn die Natur der Liebe ist sorglich und voll Furcht. Aus Gewohnheit erwarten sie immer verderbliche Zufälle, und da sie Viel begehren, so glauben sie, daß Alles ihren Wünschen entgegen sein könne, und nur schwach ist ihr Glaube an glückliche Umstände. Ich aber verdiene Entschuldigung, weil ich immer die Götter angefleht habe, daß sie meine eigenen Gedanken Lügen strafen möchten. Sie sind nun erhört, meine Bitten, und er, der Geliebte, wird

nichts von diesem Allem erfahren, und wenn er es auch wüßte, was könnte er sagen, als: sie hat mich über Alles geliebt! Auch muß es ihm lieb sein, meine Qualen und Schmerzen zu kennen, weil sie ihm das wahrhafteste Zeugniß meiner Treue sind, und kaum zweifle ich noch, daß er aus einem andern Grunde seine Rückkehr so lange verschoben hat, als um zu prüfen, ob ich ihn vertrauensvoll und beharrlich erwarten könnte. Nun habe ich ihn standhaft erwartet, und wenn er dies fühlt und bedenkt, mit wie viel Pein, Thränen und Klagen ich es gethan habe, so muß dies seine Liebe noch erhöhen. Aber, o Gott, wann, wann wird er kommen, und ich ihn und er mich sehen? O Gott, der alle Dinge durchschaut, wie werde ich das ungestüme Verlangen, ihn zu umarmen, auch vor Zeugen zügeln können, wann ich ihn zum erstenmale wiedersehen werde? Kaum wird es möglich sein! Wann, o Gott, werde ich ihm, ihn fest in meine Arme schließend, alle die Küsse wieder geben können, die er beim Scheiden meinem bleichen Angesichte unerwiedert aufdrückte. O, jenes Zeichen, ihm nicht Lebewohl sagen zu können, war vorbedeutend, und gütig wollten die Götter mir dadurch seine künftige Rückkehr andeuten! O wann werde ich ihm meine Thränen und meine Schmerzen sagen und von ihm die Ursache seines langen Zögerns hören können? Werde ich wohl leben bis dorthin? Kaum glaube ich es! Ach, daß er bald erschiene dieser Tag, denn jetzt erschreckt mich der Tod, den ich sonst so oft nicht nur herbeigerufen, sondern gesucht habe. Ich bitte ihn jetzt, wenn es möglich ist, daß irgend eine Bitte sein Ohr erreicht, daß er weit von mir und Panfilo weiche, und meine Jugend mich in Freuden mit ihm durchleben lasse!"

Ich trug Sorge, daß kein Tag verging, wo ich nicht von Panfilos Rückkehr neue Kunde erhielt, und oft drang ich in die vertraute Amme, den Jüngling, welcher jene freudige

Nachricht verkündet hatte, wieder aufzusuchen, und sich das Gesagte zu größerer Sicherheit bestätigen zu lassen. Sie that es auch mehr als einmal, und kündigte mir, der fortlaufenden Zeit gemäß, die verheißene Ankunft immer näher und näher an. Ich erwartete ihn nicht allein zur bestimmten Zeit, sondern schon lange vorher bildete ich mir ein, daß er doch gekommen sein könnte. Unzählige Male lief ich bald an mein Fenster, bald an die Thüre hinab, und schaute die lange Straße hin, ob ich ihn kommen sehe, und nie sah ich von weitem einen Mann, daß ich nicht dachte, er könne es sein, und ihn mit unendlichem Verlangen erwartete, bis mich zuletzt seine ganz nahe Gestalt meinen Irrthum erkennen ließ. Dann blieb ich betroffen stehen, bis ein anderer erschien, der mich auf gleiche Art täuschte, und so hielten mich die Vorübergehenden in immerwährender Erwartung und Hoffnung. Wurde ich nun vielleicht ins Innere des Hauses gerufen, oder entfernte ich mich aus irgend einer andern Ursache von dem Fenster, so folterten mich, als würde meine Seele von tausend Bissen wilder Thiere zerrissen, zahllose Gedanken, und ich sagte: Ach, vielleicht geht er jetzt vorüber, oder ist vorübergegangen, während du hier verweilest, kehre zurück! und ich kehrte zurück und fing mein voriges Schauen wieder an, so daß ich die Zeit beinahe mit nichts Anderem hinbrachte, als vom Fenster an die Thüre und von der Thüre an das Fenster zu gehen. Wehe mir Unglücklichen! mit welcher Anstrengung ertrug ich es, von Stunde zu Stunde den zu erwarten, der nie zurückkehren sollte! Als aber nun der Tag gekommen war, an welchem den wiederholten Versicherungen meiner Amme zufolge seine Ankunft bestimmt war, da schmückte ich mich gleich Alkmenen bei dem Gerücht, ihr Amphitryon sei zurückgekehrt, und suchte mit Meisterhand jedem meiner Reize eigenthümliche Schönheit zu verleihen. Kaum konnte ich mir versagen, selbst an das Gestade

des Meeres zu gehen, um ihn desto früher zu sehen, denn dort sollten die Schiffe ankommen, auf welchen er, wie man der Amme fest versichert hatte, sich befinden würde. Nur der Gedanke, daß es gewiß sein Erstes sein würde, zu mir zu eilen, hielt meine heiße Begierde in Schranken. Aber er kam nicht. Eine grenzenlose Bangigkeit ergriff mich und erweckte mitten in meiner Seligkeit Zweifel, die nur schwer von meinen fröhlichen Gedanken überwunden wurden. Nach einiger Zeit sandte ich die alte Amme, um auszukundschaften, was aus ihm geworden sei, ob er gekommen oder nicht? Sie ging, aber, wie mir schien, diesesmal langsamer als je, und tausendmal verwünschte ich deßhalb ihr träges Alter. Doch nur zu bald sah ich sie mit traurigem Gesicht und zögernden Schritten zurückkehren. Ach, bei diesem Anblick schien alles Leben meiner bangen Brust zu entfliehen, denn schnell kam mir der Gedanke, der Geliebte sei todt oder krank mir zurückgekommen. Tausendmal in einem Augenblicke wechselte die Farbe meines Gesichts; ich eilte der zögernden Alten entgegen und rief: Sprich schnell, was für Nachrichten bringst du mir? lebt mein Geliebter? Sie aber beschleunigte ihren Gang nicht und antwortete keine Silbe, sondern schaute mir, als sie sich auf den nächsten Sitz niedergelassen hatte, ernsthaft ins Gesicht. Ich, die, gleich zartem Laube, das der Wind bewegt, schon an allen Gliedern bebte, und kaum die Thränen zurückhalten konnte, ergriff mein Gewand und sagte: Wenn du nicht sogleich sagst, was dein trauriges Gesicht bedeutet, so soll kein Theil meines Gewandes unzerrissen bleiben. Warum schweigst du, wenn du nicht Unglück zu berichten hast? Verhehle es nicht länger, offenbare es, damit ich nicht noch Schlimmeres befürchte. Lebt mein Geliebter? Gespornt durch meine Worte, mit leiser Stimme, den Blick zur Erde gewandt, sagte sie: er lebt. Warum dann, fuhr ich hastig fort, sagst du nicht gleich, was ihm begegnet

ist? Warum erhältst du mich, tausendfach gequält, in meinen Zweifeln? Hält ihn Krankheit zurück, oder welcher Zufall, daß er nicht vom Schiff sogleich hierher eilt, mich zu sehen? Ich weiß nicht, sagte sie, ob seine Gesundheit oder ein anderer Zufall ihn zurückhält. So hast du ihn nicht gesehen, fuhr ich fort, oder ist er vielleicht nicht gekommen? Da erwiederte sie: Wohl habe ich ihn gesehen, und wohl ist er gekommen, aber nicht der, welchen wir erwarten. Und wer, fragte ich, hat dir Gewißheit gegeben, daß der, welcher gekommen ist, nicht mein Geliebter sei? Hast du ihn sonst jemals gesehen oder hast du ihn jetzt mit sicherem klarem Auge betrachtet? In Wahrheit, sagte sie, so viel ich weiß, habe ich diesen niemals gesehen; aber als ich jetzt, von jenem Jünglinge geführt, der mir zuerst von seiner Rückkehr gesagt hatte, zu ihm kam, sagte ihm dieser, daß ich sehr oft nach ihm gefragt habe, und darauf fragte er mich, was ich begehre? Ich antwortete: euer Wohl! und fragte ihn sodann, wie der alte Vater sich befinde, und wie es um seine übrigen Angelegenheiten stünde, auch was die Ursache seines langen Außenbleibens gewesen sei. Er antwortete: seinen Vater habe er nie gekannt, weil er erst nach dessen Tode geboren sei; seine Angelegenheiten stünden, Gott sei Dank, vortrefflich; er sei noch niemals an diesem Orte gewesen, und gedenke auch jetzt nur kurze Zeit hier zu verweilen. Diese Aeußerungen setzten mich in Erstaunen, und zweifelnd, ob ich betrogen sei, begehrte ich seinen Namen zu wissen, den er mir auch ganz treuherzig sagte; und ich hörte ihn nicht so bald, als ich erkannte, daß die große Aehnlichkeit des Namens mich und dich betrogen habe.

Bei Anhörung dieser Worte schwand das Licht vor meinen Augen, alle Lebensgeister entflohen schnell aus Furcht vor dem Tode, und auf die Stufen hinsinkend, wo ich stand, blieb meinem ganzen Wesen kaum noch so viel Kraft, um ein einziges

schmerzhaftes Ach hervorzustöhnen. Die unglückselige Alte und die andern herbeigerufenen Dienerinnen trugen mich weinend wie todt in mein trauriges Zimmer auf mein Lager, suchten hier durch kaltes Wasser die entflohenen Lebensgeister zurückzurufen, und wußten lange nicht, ob sie mich als lebend oder todt betrachten dürften. Als aber die entschwundenen Kräfte zurückkehrten, fragte ich unter vielen Thränen und Seufzern die betrübte Amme noch einmal, ob Alles so sei, wie sie mir gesagt habe. Und da ich bedachte, wie vorsichtig und gewandt Panfilo stets zu sein pflegte, so glaubte ich, er könne sich vielleicht der Amme, die er nie zuvor gesprochen hatte, verläugnet haben; deßhalb bat ich sie, mir das ganze Wesen und Betragen des Mannes, den sie gesprochen hatte, aufs Genaueste zu schildern. Die Amme bekräftigte mir erst durch heilige Schwüre, daß sie mir Wahrheit gesagt habe, und beschrieb mir dann wohlgeordnet die ganze Gestalt und Bildung, und vorzüglich das Gesicht und Betragen des Mannes. Aus Allem ward mir nun vollkommen klar, daß es so sei, wie sie gesagt hatte. Da ich mich nun aller meiner Hoffnungen beraubt sah, so versank ich wieder in meinen vorigen Jammer. Wie rasend stand ich auf, zerriß die Kleider der Freude, warf den kostbaren Schmuck von mir, und verwirrte mit feindlicher Hand die schön geordneten Locken. Trostlos fing ich bitterlich zu weinen an, und verwünschte scheltend die täuschende Hoffnung, die mir das Bild des geliebten Verräthers fälschlich vorgegaukelt hatte. Mit einem Wort, ich war wieder so elend, als zuvor, und fühlte ein noch heftigeres Verlangen nach dem Tode, als bisher; auch würde ich ihn gewiß gesucht haben, wenn nicht die Hoffnung auf die künftige Reise mich im Leben zurückgehalten hätte.

Siebentes Kapitel.

Die Dame Fiammetta vergleicht ihre Leiden mit den Leiden vieler Frauen des Alterthums, und zeigt, daß alle von den ihrigen übertroffen wurden, worauf sie zuletzt ihre Klage endigt.

In solchem Jammerleben, wie Ihr, meine mitleidigen Leserinnen, Euch aus dem Erzählten abnehmen könnet, bin ich nun geblieben. Amor, der grausame, quält mich um so mehr, je weiter er die Hoffnung entfliehen sieht; und durch den Hauch unbefriedigter Wünsche facht er meine Flammen mit neuer Glut an. Das nie gestillte Verlangen wird nur immer ungestümer, und peinigt wie mit Schlangenbissen das leidende Herz! und wohl würde die Heftigkeit meiner Leidenschaft einen sichern Weg zu dem schon bisher so sehnlich gewünschten Tod eröffnet haben, aber um der festen Hoffnung willen, auf meiner beabsichtigten Reise den Urheber meiner Qualen wieder zu sehen, habe ich mich bemüht, meine Schmerzen, nicht zu mäßigen zwar, aber doch sie zu ertragen. Zu diesem Ende habe ich unter allen nur ein einziges Mittel wirksam gefunden, das nämlich: meine eigenen Leiden mit den Leiden Anderer zu vergleichen. Aus dieser Quelle schöpfte ich mir zwei lindernde Tropfen. Erstens sah ich, daß ich mich in meinem Jammer weder als die Einzige, noch als die Erste zu betrachten habe, wie schon einst die Amme mir tröstend versicherte, zweitens, daß meine Leiden, richtig gewürdigt, diejenigen aller Andern übertreffen. Und ich rechne es mir zu keinem geringen Ruhm, sagen zu können, daß ich unter allen Lebenden diejenige bin, welche herbere Qualen erduldet hat, als alle Andern. Von Jedermann als ein Bild des höchsten Jammers geflohen, habe ich bis jetzt die trüben Tage auf folgende Art hingebracht: Meine einzige Beschäftigung, wie schon gesagt, war, meine

eigenen Leiden und Schmerzen mit andern zu vergleichen, und so gedachte ich zuerst der Tochter des Inachus, die als zarte Jungfrau, wie auch ich einst war, mir leicht verglichen werden konnte. Ich dachte mir ihre Glückseligkeit, als sie sich von Jupiter geliebt sah, ein Glück, welches ohne Widerrede jeder Frau für das höchste gelten sollte. Hierauf bedachte ich, wie sie in eine Kuh verwandelt auf Junos Bitten vom Argus bewacht ward, und fühlte, wie in so großer unaussprechlicher Angst und Bedrängniß sie damals gewesen sei. Auch würde ich gewiß ihre Schmerzen weit über die meinigen setzen, wenn nicht das Auge des liebenden Gottes unausgesetzt schützend über sie gewacht hätte. Ach! wenn mein Geliebter meine Trauer getheilt, oder nur Mitleid mit mir gehabt hätte, welcher Schmerz wäre mir dann zu schwer gewesen? Und überdies, wurden nicht durch das Ende alle ihre vorangegangenen Leiden verherrlicht und leicht? Argus war todt, und trotz des schweren Körpers ward sie durch Hülfe des Gottes leicht nach Egypten getragen, wo ihr die vorige Gestalt zurückgegeben ward, und sie sich als die Gemahlin des Osiris in die glücklichste Königin verwandelt sah. Ja! dürfte ich hoffen, wenn auch erst im Alter, meinen Geliebten wieder zu sehen und zu besitzen, o, so wollte ich meine Leiden nicht mit den Leiden dieser Frau vergleichen. Aber Gott allein weiß, ob dies je geschehen wird, oder ob diese Hoffnung nur leerer Selbstbetrug ist.

Hierauf stellte sich mir die Leidenschaft der unglücklichen Biblis dar, und ich sah, wie sie allen irdischen Gütern entsagte, um dem unerbittlichen Caunus nachzufolgen. Mit ihr gedachte ich auch der verbrecherischen Myrrha, welche nach der unseligen Befriedigung ihrer Leidenschaft, den Tod fliehend, mit dem ihr Vater sie bedrohte, doch bald einen jammervollen Untergang fand. Auch die beklagenswerthe Canace sah ich, welche, als sie die unglückliche Frucht einer unseligen Liebe

geboren hatte, sich selbst den Tod geben mußte. Wenn ich so den Qualen einer Jeden nachsann, so fühlte ich wohl, so verabscheuungswürdig ihre Leidenschaften auch waren, wie unendlich sie gelitten hatten. Dachte ich aber reiflicher darüber nach, so sah ich, wie ihre Leiden, so groß sie waren, doch in einem kurzen Zeitraum ihr Ziel erreichen mußten. Myrrha, deren Wünschen die Götter geneigt waren, ward unverzüglich in einen Baum, der ihren Namen führte, verwandelt, und ob sie gleich auch als Baum noch Thränen vergießt, wie damals, als sie ihre erste Gestalt verlor, so empfindet sie doch seitdem keine Leiden mehr. Und so nahte sich ihr mit der Ursache ihres Leidens auch zugleich das Ende desselben. So endigte auch Biblis, wie man erzählt, ihr Leben durch den Strick, und die Nymphen verwandelten sie voll Mitleid huldreich in eine Quelle, die noch jetzt ihren Namen trägt. Und dies geschah erst dann, als sie gewiß wußte, daß ihr Geliebter ihr durchaus kein Gehör geben würde. Darf ich nun nicht meine Qual für weit größer achten, als das Leid dieser Frauen, wenn ich die lange Dauer meiner Schmerzen gegen die Kürze der ihrigen in Erwägung ziehe?

Nach diesen gedachte ich mit Mitleid des unglücklichen Pyramus und seiner Thisbe, wie sie so lange Zeit mit aller Qual unbefriedigter Sehnsucht sich treu geliebt hatten, und nun endlich, als sie ihr Verlangen befriedigen wollten, sich selbst verderben mußten. Ach, wie lebhaft läßt sich der Schmerz fühlen, der in jener schweigenden Nacht den armen Jüngling durchdrang, als er an dem klaren Brunnen das Gewand seiner Thisbe zerrissen und blutig fand! wie gewiß ward ihm nach solchem Zeichen ihr schreckliches Ende, und nicht tiefer konnte er seinen Schmerz, als durch den selbst gegebenen Tod ausdrücken. Ach, und was fühlte das Herz der unglückseligen Thisbe, als sie nun ihren Geliebten blutend vor sich sah und

kaum noch einen Strahl von Leben in seiner Brust zucken fühlte. Ich empfand ihren Schmerz, und weinte demselben Thränen, und kaum glaube ich, daß der meinige bitterer sein kann. Aber ihr Leid war so kurz, als heftig, und endete da, wo es begann. O! ihr liebenden Seelen, wenn ihr euch in jener Welt eben so liebend begegnet, wie in dieser, welches Leid darf sich dann der Wollust jenes ewigen Zusammenseins vergleichen.

Jetzt trat der Schmerz der verlassenen Dido mit größerer Lebhaftigkeit, als alles Vorige, vor meinen Geist; denn ich fühlte ihren Schmerz dem meinen ähnlich und verwandt. Ich dachte mir sie, die Erbauerin Carthagos, wie sie im höchsten Glanz ihrer Herrlichkeit im Tempel der Juno ihren Völkern Gesetze gibt, wie sie nun den Fremdling Aeneas, der Schiffbruch gelitten, wohlwollend aufnimmt, und von seiner Schönheit ergriffen, sich selbst und Alles, was sie besitzt, der freien Willkür des trojanischen Heerführers unterwirft. Er aber, nachdem er alle königlichen Wollüste nach Gefallen genossen, und sie von Tag zu Tag mehr mit seiner Liebe entzündet hat, reist ab und verläßt sie. O, wenn ich mir sie denke, wie sie auf offener See die schwellenden Segel ihres geliebten Flüchtlings erblickt, wie so ohne alle Vergleichung elend erscheint sie mir dann! Betrachte ich aber ihren Tod, so halte ich sie für weniger leidend, als ungeduldig. Denn gewiß empfand ich anfangs bei Panfilo's Abreise einen eben so heftigen Schmerz, als Dido bei Aeneas Flucht, und hätte es den Göttern gefallen, daß ich weniger leiden sollte, so hätte ich mich damals schon ums Leben gebracht. Dann wäre ich mindestens, gleich ihr, fern von diesen Leiden gewesen, welche in der Folge unaufhörlich größer geworden sind.

Hierauf erschien mir die trauernde Hero in ihrem tiefen Jammer, und mich dünkte, als sähe ich sie von ihrem hohen

Thurm an die Meeresufer herabsteigen, wo sie gewohnt war, den Geliebten in ihre Arme aufzunehmen, und wie sie nun mit dem Schrei der Verzweiflung den todten Geliebten erblickt, wie er, von den Wellen ans Ufer gespült, nackt auf dem Meeresstrand liegt. Mit ihrem Gewand trocknet sie von dem erblaßten Angesicht das salzige Wasser und badet es mit ihren Thränen. Ach, wie erfüllte mich dieses Bild mit so unendlichem Mitleid! ja ihr Schicksal rührte mich tiefer, als das aller übrigen Frauen, und so oft ich auf Augenblicke meines eigenen Schmerzes vergaß, habe ich den ihrigen beweint. Doch ich erkannte, daß, um sie zu trösten, nur zwei Mittel erdenklich waren: sterben oder vergessen, wie man Todte zu vergessen pflegt. Eines von diesen ergreifen, hieß ihren Schmerz endigen. Ein unwiederbringlicher, ganz hoffnungsloser Verlust kann das Herz zwar heftig, aber nicht lange betrüben. Doch die Götter verhüten, daß mir solches je wiederfahre! Für mich bliebe in solchem Fall kein anderer Rath, als Sterben. Mögen die Götter das Leben meines Geliebten so sehr verlängern, als er selbst es wünscht! doch so lange er unter den Lebenden ist, kann auch meine Hoffnung nicht sterben. Sehe ich nicht alles Irdische in ewiger Bewegung und Abwechslung? und muß dies nicht in mir den Glauben erhalten, daß er einmal wieder zu mir zurückkehren könnte, wie er sonst bei mir war? Gleichwohl bringt mir diese Hoffnung, so lange sie nicht erfüllt ist, die schwerste Trauer und Unruhe, und so kann ich wohl behaupten, daß ich größere Schmerzen erdulde, als die Andern.

Ich erinnerte mich, einige Male die französischen Romane gelesen zu haben, in welchen, wenn man ihnen Glauben beimessen darf, Tristan und Isolde als das zärtlichste und treueste Paar angeführt werden. Sie haben, so liest man da, ihre jungen Jahre mit Freude und Unlust vermischt hingebracht, und damit sie, die sich so innig liebten, zusammen an ein

Ziel kämen, haben sie, nicht ohne den größten Schmerz, wie es scheint, freiwillig die irdischen Freuden verlassen. Leicht ist zu glauben, daß sie mit großem Schmerz von hinnen schieden, wenn sie nicht den festen Glauben hatten, daß sie jenseits ihre Freuden wieder finden würden. Hatten sie aber die Ueberzeugung, daß sie sich eben so wieder finden würden, wie hier, so muß man vielmehr denken, daß ihr Sterben freudenvoll war, als daß der Tod sie betrübt habe, welcher, so hart und schmerzenvoll er auch von Vielen genannt wird, mir doch nicht also erscheint.

Wie kann man auch mit Gewißheit behaupten, daß etwas schmerzhaft sei, was man nie erfahren hat? Und überdies, wie können wir wohl sagen, daß etwas äußerst schwer sei, was nur Einmal geschieht, und nur den kleinsten Zeitraum ausfüllt? Und so endigten Isolde und Tristan in einem Augenblicke ihre Freuden und Schmerzen. Mir aber ist eine lange Zeit in Schmerzen hingegangen, welche die genossenen Freuden ohne Vergleich überwogen haben.

Zu den Namen unglücklich Liebender gesellte sich nun auch das Andenken Phädra's, die durch ihre übel berechnete Wuth Ursache an dem schrecklichen Tode desjenigen war, den sie mehr als sich selbst liebte. Was mit ihr, nach solchem Vergehen, vorging, weiß ich nicht, aber das weiß ich sicher, daß mich in gleichem Falle nichts anderes als ein schneller Tod von solchem Verbrechen hätte reinigen können. Doch da sie, wie man weiß, es noch im Leben ertrug, so hat sie leicht den Geliebten vergessen, wie man die Todten, die unwiederbringlich verloren sind, zu vergessen pflegt. Und außer diesen gedachte ich auch der Laodamia, Deïphyle, Argia, Evadne, der Dejanira und mehrerer Anderer, welche entweder durch den Tod oder eine unvermeidliche Vergessenheit von ihrem tiefen Leide geheilt wurden. Ich also blieb einzig in meinem Schmerz.

Was kann die Flamme, oder der glühende Stahl, oder das geschmolzene Metall demjenigen schaden, der schnell es mit dem Finger berührt und eben so schnell ihn wieder hinweg zieht? Viel, ich glaube es wohl, aber es ist für nichts zu achten, im Vergleich mit dem, wenn Einer mit ganzem Körper eine Zeitlang darin verweilt; und ein Gleiches kann von Allen gesagt werden, deren Leiden ich so eben erwähnt habe. Sie Alle berührte der Schmerz nur flüchtig, da ich hingegen ununterbrochen darin verweilte, und noch verbleiben muß.

Aber nicht allein die Qualen der Liebenden, auch andere Wunden, welche das Glück geschlagen, schienen mir meiner Betrachtung und Thränen werth. Unter die vom Schicksal hart Verfolgten gehören vor Allen Jocaste, Hecuba, Sophonisbe, Cornelia und Cleopatra.

O, von welchem Elend, fähig, auch den stärksten Muth zu erschüttern, finden wir Jocasten ihr ganzes Leben hindurch verfolgt! Als zarte Jungfrau ward sie mit Lajus, König von Theben, vermählt, und mußte die erste Frucht ihres Leibes den wilden Thieren zur Speise aussetzen, weil sie dadurch von dem unglücklichen Vater ein Geschick abzuwenden glaubte, das doch die Gestirne unabwendbar ihm bereitet hatten. O, welchen unendlichen Schmerz mußte sie als Mutter und Königin dabei fühlen! Hierauf durch die Vollstrecker ihres Willens von dem Tode ihres Sohnes überredet, ward nach Jahren von eben dem, den sie geboren, ihr Gemahl elendiglich getödtet; sie selbst aber ward die Gattin des unerkannten Sohnes und gebar ihm vier Kinder. Und so sah sie sich mit einem Male Gattin und Mutter eines Vatermörders, und erkannte in ihrem Gemahl ihren Sohn, nachdem er sich selbst der Augen und des Königreichs beraubt, und so seine Schuld kund gethan hatte. Wer sich in ihre Lage versetzen kann, o, der wird fühlen, wie unendlich sie, die, schon dem Alter nahe, mehr

der Ruhe, als der Beängstigung bedurfte, bei solchem Geschick leiden mußte. Aber das noch nicht mit ihr versöhnte Geschick fügte noch mehr Qualen zu ihrem jetzigen Elend. Durch einen zwischen ihren zwei Söhnen geschlossenen Vertrag sah sie die Regierung der Zeit nach unter diese getheilt. Hierauf mußte sie sehen, wie die Stadt von dem treulosen Bruder eingeschlossen, und wie ein großer Theil Griechenlands unter sieben Könige getheilt wurde, und wie zuletzt nach vielen Schlachten und Feuersbrünsten ihre beiden Söhne einander tödteten, die Regierung einem Fremden anheimfiel, und ihr Sohn und Gemahl verjagt wurde. Sie sah die alten Mauern ihres Erbtheils, einst durch den Schall von Amphions Laute erbaut, fallen, und ihr Reich zerstört, und ließ ihre Töchter, als sie selbst ihr Leben endete, vielleicht einem schimpflichen Tode zur Beute zurück. Sagt, was konnten Götter, Welt und Glück mehr gegen diese Unselige thun? Alle Qualen waren erschöpft, und ich glaube, daß selbst in der Hölle nicht größeres Elend zu finden ist. Sie hat jeden Schmerz und auch jede Schuld erfahren. Niemand wird mein Leiden diesem gleichstellen, und auch ich würde es nicht, wenn mein Schmerz nicht der Schmerz der Liebe wäre. Aber wer darf zweifeln, daß Jocaste, wenn sie wußte, daß ihr Haus und ihr Gemahl den Zorn der Götter verdienten, nicht Alles, was ihr begegnete, für wohlverdient und gerecht erkennen mußte? Gewiß that sie es, wenn sie weise war. War sie aber thöricht, so fühlte sie auch ihr Unglück weniger, und wenn ihr diese Erkenntniß mangelte, war auch ihr Schmerz geringer. Erkannte sie aber die Gerechtigkeit ihres Schicksals, so mußte sie es ohne Unmuth und gelassen ertragen. Ich aber habe nie etwas verbrochen, was den gerechten Zorn der Götter hätte auf mich laden können. Immer habe ich die Götter geehrt und durch Gebete und Opfer nach ihrer Gunst gestrebt, auch nie sie verachtet, wie einst die

Thebaner gethan. Aber hier könnte man mir zurufen: wie kannst du sagen, daß du nicht jede Strafe verdient und viel verschuldet hast? Hast du nicht die heiligsten Gesetze übertreten und die eheliche Treue verletzt? Ja, ich that es, aber man bedenke, daß dies die einzige Schuld meines ganzen Lebens ist, durch die ich unmöglich so große Strafe verdienen kann. Als zarte Jungfrau vermochte ich es nicht, der Gewalt zu widerstehen, durch die schon Heroen, ja selbst Götter besiegt wurden. Auch bin ich nicht die Erste, noch die Letzte, noch die Einzige. Beinahe die ganze Welt theilt mein Vergehen, und die Gesetze, gegen welche ich sündigte, pflegt die Menge zu verzeihen. Auch deckt ein dichter Schleier meine Schuld, wodurch die Rache um Vieles gemildert werden muß. Und überdies, sollten auch die Götter mit Recht gegen mich erzürnt sein, und mein Verbrechen rächend heimsuchen, müßten sie nicht ihre Blitze vielmehr auf den schleudern, der meine Schuld veranlaßte und theilte? Ich weiß nicht, was mich zur Verletzung der heiligen Gesetze verführte, war es der Liebesgott oder des Geliebten Göttlichkeit; durch welche von beiden es auch geschehen, so hatten beide durch sich selbst schon die größte Gewalt, mich zu quälen; und es war also nicht eine Folge der begangenen Schuld, sondern ein eigener, neuer und verschiedener Schmerz, der den, welchen er trifft, härter als alles Andere peinigt. Soll ich ihn aber dennoch als den verdienten Lohn meiner Schuld betrachten, so würden die Götter hier im Widerspruch gegen ihr sonst so gerechtes Urtheil verfahren. Sie würden die Strafe nicht nach der Schuld abmessen; denn wer Jocastens Schuld und Strafe mit meiner eigenen vergleicht, der muß wohl bekennen, sie sei zu gelinde bestraft, und ich zu hart. Wie, höre ich sagen, sie verlor ein Königreich, die Kinder, den Gemahl und endlich das eigene Leben, und du nur den Geliebten allein? Ja, aber dieser Geliebte

war mir Alles, mit ihm verlor ich jede Art von Glückseligkeit, und das, was in den Augen der Menschen für Glück geachtet wird, gewährt mir gerade das Gegentheil. Alles: Gemahl, Reichthümer, Stand, Verwandte und andere Dinge sind mir nur drückende Lasten uud meinen Wünschen entgegen. Und hätte ich sie verloren, wie meinen Geliebten, so wäre zur Erreichuug meiner Sehnsucht mir freie Bahn geblieben; ich hätte sie betreten, und wenn auch ein Zufall mich vom Ziel zurückgedrängt hätte, so standen tausend Wege mir offen, durch schnellen Tod den Qualen zu entgehen. So aber bestätigt Alles nur meine Behauptung, daß alle Pein der Andern weniger hart als die meinige sei.

Jetzt gedachte ich auch der Hekuba, deren Schicksal mir über die Maßen traurig erschien. Ihr war es vorbehalten, allein übrig zu bleiben und die kläglichen Ueberreste eines großen Königreichs, einer wundervollen Stadt, eines ruhmwürdigen Gemahls, so vieler schöner Söhne und Töchter, so vieler Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, so großen Reichthums, so vieler Herrlichkeit, so vieler gemordeten Könige, so vieler grausamer Thaten an dem zerstreuten trojanischen Volke, gefallener Tempel und fliehender Götter zu schauen. Und sich selbst unter der Last des Alters erblickend und gedenkend, wer einst der gewaltige Hektor war, wer Troilus, Deiphobus, Polydor und Andere, die sie den jämmerlichsten Tod hatte sterben sehen, und sich erinnernd, wie das Blut ihres Gemahls, welchen die ganze Welt ehrte und fürchtete, in ihren Armen vergossen ward; wie sie das stolze Troja, mit hohen Palästen und edlem Volke erfüllt, ganz von Flammen verzehrt und völlig vernichtet gesehen; und noch überdies Zeugin des schrecklichen Opfers gewesen, welches Pyrrhus ihrer Polyxene brachte: — mit welchem Schmerz mußte sie dies Alles durchdringen! Aber kurz war ihr Leid! Das alterschwache Gemüth konnte so

großen Jammer nicht ertragen, ihre Gedanken verwirrten sich und im kindischen Wahnsinn rannte sie durch die Felder. Ich aber, mit stärkerem Gemüth und treuerem Gedächtniß, als nöthig wäre, beharre in meinem Leid, und behalte meine traurige Besinnung; ja, nur immer deutlicher werden mir die Bilder meines Schmerzes. Und so muß ich solch lange dauerndes Leiden, obgleich es leichter ist, doch für weit härter halten, als das schwerste, das in kurzer Zeit entsteht, reift und endigt.

Auch Sophonisbens Schicksal, bei welcher die Trauer der Wittwenschaft sich seltsam widerlich mit dem Jubel der Vermählung mischte, scheint mir der Betrachtung werth. In einem Augenblicke betrübt und froh, Gefangene und Braut, des Reiches Beraubte und Wiederbegabte, und zuletzt unter all diesem schnellen Wechsel den Giftbecher trinkend, muß sie in großem, unendlichem Kummer versenkt gewesen sein. Erst sah sie sich als erhabene Königin der Numidier; darauf, als das Unglück ihrer Verwandten begann, sah sie Syphax, ihren Gemahl, gefangen und zum Sklaven des Königs Massinissa werden. Sie selbst war in demselben Augenblicke vom Throne gestürzt und Sklavin des Feindes; dann von Massinissa zur Gemahlin erwählt und wieder in ihr Reich eingesetzt. O, wohl muß man glauben, daß sie mit verachtender Seele all diese merkwürdigen Begebenheiten betrachtete, und tief im Herzen die Unsicherheit des flüchtigen Glückes fühlend, nur mit traurigem Gemüth die neue Vermählung feierte! Und wie klar bewies ihr gewaltsames Ende die Richtigkeit ihrer Ahnung! Denn noch war nach ihrer Vermählungsfeier kein ganzer Tag verflossen; noch war es ihr kaum glaubhaft geworden, daß sie die Regierung behalten würde; noch kämpfte es in ihrem Innern, weil ihre Seele sich der neuen Liebe des Massinissa noch fremder fühlte, als der gewohnten des ersten Gemahls, als ein Diener des neuen Gatten erschien, der einen Gift-

trank brachte. Mit kühner Hand ergriff sie den Becher, und nach einigen tief verachtenden Worten trank sie ihn ohne Furcht, und gab nach wenigen Augenblicken ihren Geist auf. O, wie unendlich bitter würde ihr Leben gewesen sein, sobald sie Zeit gehabt hätte, darüber nachzudenken! So aber kann es mit Recht unter die minder unglücklichen gezählt werden, weil der Tod ihrem Schmerz gleichsam zuvorkam, während er mir, gegen meinen Willen, zur größten Trauer Raum gelassen hat, und vielleicht zu noch größerer lassen wird.

Neben Sophonisben, gleich ihr voll herber Trauer, erscheint mir Cornelia; sie, welche das Glück so hoch erhoben hatte, daß sie erst Gemahlin des Crassus und dann des Pompejus Magnus war, dessen hoher Muth die höchste Würde und Oberherrschaft in Rom erlangt hatte. Doch das Alles umwälzende Glück zwang sie, von Cäsar verfolgt, erst aus Rom, und dann aus ganz Italien mit dem Gemahl zu entfliehen; und als sie endlich nach vielen Unfällen allein in Lesbos zurückbleiben mußte, erhielt sie bald darauf die Nachricht, daß ihr Gemahl in Thessalien geschlagen und sein ganzes Heer vom Feinde aufgerieben worden sei. Dessen ungeachtet folgte sie ihm und durchsegelte, in der Hoffnung, den verlorenen Orient wieder in seine Gewalt zu bringen, das Meer; ward darauf von ihrem Gatten zu dem jungen Könige von Egypten eingeladen. Hier sah sie seinen Körper, des Hauptes beraubt, auf den Wellen des Meeres treiben. Solches Uebermaß bitterer Leiden, deren jedes einzeln schon schrecklich genug gewesen wäre, mochte ihr Gemüth wohl tief betrüben. Aber der weise Rath Cato's von Uttica, und die völlig verlorene Hoffnung, Pompejus jemals wieder zu sehen, mußten in kurzer Zeit ihren Schmerz um Vieles vermindern, wogegen ich Unselige, ewig vergebens hoffend, doch hoffen muß, und keinen andern Rath und Trost habe, als die Worte der alten

Amme, die allein meine Leiden kennt, und mehr Treue als Weisheit besitzt, ja, oft mein Leid vermehrt, indem sie es zu lindern glaubt.

Wohl könnten auch Manche das Unglück der Cleopatra für unübertroffen und weit größer als das meinige halten. Sie, die zuerst, von Glanz und Ueberfluß umringt, gemeinschaftlich mit dem Bruder herrschte, und darauf von diesem in den Kerker geworfen ward, mußte sich freilich unermeßlich elend dünken. Aber die künftige Hoffnung auf das, was auch wirklich geschah, konnte ihr diesen Schmerz leicht ertragen helfen. Als sie aber darauf, aus dem Kerker befreit, Cäsars Freundin geworden, und dann von ihm verlassen ward, so halten Mehrere dies für das tiefste Leiden. Doch diese bedenken nicht, wie kurz der Schmerz der Liebe für diejenigen ist, welche sich nach Gefallen dem Einen nehmen und dem Andern geben können; und daß dies in ihrer Gewalt stand, hat Cleopatra oft genug bewiesen. Aber verhüten die Götter, daß ich auf solche Weise jemals Trost finden sollte! Keiner war und wird sein, der mich jemals die Seinige nennen durfte, außer Panfilo, und sein werde ich bleiben. Auch hoffe ich nicht, daß je eine neue Liebe die Gewalt haben könnte, ihn aus meiner Seele zu verdrängen. Freilich könnten diejenigen, welche glauben, daß Cleopatra trostlos über Cäsars Abreise zurückblieb, Manches für ihre Behauptung anführen, wenn nicht die wahre Geschichte sie widerlegte. Wenn auch die Trennung sie schmerzte, so ward sie auf der andern Seite von einem Alles überwiegenden Glück getröstet, denn ihr blieb ihr Sohn und das wieder erlangte Reich. Ein solches Geschenk hatte wohl Gewalt genug, einen weit größeren Schmerz zu überwinden, wie vielmehr den Schmerz einer so leichten Liebe, als die ihrige war. Was aber ihr höchster und herbster Schmerz genannt werden muß, ist, daß sie als Gemahlin des Antonius diesen durch ihre üppigen und ver-

führerischen Reize und Liebkosungen zu bürgerlichem Krieg aufstachelte; denn von der Hoffnung auf gewissen Sieg berauscht, strebte sie nach dem Glanze des römischen Kaiserthums. Als aber dieselbe Stunde ihr zwiefachen, unersetzlichen Verlust gebracht, den Tod ihres Gemahls und die zertrümmerte Hoffnung, da scheint sie die betrübteste, unseligste aller Frauen geworden zu sein. Eine unglückliche Schlacht mußte diesen hohen Sinn, dies unersättliche Bestreben demüthigen; sie, welche die halbe Welt beherrscht hatte, war besiegt, ihr zärtlich geliebter Gemahl verloren, und ihr Unglück hatte den höchsten Gipfel erreicht. Aber sie wußte schnell das einzige Hülfsmittel gegen solchen Schmerz zu finden: den Tod. Zwar war er bitter, aber seine Dauer nur kurz, denn eine kleine Stunde reichte hin, wo zwei Schlangen mit ihren giftigen Bissen Leben und Schmerz aus dem Körper hinwegsogen. O, wie oft habe ich nicht minderen Schmerz empfunden, als sie, obgleich, wie Viele wohl glauben mögen, die Veranlassung dazu geringer war! Wie gerne wäre ich da ihrem Beispiele gefolgt, hätte es mir freigestanden, oder hätte die Furcht vor künftiger Schmach mich nicht zurückgehalten! Nebst diesen Allen gedachte ich auch oft der Herrlichkeit des Cyrus, der Reichthümer des Crösus, der reichen Gebiete des Perseus, der Pracht des Pyrrhus, der Macht des Darius, des Tyrannen Dionysius, der Hoheit Agamemnons, kurz Aller, welche die Geschichte uns gleich den Vorigen als merkwürdige Opfer des Schicksals und als ausgezeichnete Unglückliche darstellt. Aber Alle wurden, gleich den Vorigen, durch schnellen Uebergang getröstet, und hatten oder ließen sich nicht Zeit, gleich mir, die Größe ihres Schmerzes zu ermessen. Und während ich mich noch immer bemühte, alles vergangene denkwürdige Unglück vor mein Gedächtniß zu rufen, damit ich noch einmal Thränen und Leiden, welche den meinigen mit Recht verglichen werden könnten, finden, und durch den

Gedanken eines Leidensgefährten einigermaßen getröstet werden möchte, so fielen mir Thyest und Tereus ein, welche ein unglückliches Grabmal ihrer eigenen Kinder wurden. Und gewiß, begreifen kann ich nicht, welche Mäßigung sie zurückhalten konnte, ihren eigenen Leib mit scharfem Eisen ihren Kindern zu öffnen, und ihnen den Weg aus einem Ort zu bahnen, vor welchem sie zurückschauderten. Aber durch ein solches Betragen thaten sie mit einemmal ihrem Haß und ihrem Schmerz Genüge, und bereiteten sich selbst Trost in ihrem Leiden, durch das Gefühl, von ihrem Volk für unschuldige Unglückliche gehalten zu werden: ein Gefühl, das ich nicht habe. Mich bemitleiden Andere, aber nur wegen Dingen, die mich nicht schmerzen, und das, was mich schmerzt, wage ich nicht zu sagen. Ja, dürfte ich mein trauriges Geheimniß enthüllen, so zweifle ich nicht, daß auch mir, gleich den Andern, sich irgend ein Heilmittel darbieten würde.

Zuweilen gedachte ich auch der frommen Thränen, die Lykurg und sein Haus gerechterweise um den durch die Schlange getödteten Archemorus vergossen, und den Schmerz der trauernden Atalante, der Mutter des Parthenopäus, der in den Feldern von Theben getödtet ward. Ich lernte ihre Gefühle und Schmerzen so genau kennen, und eignete sie mir so lebhaft an, daß ich kaum noch unterscheiden konnte, ob ich sie nicht selbst empfände oder einst empfunden hätte. Beide waren so mit Traurigkeit erfüllt, daß keine größere möglich ist. Aber sie sind dabei auf ewig durch so großen Ruhm verherrlicht, daß man sie vielmehr selig preisen muß. Lykurg ward von sieben Königen durch Leichengepränge und unendliche Spiele geehrt, und Atalante durch das preiswürdige Leben und den ruhmvollen Tod ihres Sohnes. Auch Ulysses lange Mühen, Verirrungen und Gefahren stellten sich mir dar, und nicht ohne große Anstrengung und Seelenangst mochte er sie erduldet haben. Aber so genau

ich mich ihrer auch erinnerte, so achtete ich doch meinen Kummer stets für den größten, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens und vor Allem war Ulysses ein Mann, und also von Natur stärker, Leiden zu ertragen, als ein zartes Weib. Er war rüstig und stets kühn in Gefahren; an Beschwerden gewöhnt und gleichsam durch sie zum Manne gereift, so daß er bei großer Mühe und Arbeit in höchster Ruhe zu sein schien. Mir aber, im stillen Zimmer unter weichlichen und zarten Umgebungen genährt und gepflegt, gewöhnt, die Stunden mit süßer Liebe hinzubringen, mir erscheint jede kleine Mühe schon unendlich schwer. Er ward von Neptun umhergetrieben, in mancherlei Gegenden geleitet, und von Zeus und Aeolus kamen seine Beschwerden her. Mich aber peinigt der sorgenvolle Amor, er, welcher schon oft diejenigen geängstet und überwunden hat, welche den Ulysses in Noth brachten. Und wenn er von unvermeidlichen und tödtlichen Gefahren bedroht war, so fand er ja nur, was er suchte. Und darf der sich wohl mit Recht beklagen, der das nur findet, was er sucht? Aber ich, Unselige, ich würde gerne in Ruhe leben, wenn ich könnte, und würde jede Gefahr scheuen, wenn ich nicht hineingestoßen würde. Auch fürchtete er den Tod nicht, und trat ihm deßhalb gefaßt und ruhig entgegen. Ich aber fürchte ihn, und von wildem Schmerz durchdrungen, habe ich ihn dennoch, nicht ohne bittern Schmerz, mehr als einmal gesucht. Auch hoffte er bei seiner Arbeit und Gefahr auf ewigen Nachruhm und unvergängliche Glorie; ich aber dürfte, wenn meine Leiden je bekannt werden sollten, nur Beschämung und Schmach erwarten, und also übertrafen seine Leiden die meinigen nicht, sondern sie werden von diesen weit übertroffen, und um so mehr, da man von ihm viel mehr geschrieben, als sich zugetragen hat, meine Leiden aber weit größer sind, als ich sagen kann.

Nach allen diesen stellten sich mir noch als die größten

von allen die Bedrängnisse Hypsipilens, Medeas, Oenones und Ariadnes dar, und diese haben in ihren Schmerzen und Thränen viele Aehnlichkeit mit mir. Gleich mir sah sich jede von ihnen von ihrem Geliebten betrogen, vergoß gleich mir Thränen, hauchte Seufzer aus und vertiefte sich in bittern, fruchtlosen Kummer. Aber ob sie sich schon gleich mir betrübten, so sahen sie doch eine gerechte Rache ihre Thränen trocknen, ein Trost, der mir noch nicht zu Theil wurde. Hypsipile sah, wie Medea ihr Jason, den sie so sehr geehrt und durch heilige Bande verpflichtet hatte, entzog, und fühlte deßhalb, gleich mir, gerechten Schmerz. Aber der Wille der Götter, die mit gerechtem Auge alle Dinge überschauen, nur meine Leiden nicht, gab ihr einen großen Theil der Freudigkeit zurück. Denn sie sah Medea, welche ihr den Geliebten geraubt hatte, von diesem wiederum um Creusas willen verlassen. Zwar sage ich nicht, daß meine Leiden geendet sein würden, wenn ein gleiches Schicksal mich an derjenigen rächte, die mir meinen Geliebten geraubt hat; er müßte ihr denn durch mich selbst wieder entzogen werden, aber das sage ich, daß ein großer Theil meines Unmuths schwinden würde. Medea selbst tröstete sich durch Rache, ja sie war so grausam, daß sie eben so hart gegen sich selbst als gegen den Undankbaren ward. Vor seinen Augen tödtete sie die Kinder ihrer Liebe, und verbrannte den königlichen Palast mit der neuen Geliebten. Auch Oenone erkannte endlich nach langer Betrübniß, daß ihr treuloser und unredlicher Geliebter ihrer Leiden nicht werth gewesen war, und die Strafe der verletzten Gesetze mit Recht verdient hatte, und so sah sie ruhig sein Land elendiglich durch die Flammen sich verzehren. Mir aber sind meine Schmerzen lieber, als solche Rache an dem ungetreuen Geliebten. Und Ariadne schaute als die Gemahlin des Bacchus vom Himmel herab, wie Phädra, um derenwillen Theseus sie einst auf jener wüsten Insel verlassen,

aus Liebe für ihren Stiefsohn in Wahnsinn unterging. So, Alles wohl überlegt, fühle ich, daß mir unter allen Unglücklichen der erste Rang gebührt. Wenn aber Euch, ihr Frauen, meine Gründe gleichwohl leicht und unstatthaft erscheinen, so denkt, daß ein verblendetes Gemüth sie entwarf; und wenn Ihr die Thränen Anderer für bitterer, als die meinigen achtet, so gebe ein einziger und letzter Grund den vorigen das fehlende Gewicht. Wenn es wahr ist, daß der Neider unglücklicher als der Beneidete ist, so bin ich unter allen Genannten die Unglücklichste, weil ich sie um ihrer Unfälle willen beneide, die ich für weniger traurig als die meinen erkenne.

Sehet denn, ihr Frauen, wie elend ich durch die Treulosigkeit Fortunens geworden. Und vor Allen hart hat sie mich getroffen, denn gleich einer Lampe, die nahe am Verlöschen noch in einer plötzlichen Flamme auflodert, gab sie mir scheinbaren Trost, um mich dann ganz ins Elend meiner einsamen Thränen zu verweisen. Um Euch nun, alle andere Vergleichung bei Seite gesetzt, mit einem einzigen Bilde meine neuen Leiden zu schildern, betheure ich Euch mit solchem Gewichte, als auf den Betheuerungen Aller, die mir in Schmerzen gleichen, ruhen kann, daß meine Leiden um so viel schwerer nach dem Untergange jener eitlen Hoffnung geworden sind, als die zweiten Fieber, zwar gleich heiß, gleich kalt, den rückfallenden Kranken doch heftiger zu erschüttern pflegen, als die ersten. Da ich Euch aber nur die Fülle der Schmerzen vergrößern würde, ohne doch neue Worte dafür finden zu können, bin ich mitleidig gegen Euch geworden, und will Euch nicht ermüden durch den Anspruch, den mein längeres Verweilen auf Eure Thränen machen könnte, wenn eine unter euch Lesenden deren vergossen hat, oder vergießt. So habe ich mich denn entschlossen, auf daß ich die Zeit, die mich zu Thränen ruft, in Worten nicht verschleudern möge, nun zu schweigen, und

zwar mit dem Geständniß, daß die treue Erzählung meinen Gefühlen nicht anders gleicht, als ein gemaltes Feuer einem wahrhaft brennenden, welchem Gott, den ich anflehe, entweder um Eures oder meines Gebetes willen eine wohlthätige Fluth löschend sende, sei es durch meinen Tod, sei es durch die freudige Rückkehr Panfilo's.

Achtes Kapitel,

in welchem Fiammetta ihr Buch anredet und ihm Vorschriften gibt, wohin es sich wenden und wen es vermeiden soll.

Und du, o mein kleines Büchlein, gleichsam auferstanden aus dem Grabe deiner Gebieterin, und schneller zu deinem Ende gelangt, als mein Leid, gehe denn hin, und stelle dich so, wie du von meiner Hand geschrieben, und an vielen Stellen von meinen Thränen benetzt bist, den liebenden Frauen vor. Und wenn, voll Mitleid, wie ich gewiß hoffe, sie dich gerne aufnehmen (hat anders nicht Liebe, seit ich elend geworden, ihre Gesetze verändert), so schäme dich nicht, in so geringem Kleide, als womit ich dich aussende, vor jede Frau zu treten, wie groß sie auch sei, wenn sie dich nur nicht zu besitzen verschmäht. Dir gebührt kein anderes Gewand, hätte ich dir es gleich geben wollen. Du mußt zufrieden sein, gleich meiner Zeit zu erscheinen, die als die unseligste, dich wie mich mit Elend umkleidet hat. So sei denn nicht wie andere besorgt um äußern Schmuck, um kostbare Decken mit bunten Farben geziert, nicht um glänzenden Schnitt, reizende Gemälde oder prächtige Titel. Solche Dinge geziemen nicht dem bittern Leid, das du einschließest, überlasse dies, wie die breiten, heitern Ränder, die bunten, fröhlichen Tinten und die geglätteten Papiere, glücklicheren Büchern. Dir gebührt es, mit zerstreutem Haar, befleckt und

mit Todtenblässe gefärbt, zu wandeln, wohin ich dich sende, in den Seelen derer, die dich lesen, ein heiliges Mitleid mit meinem Unglück zu erwecken; und sollte ein solches Gefühl sich in irgend einem reizenden Antlitz aussprechen, o dann eile schnell, es zu würdigen, so hoch du kannst, denn ich und du sind ja vom Glücke so sehr nicht erniedrigt, daß uns nicht übrig bliebe, auch das Herrlichste zu würdigen. Was uns aber geblieben, ist nichts Anderes, als was kein Unglücklicher verlieren kann, nämlich Glücklicheren eine Lehre zu geben, damit sie vermeiden mögen, uns ähnlich zu werden. Diesen meinen Reichthum spende, wenn du es vermagst, ihnen also aus, daß, sind sie weise, sie in ihrer Liebe aus Furcht vor unserem Geschick alle Weisheit erlangen mögen, den geheimen Fallstricken der Männer zu entgehen. So gehe denn hin! Doch weiß ich nicht, welcher Schritt dir besser geziemt, ob rasch, ob bedächtig, noch zu welcher Gegend du zuerst dich hinwenden sollst, noch wie und von wem du aufgenommen werden wirst. Wie das Geschick dich leitet, so wandle. Nicht geordnet kann deine Bahn sein, denn jedes Gestirn umhüllt dir die trügerische Zeit, und schienen sie dir auch alle, so hat doch in keinem dir das treulose Glück ein Zeichen deines Heiles gelassen. Und so, unsicher hin und her schwankend, gleich einem Fahrzeug ohne Steuer und Segel, den Wellen ein Spiel, verlasse ich dich, mit einigen Lehren, die du, wie die Gelegenheit es heischt, gebrauchen sollst. Gelangst du vielleicht in die Hände einer Frau, die so glücklich liebt, daß sie alle unsere Qual verhöhnt und für wahnsinnig achtet, so ertrage ruhig ihren Spott und Hohn, der ja nur der kleinste Theil unserer Leiden sein kann; rufe ihr aber ins Gedächtniß, daß das Glück wandelbar sei und sie in Kurzem traurig, wie uns, uns freudig, wie sie, machen, und wir ihr dann Hohn für Hohn zurückgeben können. Findest du aber eine, deren

Augen, dich lesend, nicht trocken bleiben, sondern sich mit frommen, mitleidigen Thränen füllen, so sauge dieselben ein und erhalte dir ihre heiligen Spuren mit den meinigen zugleich. Erzeige dich auch trauriger und frommer noch, als zuvor, und bitte mit Demuth, daß sie für mich den Gott anflehe, der auf goldenen Schwingen in einem Augenblick die ganze Welt durchstreift, auf daß er, vielleicht von einem würdigeren Munde, als dem meinigen, angefleht, und Andern milder, als mir, meine Qualen endlich lindere. Ich aber bitte für sie, wer sie auch sei, mit jener Stimme, die den Unglücklichen eindringlicher verliehen ist, daß sie nie, nie in solches Elend gerathen möge, daß ihr die Götter stets geneigt und gütig seien, und sie ihre Liebe, ihrem eigenen Wunsch gemäß, lange glücklich erhalten möge. Solltest du aber vielleicht, in dem verliebten Kreis schöner Frauen, aus einer Hand in die andere wandelnd, endlich zu jener feindlichen Frau gelangen, der Räuberin unseres Gutes, so flieh' unverzüglich, wie von einer unheiligen Stelle; verbirg dich ihren diebischen Augen, damit sie nicht, zum zweitenmal meine Qual empfindend, sich von Neuem an meinem Unglück erfreue. Sollte sie dich aber gleichwohl mit Gewalt zurückhalten und dich sehen wollen, so zeige dich ihr also, daß sie meines Unglücks nicht lachen, sondern weinen müsse, und tief im Gewissen gerührt, mir den Geliebten zurückgebe. O, welch ein seliges Mitleid würde das sein, und wie gesegnet deine Mühe!

Die Augen der Männer fliehe, kannst du aber ihre Blicke nicht vermeiden, so sage: O! undankbares Geschlecht, welches der einfältigen Frauen spottet, dir geziemt es nicht, das Heilige zu sehen! Gelangst du aber zu ihm, dem Schöpfer meiner Leiden, so rufe ihm von ferne zu: O! du unbiegsamer Eichenstamm, fliehe und beschimpfe mich nicht mit deiner Hände Berührung! Deine gebrochene Treue ist ja von Allem, was ich tragen

muß, die Ursache! Willst du mich aber mit menschlichem Gemüth lesen, und vielleicht die Schuld erkennen gegen die, welche dem Zurückkehrenden zu verzeihen wünscht, so komm und betrachte mich! willst du dieses nicht, so scheue dich, die Thränen zu sehen, die durch dich geflossen, besonders wenn du, sie zu vermehren, bei deinem Willen beharrest! Hörst du aber vielleicht eine Frau, die sich über deine einfältigen, roh geordneten Worte wundert, so sage ihr, daß sie, die Gebildete, dich sogleich von sich weise, denn zierliche Reden können nur in klaren Gemüthern und in heitern, ruhigen Tagen gedeihen. Sage, daß du vielmehr erstaunt bist, wie zu dem Wenigen, was du ordnungslos erzählt hast, Verstand und Hände Kraft genug gehabt haben, da Liebe und Eifersucht mit immer erneuerten Anfällen das traurige Gemüth in immerwährendem Kampfe erhalten, und das feindliche Glück durch trübe Wolken den Streit begünstigt hat.

Vor aller Nachstellung darfst du sicher sein, wie ich glaube, denn kein Neid wird dich mit scharfem Zahn verwunden. Sollte aber, was ich nicht glaube, ein Unglücklicherer dich beneiden, so laß dich geduldig verwunden. Doch weiß ich nicht, an welcher Stelle du noch eine Wunde zu tragen vermöchtest, da ich dich so ganz von den Schlägen des feindlichen Schicksals zermalmt sehe. Keiner kann dich allzu sehr drücken oder von der Höhe in die Tiefe herabreißen, da du die tiefste Tiefe bereits bewohnest. Ja, wäre es dem Schicksal nicht genug, uns an die Oberfläche der Erde gefesselt zu haben, und wollte es uns noch unter dieselbe herabziehen, so sind wir ja an Leiden so gewöhnt, daß diese Schultern, welche das Schwerere getragen haben und noch tragen, wohl auch das Leichtere erdulden mögen, und deßhalb gehe kühnlich dahin, wohin das Schicksal dir gebietet. So lebe denn! Niemand kann dir das Leben rauben! und bleibe den Glücklichen wie den Elenden ein ewiges Bild von den Qualen deiner Gebieterin!

Inhalt.

Sechstes Kapitel,

Seite

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel,



